

Harald Schiel

Lebenserinnerungen

Zweiter Teil

*Harald Schiel: **Lebenserinnerungen - Zweiter Teil**
Florian Schiel Verlag 2004
Limitierter Sonderdruck*

*Druck: Copyland München
Bindung: Wiedemann München*

© Harald Schiel 2004

Zweiter Teil:

Beruf und Familie - von den fünfziger Jahren bis ins neue Jahrhundert

Münchener Jahre bis 1955:

Heirat, Studienabschluss, Referendariat
Lehrjahre an der Steiner-Schule

Seite 213

So mittendrin im Lehrberuf:

Meine Lehrtätigkeit am Gymnasium Starnberg

Seite 233

Rückkehr in ein verändertes Land:

Unsere Reise in meine ehemalige Heimat

Seite 268

Beinah ein neuer Beruf:

Das Gymnasium Geretsried und der
Gesamtschulversuch

Seite 282

Eingebunden in den Ernst des Lebens:

Bedrohungen - Lösungen

Seite 326

So etwas wie eine Urheimat?

Mein Griechenland

Seite 335

Im sogenannten Ruhestand:

Nachberufliches Tätigsein und etliche Reflexionen

Seite 372

Anhang

1. Kurzgefasste Geschichte der Papierfabrik Busteni

Seite 429

2. Das Gymnasium Geretsried - gestern, heute und morgen
(Festansprache anlässlich des 25-jährigen Jubiläums
des Gymnasiums Geretsried am 31.Juli 1997)

Seite 443

3. In eigener Sache

Seite 455

Münchener Jahre bis 1955:

Heirat, Studienabschluss, Referendariat und Lehrjahre an der Steiner-Schule

Fünf Studienjahre in Dillingen, Tübingen und München müssten für den Lehrberuf eigentlich reichen, meinte ich. Zumal ich feststellte, dass eine weitere Vertiefung in die Wissenschaften mich dem angepeilten Ziel einer schulischen Lehrtätigkeit kaum näher brachte,- im Gegenteil, mich eher davon wegführte und sich zu verselbstständigen drohte. Zwar hatte ich während der Semesterferien immer wieder die Gelegenheit genützt, bei Dr. Schweizer zu hospitieren, so dass ich die Aspekte praktischer pädagogischer Tätigkeit nicht ganz aus den Augen verloren hatte und automatisch auch in meine laufenden Studien einbezog. Aber noch stand unausweichlich die Aufgabe bevor, mir eine weitere Masse von Wissensstoffen nach den üblichen Kriterien der germanistischen, historischen und geografischen Zunft examensgerecht aneignen zu müssen,- eher als Last denn als Erkenntniserhellung von mir empfunden. Und eben auch von der ernüchternden (für mich bedeutsamen) Einsicht begleitet, dass solche Einverleibungen auch nicht mehr Wesentliches für meine persönliche Weiterentwicklung beisteuern würden.

Alles in mir drängte auf Anwendung dessen, worüber ich bereits verfügte,- in die Praxis also, ins handwerkliche („kopfwerkliche“) Tun. - (Seither vertrete ich immer wieder die Ansicht, der Lehrberuf müsse ebenso sehr von handwerklichen Denkstrukturen durchtränkt sein wie von wissenschaftlichen Kategorien; viele Gymnasiallehrer sehen das anders,- oft sich selber als einen verlängerten Arm der reinen Wissenschaften,- und sind dann erstaunt, wenn sich zwischen solche abstrakte Wissensvertretung und eine anzustrebende, die Schülerperson rundum „bildende“ Anwendung von Lehrinhalten eine Kluft auftut, die sich nicht so ohne weiteres nur mit dem Instrumentarium der Wissenschaften überbrücken lässt.)

Kurzum: Ich meldete mich zum Staatsexamen für den Spätsommer 1952 an und legte dem Staatsministerium alle benötigten Belege (die berühmten „Scheine“,,- das sind die Bescheinigungen über Teilnahme an Seminaren, die Studienbücher u. dergl.) vor. Ebenso dringlich schien mir, endlich finanziell unabhängig zu werden. Ob es aber bei all den vielen Studienabgängern (viele ehemalige Kriegsteilnehmer) überhaupt gelingen würde, nach bestandnem Examen eine Anstellung im Lehrberuf zu finden, war nach wie vor äußerst fraglich.

Trotzdem beschlossen wir zu heiraten,- mit 25 war es an der Zeit, wir würden uns, wie so viele andere ehemalige Kriegsteilnehmer und jetzige Mitstudierende, schon irgendwie durchschlagen (Stipendien gab es natürlich immer noch nicht,- BAFöG war noch völlig unbekannt,- auch Sozialhilfe kam erst viel später auf,- wir hätten so etwas (Armenhilfe!) auch sicher nicht in Anspruch genommen,- man dachte in all diesen Bereichen noch viel individueller, vereinzelter, vielleicht sogar stolzer;- das sog. „Soziale Netz“ blieb künftigen, wirtschaftlich erfolgreicherer Jahrzehnten vorbehalten). Über Geld- oder Vermögenswerte verfügten wir ebenso wenig wie die meisten anderen Gleichaltrigen auch,- an eine familiäre Unterstützung war nicht zu denken,- wir hätten sie vielleicht sogar abgelehnt.

Gretl, mit Meistertitel und zeichnerischem Talent ausgestattet, bewarb sich mit Erfolg um die Stelle einer Entwurfs-Direktrice in einer Kleiderfabrik in der Nähe der St.Pauls-Kirche,- der Posten war mit 500DM monatlich für die damaligen Verhältnisse ausgesprochen gut dotiert,- also würde nun sie bis auf weiteres für unseren Unterhalt aufkommen. Was damals auch schon keine Seltenheit war, aber eher als eine Not- und Übergangslösung angesehen wurde und noch völlig frei war von späteren emanzipatorischen Idealen,- eher schon als eine Fortsetzung des Kriegsnotstands angesehen wurde, wo es ja vorwiegend auch die Frauen gewesen waren, die den Lebensunterhalt und fast alles übrige in der Heimat gedeichselt hatten.

Trotz begonnenen Wiederaufbaus ganzer Stadtteile war vorerst nicht daran zu denken, eine eigene Wohnung anzumieten, denn der Mietzins in Neubauten war unerschwinglich, ebenso die vom Eigentümer verlangten, recht hohen „verlorenen Baukosten-Zuschüsse“ und/oder Mietvorauszahlungen. Der Zufall einer Zeitungsannonce verhalf uns zur Untermiete bei Frau Riedl in der Feilitzsch-Straße Schwabings, unmittelbar neben der Silvester-Kirche und in nächster Nähe des Englischen Gartens gelegen. Neben dem geräumigen Wohn/Schlafzimmer (mit hellem Erker) verfügten wir über ein winziges Kämmerlein (unsere unheizbare Küche/Kammer), das altertümliche Badezimmer teilten wir uns mit Riedl Mutter und Tochter. Gretls Vater stiftete zwei grüne Lehnssessel; von den (mühsam) angesparten tausend Mark kaufte ich Bretter und bastelte ein Bücherregal, eine große Truhe fürs Bettzeug und etliche Bänkchen (besitze alles auch heute noch!), auf die wir Matratzenrahmen legten. Die Matratzen selber kosteten 300 Mark, für 150DM erstanden wir einen großen roten Teppich,- zusammen mit hübschen Vorhängen und Bettdecken ergab das ein buntes, gemütliches Ambiente,- ein brauner Kohleofen versprach Winterwärme,- wir freuten uns sehr auf dieses erste gemeinsame „Nest“,,- eine bescheidene Bleibe zwar, wir aber fanden sie herrlich, obwohl wir immerhin 80 Mark monatlich hinblättern mussten. (Dass uns am ersten Morgen die dröhnend laute Kirchenglocke bereits um dreiviertel sechs weckte, dem 15 Minuten später regelmäßig ein weiteres Gebimmel

folgte, ahnten wir noch nicht,- aber auch damit fanden wir uns ab,- durchaus möglich, dass uns bereits hier die Gewohnheit des Frühaufwachens „eingebimmelt“ wurde, die bleibend in unsern Lebensrhythmus eingegangen ist).

Am 10.Mai 1952 heirateten wir in Kempten. Der Standesbeamte, ein Jugendfreund meines Schwiegervaters, legte sich mächtig ins Zeug und verglich unsere Ehe mit einer soliden Starkstromleitung. Beide Väter fungierten als Trauzeugen. Die anschließende Trauung in St.Mang vollzog Pfarrer Schauer, der uns beide gut kannte. Zum Hochzeitsmahl versammelte man sich in der „Stadt Hamburg“, einem bürgerlichen Restaurant oberhalb der bekannten Freitreppe. Außer unseren Familien waren auch etliche Freunde dabei, eine fröhliche Runde, in der alle sich mochten (und die nach unserer Abreise noch fröhlicher geworden sein soll!). Unsere Hochzeitsbilder, aufgenommen von Vatis Chauffeur vor den Toren der Stadt unter blühenden Apfelbäumen, zeigt Gretl in der weißen Pracht ihres von einer Freundin genähten Hochzeitskleids,- ein unvergesslicher lieblicher Anblick.

Mit 300 Mark in der Tasche (die wir von unsern Ersparnissen abgezweigt hatten) ging es gegen Abend auf Hochzeitsreise,- an den nahen Bodensee! Wetterleuchten während der Bahnfahrt nach Lindau in einbrechender Dunkelheit. Im schönen Hotel am Hafenbecken, dem stolzen Bayerischen Löwen gegenüber, verbrachten wir zwei Nächte, zuckelten dann mit etlichen Dampfern westwärts am Nordufer entlang, zeitweilig eingeholt von den Eisheiligen, dazwischen aber doch soviel Sonnenschein, dass wenigstens Gretl sich entschließen konnte, ein erfrischendes Frühlingsbad zu nehmen. In Meersburg überraschten uns am Hafen Gretls Schwester Elisabeth und mein Bruder Jürgen, die sich mit dem Schülerstrom eines gemeinsamen Schulausflugs von Kemptens Lyzeum und Humanistischem Gymnasium von einem Schiff ans Land ergossen.- Von Konstanz aus gelang es uns überraschender Weise, eine Tages-Omnibusreise nach Zürich zu buchen,- zum ersten Male nach sieben Jahren betraten wir ausländischen Boden! Die Schweizer Verhältnisse beeindruckten uns sehr, wir durchfuhren ein Märchenland ohne Zerstörungen und sichtbares Elend, alles so fein sauber und beständig geordnet,- die Stadt Zürich fanden wir hinreißend,- wir promenierten stundenlang durch die Straßen und an der Limat und dem Seeufer entlang in wunderbar gehobener Stimmung,- von einer solchen ungewöhnlichen Hochzeitsreise gab es nun wirklich einiges zu erzählen; erfüllt von diesen Eindrücken, überfuhren wir abends wieder die Grenze ins arg zerzauste und zurückgebliebene Deutschland.

Der Sommer 1952 war besonders heiß und trocken, die Nähe des Englischen Gartens brachte wenigstens nachts einige Kühlung. Täglich begleitete ich Gretl um sieben

Uhr zum Feilitzschplatz, von wo sie mit der Tram in ihren Betrieb zuckelte. Ihre dortige Tätigkeit lag ihr sehr, sie beschäftigte sich jeweils mit den Kollektionen der künftigen Modesaison, vom Entwurf bis zur Herstellungsreife, legte sich dabei gewohnheitsgemäß mächtig ins Zeug, erduldete auch gelassen die Launen ihres Ehepaares, das ihre Leistungen aber durchaus würdigte. - Mein Alltag verlief wohl etwas eintöniger: Vom frühen Morgen bis zum abendlichen Abholtermin am Nikolaipplatz, von wo aus wir einkaufen gingen, hockte ich über meinen Manuskripten und den durchzuarbeitenden Büchern, viel zu sehr beansprucht von der von mir als unnötig eingestuften Vorbereitung auf die Prüfungen in Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch, ansonsten mir die Literaturepochen und die geschichtlichen Daten einprägend, auch in der Geografie galt es viel aufzuarbeiten. Um mir wenigstens die unerlässlichste Körperbewegung zu ermöglichen und der Zimmerhitze zu entkommen, erkundete ich im Englischen Garten jenseits des Kleinhesselohes Sees einige stille Parkwege, wo ich, auf- und abgehend, z.T. auch laut rezitierend, die Paukerei unter etwas erfreulicheren Umständen fortsetzte. Nach etwa acht Stunden war meine Aufnahmekapazität gewöhnlich erschöpft, in die Nächte hineinzuarbeiten war in unserem Zimmer ohnehin kaum möglich. Wir spazierten, sofern beide nicht zu müde, abends sehr gerne durch unseren Park, der uns so sehr ans Herz wuchs, dass wir uns ein Leben in München ohne diese Erholungslandschaft nicht mehr vorstellen konnten,- und dabei blieb es dann ja auch selbst nach unserm Umzug in die Schönfeldstraße! - Der von uns bewohnte Teil Schwabings: ein kleinstädtisches, beinahe noch dörfliches Milieu, man kannte bald viele Mitbürger vom Sehen. Unweit unseres Hauses die Gaststätte „Seerose“, bescheidenstes Künstlerlokal, wo man unglaublich billig essen konnte. Ansonsten kaum wahrnehmbare Vergnügungsstätten, keinerlei nächtlicher Rummel, unserm Haus schräg gegenüber installierte sich in einem ehemaligen Bauernhaus soeben der „Heuboden“, um die Ecke war vor kurzem das nachgerade berühmte „Occamstudio“ eröffnet worden, wo wir uns regelmäßig (möglichst in der stets ausverkauften samstäglichen Nachtvorstellung) eine schier unendliche Kette sehenswerter ausländischer Filme ansahen. Wenige Schritte weiter an der Ecke Haimhauserstraße begann Dieter Hildebrandt mit den ersten Versuchen seiner „Lach- und Schießgesellschaft“, in seinem Ensemble auch meine Schulkameraden Pottika und Weber aus Kempten. Unruhiger wurde es allenfalls in den wenigen Faschingsnächten,- einige Bälle in studentischem Kreise (natürlich maskiert!) sind mir vage in Erinnerung geblieben, meist Instituts- oder Hausbälle, besonders jener bei Freund Zimmermann in Ambach, wo wir die ganze Nacht durchhalten mussten, denn der nächste Bus nach München ging erst in dunkler Frühe.

Die schriftlichen Prüfungen des Staatsexamens begannen mit einem Anwesenheitstermin im größten Hörsaal der Technischen Universität: Die 800 versammelten Kandidaten wurden nacheinander aufgerufen, mit manchen Kollegen hatten die Prüfungsbeamten noch Fragen zu klären,- ich saß wie auf Kohlen, denn erst hier hatte ich erfahren, dass meine erste Prüfung bereits um zwei Uhr nachmittags begann. Eine geradezu erdrückende Masse um mich herum,-- und da sollte man eine Chance haben? Endlich kam der Buchstabe Sch an die Reihe, ich sauste anschließend nach Hause, weil ich die Schreibutensilien nicht dabei hatte, und kam gerade noch rechtzeitig in den Prüfungsraum, wo man sich auszuweisen hatte und auf seinem namentlich gekennzeichneten Platz die Prüfungsaufgaben vorfand. So ging das die folgenden acht Tage weiter,- das Wort Stress war im deutschen Sprachgebrauch zwar noch unbekannt, aber es war einer! - Ich fand die Aufgabenstellungen durchaus angemessen, aber meine Darlegungen schienen mir,- kaum hatte ich den Raum verlassen und mit Mitprüflingen gesprochen -, vielfach lücken- und auch fehlerhaft zu sein,- wohl der übliche Prüfungskater,- und ein wenig war es dann auch tatsächlich so, als viele Wochen später die zwar nicht schlechten, mich aber enttäuschenden Prüfungsnoten uns mitgeteilt wurden. Geradezu komisch, dass ich in Geografie besser abgeschnitten hatte als in Deutsch, wo ich mich doch in jenem „Nebenfach“ nicht allzu gründlich umgesehen hatte. Meine erste Überlegung, das Examen vielleicht zu wiederholen, um zu einem besseren Notenschnitt zu gelangen, der für eine Anstellung vielleicht wichtig sein könnte, verwarf ich, weil zum einen der nächste Termin erst in einem vollen Jahr anstand, zum andern der Drang in die Unterrichtspraxis fast unaufhaltsam groß geworden war. - Die mündlichen Prüfungen im September gelangen besser, zumal einige der Professoren mich ja kannten. Als besonders störend empfand ich, dass bis zu acht Prüfer im großen Saal gleichzeitig tätig waren,- die Kandidaten saßen an der Stirnwand und warteten auf ihren Aufruf. So konnte es geschehen, dass man einem Professor zugewiesen wurde, der einen nicht kannte, während der Doktorvater lächelnd von seinem Tisch herüber grüßte. Ein Professor erregte meinen Zorn, als er, eine komplizierte Frage stellend, sich ostentativ von mir abwandte und das Prüfungsgeschehen rundum eingehend beobachtete, während ich drauflos stotterte; als ich nach einiger Zeit schüchtern nachfragte, ob er dies so gemeint habe oder anders, drehte er sich ruckartig wieder mir zu und fauchte mich an, hier stellte nicht ich die Fragen, sondern er. Insgesamt hinterließ dieses Prüfungsgeschehen einen schlechten Nachgeschmack,- aber nicht nur mich persönlich betreffend, sondern auch die ganze Organisation und ihr Klima und auch das teilweise merkwürdige Verhalten der Professoren einschließend,- ich würde das als Lehrer anders gestalten, nahm ich mir vor. - München war eben, im Gegensatz zu Tübingen, eine Massenuniversität mit all den schlimmen Merkmalen permanenter persönlicher

Überforderungen allerseits; auch hatte ich hier ja nur wenige Dozenten erlebt, die sich durch vorbildliche Vortragskunst und sonstige hervorzuhebende Lehrfähigkeiten hervortaten,- auch nicht allzu viele, die mir als Persönlichkeit imponierten.

Froh, diese Phase endlich hinter mich gebracht zu haben, erwartete ich meine Einbestellung ins Pädagogische Seminar am Alten Realgymnasium (jetzt: Oskar v. Miller-Gymnasium) im Herzen Schwabings, eine Schule mit gutem Ruf und einer interessanten Schülerschaft, auch die Seminarlehrer gefielen mir allesamt, Vertrauen weckend auch die beiden Direktoren,- bis Weihnachten Dr. Krell, danach Dr. F. Schuh, zu dem sich rasch ein angenehmes Verhältnis entwickelte,- ein temperamentvoller, sprühender, auch witziger *homme de lettres*, eben ein echter Schwabinger;- übrigens einer der wenigen schätzenswerten Mitbegründer des Bayerischen Philologenverbands, der damals noch ein ganz anderes, auch pädagogisch orientiertes Niveau hatte als in späteren Zeiten, wo er sich allzu häufig den Zielen der herrschenden Kulturpolitiker verschrieb (und nun seit einigen Jahren auch denen der Wirtschaft sich anzupassen versteht). Schuh mochte mich, was ich deutlich spürte und mich dementsprechend auch gerne um meine Fortschritte und seine Anerkennung bemühte. Mit 21 Referendarkollegen teilten wir uns einen Aufenthaltsraum (die sog. „14. Klasse“, die sich während der Pausen grundsätzlich nicht im Lehrerzimmer aufhielt, aber wir durchbrachen immer häufiger dieses Prinzip), wo auch die „Sitzungen“ stattfanden. Man kannte sich teilweise schon vom Studium her,- etwa den fachkundigen jungen Assistenten aus dem historischen Seminar, dessen erster Lehrversuch so vollkommen danebenging, dass wir anschließend meinten feststellen zu müssen, hier bahnte sich eine Lebenstragödie an, sofern er am Ziel festhielte, Gymnasiallehrer zu werden; (er hielt daran nicht fest!). Bereits 14 Tage nach Seminarbeginn bestellte mich Dr. Krell ins Direktorat und beauftragte mich, am Gisela-Gymnasium den Deutschunterricht in einer 11.Klasse für einen dort erkrankten Kollegen zu übernehmen; dass man mich ausgewählt hatte, stützte meinen Verdacht, dass mir die ersten Lehrversuche gelungen seien. Wie sehr profitierte ich nun von den Kontakten zu Dr. Schweizer während meiner Studienjahre! Weder die Stoffauswahl (damals noch nicht so dogmatisch festgezurrt an zweifelhafte Lehrpläne - wie dann in späteren Zeiten!) noch Stundenaufbau und Lernziel bereiteten mir Schwierigkeiten, ich bekam guten Kontakt zu den Schülern, die sich als viel harmloser erwiesen, als der ihnen vorausseilende Ruf befürchten ließ,- ich bereitete mich, wie eigentlich in allen Jahren seither, sehr gründlich auf die Stunden vor, die mir nach meinem Urteil auch gut gelangen, insgesamt eine geradezu vergnügliche Anstrengung mit angenehmer Rückkopplung auf mein Selbstbewusstsein als angehender Lehrer. Was war das doch (endlich!) etwas so

völlig anderes als die endlose, geradezu verblödende Examensvorbereitung; ein Glück, dass ich nicht den Fehler begangen hatte, aus Enttäuschung über eine Examensnote den Prüfungszirkus zu wiederholen und ein wertvolles Lebensjahr dafür herzugeben; übrigens kam mir damals zum ersten Male der Gedanke, meine Doktorarbeit nicht fortzusetzen und mich stattdessen ganz der Lehrtätigkeit zuzuwenden.

Unser Referendariat dauerte von November bis Juni, also nur ein halbes Jahr und nicht, wie heute, zwei volle Jahre,- meiner Meinung nach trotzdem lang genug, denn alles Entscheidende lernt man ja ohnehin erst nachher im ausschließlich Auf-sich-selbst-gestellt-sein. Meine Facharbeit befasste sich mit der Frage, ob der künftige Deutsch-, Geschichts- und Erdkundelehrer im Studium dieser Fächer an den Universitäten in richtiger Weise auf den Lehrberuf vorbereitet würde,- was ich, wohl etwas hochmütig voreilig, verneinte, natürlich auch begründete. Die Arbeit wurde von Schuh als sehr gelungen eingestuft, führte dann allerdings dazu, dass der vom Ministerium entsandte Prüfungskommissar mich hartnäckig von Prüfung zu Prüfung begleitete, auch mit Fragen in den Prüfungsverlauf eingriff,- er sagte abschließend, er hätte sich den Verfasser dieser Schrift näher anschauen wollen,- und gab mir die beste Note!

Größter persönlicher Gewinn meiner Zeit am Alten Realgymnasium war die Freundschaft mit Heinrich Wohlfart, Mitglied des dortigen Kollegiums, wohnhaft zwei Häuser weiter, wo seine kluge, aber auch energische und scharfzüngige Frau das Regiment über ihn und die drei Heranwachsenden führte. Kurz nach mir wechselte auch er, dank seiner Bekanntschaft mit Hanns Jobst, ans Gymnasium Starnberg über,- die Verbindung blieb erhalten, ja vertiefte sich vor allem in Sezze (südlich Rom), wo Wohlfarts ein Häuschen besaßen und wir sie einige Male besuchten. Eine Familie, in der ununterbrochen auf beachtlichem Niveau diskutiert wurde,- über alles, was den Gebildeten und gut Informierten bewegen konnte; besonders nahtlose Übereinstimmung herrschte zwischen uns in der Einschätzung der jeweiligen politischen Lage; auch Wohlfarts standen links von der Mitte und beobachteten ebenfalls mit zunehmender Skepsis die fortschreitende Dominanz konservativer bis reaktionärer Kreise. Wir verstanden uns gut und waren gerne und oft mit ihnen beisammen,- nie war es langweilig. Über zwei Jahrzehnte vor mir in den Ruhestand gelangt, verkaufte Wohlfart - auch der zunehmenden dortigen Unsicherheit wegen - sein Domizil im lieblichen Susotal hinter dem uralten Städtchen hoch über den Pontinischen Sümpfen,- sie bezogen ein ehemaliges Bauernhaus in Oberschwaben, ließen sich dann im Taunus - in der Nähe ihrer beiden Söhne - nieder,- wir haben sie leider dort nicht mehr besucht. Prächtige Menschen,- warmherzige Intellektuelle besten Schlages, die sehr bescheiden im Alltag dahin lebten, in der Vorkriegszeit

einige Jahre im Ausland verbracht hatten, viel wussten und über alles eine begründete Meinung hatten und die sich in diesen Jahren allmählicher sogenannter Normalisierung der Lebensverhältnisse nicht in die Flachheiten der aufsprießenden Wohlstandsgesellschaft verführen ließen.

In die eigene Arbeit eingespannt und in der sogenannten Freizeit die fröhliche Zweisamkeit eines jungen Ehepaars im Schwabing der fünfziger Jahre auskostend, registrierten wir,- obwohl doch selber im letzten Jahrzehnt von den Folgen des verlorenen Krieges im persönlichen Schicksal stark betroffen -, beinahe nur am Rande, was im politischen Raum vor sich ging. Adenauer lenkte unsere Republik konsequent in eine sich vertiefende Westintegration; der den Ost-West-Konflikt verschärfende Koreakrieg führte zur Wiederbewaffnung Deutschlands,- als überzeugter Pazifist lehnte ich diese Entwicklung als eine Art Rückfall in machtpolitische Überlegungen ab, von denen sich das neue Deutschland nicht mehr einfangen lassen dürfe, und stand der „Ohne-mich“-Bewegung gefühlsmäßig nahe,- glaubte aber nicht mehr lange, dass sich unsere Abstinenz von der Weltpolitik durchhalten lasse,- zum einen, weil die Sowjetunion wohl kaum anders zu bremsen wäre als durch entschlossene Gegenwehr, zum andern, weil ich immer mehr daran zweifelte, dass unsere deutschen Mitbürger einen ähnlich radikalen Neuanfang wünschten, wie ich ihn als Chance in der „Stunde Null“ erhofft hatte. - Eines Abends im März 1953,- ich Gretl an der Straßenbahn-Haltestelle erwartend -, wurde mir ein Extra-Blatt in die Hand gedrückt, auf dem der Tod Stalins mitgeteilt wurde. War das vielleicht der Anfang vom Ende des Kalten Krieges? (Der dauerte noch über drei Jahrzehnte und erreichte krisenhafte Höhepunkte, die uns unmittelbar an den Rand eines dritten Weltkriegs brachten und die wir uns in ihrer immensen Gefährlichkeit damals noch nicht einmal vorstellen konnten!)

Mein Vater hatte sich inzwischen mit der ihm zugeteilten Auszahlung aus dem „Lastenausgleich“ eine hübsche Eigentumswohnung in Kempten gekauft und damit das Exil in Thingers beendet. In jene Jahre fällt seine sich allmählich anbahnende Verbindung zu Inge Illing, die später meine Stiefmutter wurde. Jürgen kam auf diese Weise in eine neue Familie;- mich beruhigte es, dass Vater nun wieder eine Lebenskameradin gefunden hatte, an die er sich anlehnen konnte, und dass er jetzt sicher auch besser versorgt war. Eine nähere Beziehung zu Inge Schiel-Illing und ihren beiden Kindern Ursula und Jens kam meinerseits kaum zustande, ich lehnte Inge zwar nicht ab, begriff aber nie, wie Vater sich an sie gewöhnen konnte und sich sogar ehelich mit ihr verband. Aber ich hütete mich, darüber laut urteilen zu wollen, und es schien mir, dass Vater zufriedener wurde und diesen Schritt wohl auch nicht

bereut hat. Inges Mann Illing, Fabrikant in den Nordsudeten, war von den Tschechen bei Kriegsende erschlagen worden, die Familie wurde wie alle anderen vertrieben,- Inge baute dann, gewissermaßen parallel zu Vaters Bemühungen, ebenfalls im Allgäu einen Papier verarbeitenden Kleinbetrieb auf; so lernte man sich kennen und fusionierte alsbald, was wirtschaftlich sicher richtig war. Vater und Inge verbrachten viele erholsame Urlaube in Oberstdorf und Meran, konnten sich allmählich also,- auf sicher viel bescheidenerem Niveau als von ihrer jeweiligen Herkunft gewöhnt -, durchaus standesgemäße Abwechslungen leisten. Aber man sah sich immer seltener, die Familienbande der Schielfamilie lockerten sich etwas.

Tatsächlich war es schwierig geworden, nach bestandenem Examen eine Anstellung im Lehrberuf zu finden,- bei einer etwas besseren Examensnote wäre ich vielleicht schon irgendwo untergekommen, zumal sich damals noch sehr viele Gymnasien Bayerns in städtischer (und nicht staatlicher) Hand befanden. Mein großer Wunsch, in oder bei München eine berufliche Bleibe zu finden, schien immer schwerer aufrechtzuerhalten sein,- ich rechtfertigte ihn auch mit dem Argument, die Nähe zu meinem Doktorvater nicht aufgeben zu dürfen,- und schließlich war Gretls Arbeitsplatz ja auch ein sehr triftiger Grund für die Anhänglichkeit an diese schöne Stadt. Doch dann kam es rasch zu einer Entscheidung, die meine weiteren in alle Himmelsrichtungen hinausgehenden Bewerbungsschreiben stoppte:

Dr. Schuh bestellte mich zu sich und teilte mir mit, ein gewisser Dr. Pollmann, sein Freund, früher Jurist und hoher Beamter in einem Ministerium, jetzt überzeugter Pädagoge an der hiesigen Rudolf-Steiner-Schule, habe bei ihm angefragt, ob er ihm nicht einen frisch gebackenen Assessor der Germanistik aus seinem diesjährigen Seminar empfehlen könne,- er habe mich genannt, ich möge, falls interessiert, mich mit der Schule in Verbindung setzen. War das die ersehnte Chance, in München bleiben zu können? Die Schule, obwohl in nächster Nähe gelegen, war mir unbekannt, über Rudolf Steiner und die von ihm entwickelte Waldorf-Pädagogik hatte ich nur sehr vage Vorstellungen,- aber vielleicht lohnte der Versuch, sich die Sache genauer anzuschauen.

Zu einem festen Termin in den ersten Stock des Goethesaales gebeten, stellte ich verblüfft fest, dass sich das ganze Kollegium versammelt hatte, um mich kennenzulernen,- es begann ein Frage- und Antwortspiel, das mir wegen seines Gehalts und auch der überaus ansprechenden, weil offenen und mir zugewandten Form in bester Erinnerung geblieben ist. Ich hatte Gelegenheit, meine pädagogischen Ideen zu skizzieren, fand spontane Zustimmung und eine mir bislang an einer Schule noch nicht begegnete Bereitschaft, Schule unkonventionell ganz und gar vom Kind aus zu denken und entsprechend zu gestalten. Frei bekannte ich, bislang keine Berüh-

rungspunkte zur Anthroposophie gehabt zu haben, was aber keine Rolle zu spielen schien,- man war offenbar ausschließlich darauf bedacht, mich und meine pädagogischen Einstellungen zu erkunden,- alles andere würde sich dann wohl von selber ergeben. Man bot mir die Stelle eines Germanisten in der Oberstufe an, ich sagte zu -- (musste mich allerdings wundern, wie gering so eine Tätigkeit an dieser Privatschule entlohnt wurde,- 350DM monatlich nur, damals dem heutigen Kaufwert von etwa 750Euro entsprechend - immerhin besser als nichts,- und auch das konnte sich ja noch weiterentwickeln).

Gretls Schwester Annemarie, inzwischen mit Josef Saft, ebenfalls Neuphilologe, verheiratet, wohnte mittlerweile in Bad Tölz, wo ihr Sepp eine Anstellung bei der amerikanischen Armee gefunden hatte. Sein Bruder Willi, vor kurzem als entlassener Fremdenlegionär aus Indochina zurückgekehrt (kurz vor Ausbruch des schrecklichen Vietnamkriegs!) und nunmehr bei meinen Schwiegereltern wohnend (wo sonst denn?- seine Mutter und Schwester lebten noch in Oberschlesien, von wo ihnen erst etliche Jahre später die Ausreise in die Bundesrepublik gestattet wurde),- dieser Schwager Willi konnte und durfte chauffieren, also benötigten wir nur noch ein Auto, um endlich einmal in den Süden zu gelangen. Schwiegervater stellte uns eines zur Verfügung. Gretls Schwester Elisabeth war mit von der Partie,- wir fühlten uns geradezu göttergleich, als wir die Brenner-Grenze passierten,- unsere erste Reise in ein Land des Lichts mit ehrfürchtig bestaunter Kultur (Pisa, Florenz, Venedig), übernachtet wurde natürlich in Zelten,- und als wir unterhalb der Piazzale Michelangelo, genau an der Stelle, wo sich auch heute noch der Zeltplatz befindet, die Plane am Morgen aufklappten, verschlug mir der Anblick von Dom und ihn umgebender Arno-Stadt beinahe den Atem,- erstes Glied einer sehr langen Reisekette in den Süden, die in solchen „Erinnerungen“ natürlich keineswegs allesamt aufgezählt werden können;- dennoch relativ später „Erstling“, gemessen etwa an den frühzeitigen Reisemöglichkeiten der nachrückenden Jugend, etwa auch meiner Kinder. Die übrigens mit dreißig Jahren schon viel mehr von der weiten Welt zu sehen bekommen hatten, als wir, Gretl und ich, uns jemals werden „er-reisen“ können,- denn der allgemeine Reise-Wohlstand setzte ja erst in den Sechzigern ein (- ich damals bereits streng in meine beruflichen Pflichten eingebunden). Dennoch: eine Türe war aufgestoßen,- und weil Reise-Freizügigkeit ein wesentlicher Bestandteil der allgemeinen Freiheit ist, betrachte ich sie seither als ein wertvolles Gut und würde mich tief eingeschränkt fühlen, falls diese Form des Herausgehobenseins aus dem Alltäglichen und des Kennenlernens von wesentlich Sehenswertem aus welchen Gründen auch immer nicht mehr möglich wäre.

Meine Vorbereitung auf den ersten völlig eigenverantwortlichen Unterricht bestand zunächst darin, mich ein wenig mit der Anthroposophie im allgemeinen und der Waldorf-Pädagogik im besonderen vertraut zu machen. Man legte mir nahe, einen Einführungskurs an der Stuttgarter Waldorf-Schule in der Haussmann-Straße noch während der Sommerferien zu besuchen. Um unser mageres Budget zu schonen, trampte ich auf der Autobahn bis Burgau, versuchte drei Stunden vergeblich, von dort weiterzukommen, gab schließlich auf und fuhr dann doch mit der Bahn weiter. Den vielen Einführungsvorträgen und Unterrichtsbesuchen entnahm ich, dass an den Schulen dieser Art ein doch beträchtlich anderer Geist wehte als an den kultusministeriell beherrschten Öffentlichen Gymnasien,- was sich aber, wie die Waldorf-Gegner immer etwas vorschnell behaupten, keineswegs so sehr auf das angeblich unterentwickelte intellektuelle Niveau bezog, sondern auf den gesamten Bildungsvorgang: Nicht so sehr das anzueignende Wissen stand im Mittelpunkt - (mit all den bekannten *positiven* Begleiterscheinungen, wie Stoffaneignung, Förderung logischen Denkens und der Urteilsfähigkeit, und all die sonstigen Schulungsvorgänge der üblichen Gymnasien bis hin zum Erwerb der Hochschulreife) -, sondern zentrales Ziel war die Entwicklung der Gesamtpersönlichkeit des heranwachsenden Schülers, wo sich ein Vergeistigungsprozess abspielte, den zu lenken und zu bereichern die wichtigste Aufgabe schulischer Erziehung sein sollte. Dass dabei die üblichen Fächer in diese Aufgabe eingespannt blieben, verhinderte zwar eine zu krasse Abweichung vom übrigen bestehenden Schulsystem (- und nur so war es ja auch mir möglich, als „Quereinsteiger“ an einer solchen Schule mitzuwirken -), aber die Funktion der Fächer war grundsätzlich eine andere : sie wurden nicht Selbstzweck im Rahmen des zu vermittelnden Kulturguts, sondern hatten die gewichtige Rolle eines Instruments zur nachhaltigen Förderung des Vergeistigungsprozesses (der Geist-Inkarnation) im Schüler übernommen. Auch war stets zu beachten, wie sich alle Schulungsvorgänge auf den Einzelnen auswirkten,- also war es wichtig, den Schüler genau in Augenschein zu nehmen,- was dann die geradezu beispielhaften Schülerbesprechungen in der wöchentlichen Konferenz zur Folge hatte (- die ich in etwas abgewandelter Form später als Schulleiter in Geretsried einführte,- was dort zu einer wesentlich verbesserten „Pädagogisierung“ des Kollegiums führte und auch den Ruf unserer Schule förderte -). Diese Perspektiven bestachen mich geradezu, sie zeigten auch deutlich, welche Defizite im öffentlichen Schulwesen herrschten. Und wer weiß, ob ich nicht vielleicht doch auf Dauer an einer Waldorf-Schule hängen geblieben wäre, wenn,- ja wenn eben gewisse Grundvoraussetzungen mich nicht von allem Anfang an irritiert hätten,- ich meine die von Rudolf Steiner in zahllosen Vorträgen und vielen Büchern ausgebreiteten Vorstellungen über Anthroposophie. Zwar wusste ich, dass er als Herausgeber der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (im Rahmen der sehr

angesehenen Weimarer Gesamtausgabe) sich seine wissenschaftlichen Sporen redlich verdient hatte. Was er dann aber später, etwa auch in der „Geheimwissenschaft“, dem kritischen Leser mitunter zumutete, überschritt allzu oft die Grenze zu einer möglichen intellektuellen Akzeptanz und schwebte in meinen Augen als unbewiesenes und deshalb unglaubliches Wunschdenken weit über unser aller Wirklichkeit,- blieb für mich also nicht nachvollziehbar, ja reizte (vor allem, was seine Sprache betraf) sogar meine Spottlust. Unmittelbar daneben vermittelte er dann wieder Einsichten in pädagogische Einstellungen und Konzepte, die mich überzeugten und die selbst anzuwenden ich für erstrebenswert hielt. Allerdings kam hinzu, dass mir die Menschen, die sich der Waldorf-Pädagogik verschrieben hatten, sehr zusagten in ihrer unkomplizierten Offenheit, glaubhaften Herzlichkeit, auch in ihrer Toleranz und vor allem in ihrer unermüdlichen Hingabe an diese selbst gewählte Aufgabe. In nur zwei Jahren habe ich sehr viel von ihnen gelernt und die in mich eingedrungenen Impulse während der dreieinhalb Jahrzehnte meines weiteren schulischen Wirkens immer wieder aufgegriffen und erfolgreich angewendet,- ohne diese Zeit an der Waldorf-Schule wäre ich ein ganz anderer Lehrer geworden, sicher kein besserer.

Die äußeren Verhältnisse waren kümmerlich. Neben und über dem Goethe-Saal, der auch von der Anthroposophischen Gesellschaft und der Christengemeinschaft genutzt wurde, gab es einige schlichte Klassenzimmer, daneben standen im Hof zwei uralte Baracken mit je zwei Unterrichtsräumen,- und das alles in einem von großen Wohnhäusern umstandenen Innenhof des (zerbombten) Hauses Leopoldstraße 48. Gemessen an der Schulhaus-Kultur der öffentlichen Schulen geradezu ärmlich; obgleich die meisten Schülerinnen und Schüler aus ausgesprochen gehobenem Milieu einer sich in den westdeutschen Wohlstand hinein entwickelnden Gesellschaft kamen. Nur wenige Eltern waren selber Anthroposophen; die meisten Väter nahmen recht gehobene Stellungen im Bankwesen und in freien Berufen ein,- sie mieden bewusst die staatlichen Anstalten, brachten dafür dieser Schule großes Vertrauen entgegen und waren an einer gelingenden Entwicklung ihrer Kinder in höchstem Maße interessiert,- ein trefflicher Ansporn für die hier wirkenden Lehrer, das ihre beizutragen. Das fürsorgliche Interesse der Eltern hatte sich ja ohnehin schon im vorschulischen Alter sehr günstig auf die Begabung und die Umgangsformen der Kinder ausgewirkt; diese brachten also aus der bürgerlichen Kultur der Elternhäuser manches mit, was die Arbeit (besonders die eines Germanisten / Historikers) erleichterte.- Was es in diesem Milieu und zur damaligen Zeit noch gar nicht gab, war der ansonsten übliche zähe Kampf um gute Noten sowie der rasche und möglichst reibungslose Erwerb gewisser Abschluss-Qualifikationen.

Dass es eine Schule ohne Schulleiter gäbe, war mir bislang nicht vorgekommen. Wer

sich für befähigt hielt, in der unerlässlichen Verwaltung mitzuarbeiten, konnte solche Aufgaben übernehmen; nach außen vertraten die Erfahrenen die Schule, zu meiner Zeit ein Dreierkollegium (Frau Übelacker, Herr Dr. Pollmann und Herr Brummer). Auch die Leitung der wöchentlichen Konferenzen wechselte,- mir fiel diese Aufgabe (für mehrere Monate sogar) bereits in meinem zweiten Jahr zu, für mich eine geradezu fantastische (einmalige) Gelegenheit, Konferenzleitung früh kennenzulernen und einzuüben.- Ein besonderes Vertrauensverhältnis entwickelte sich zur bereits betagten, weisen Frau Senta Übelacker, in meinen Augen Spiritus Rector dieser gegen den erbitterten Widerstand katholischer Kreise wieder ins Leben gerufenen Waldorf-Schule. Sie hatte R.Steiner noch selber gekannt, war oft auch Christian Morgenstern begegnet,- und bildete somit gewissermaßen die Brücke vom damaligen München in unsere Nachkriegszeit, wo ja wieder Geistesfreiheit angesagt war,- was aber, nach Meinung gewisser Hintermänner, nicht so ohne weiteres auch zur Gründung einer Privatschule dieser Art berechnete. Noch waren die unentbehrlichen staatlichen Zuschüsse, ohne die ein pädagogischer Außenseiter natürlich nicht existieren konnte, nicht hinreichend gesetzlich abgesichert,- deshalb übrigens auch die niedrigen Lehrergehälter. Frau Übelackers „Weisheit“, die ein recht kämpferisches Eintreten für ihre Schule und gegen die Meinungen anderer keineswegs ausschloss, äußerte sich aber vornehmlich in ihrer auf großen Erfahrungen beruhenden Menschenkenntnis und in ihren daraus hergeleiteten unaufdringlichen Ratschlägen, wie man sich in den zahlreichen Wechselfällen dieses Lebens besser zurechtfinde. Unvergesslich etwa ihre Worte an mich, meine Sorgen betreffend, die ich mir über dieses oder jenes machte: Das möge mich nicht weiter stören, vielmehr solle ich so etwas bejahren, denn wer sich recht ums Gelingen sorge, könne nicht so ohne weiteres vom Unbedachten überrascht werden; auch Lampenfieber sei ja eine nützliche Eigenschaft,- ich wurde es zeitlebens nicht los, wusste seither aber positiver mit ihm umzugehen. -- (Gedankengänge mit tiefer reichender Bedeutung natürlich, aber Frau Übelacker sah wirklich tiefer,- sie war übrigens eine der wenigen vom anthroposophischen Wissen Geprägten, denen ich wirklich glaubte,-auch bezüglich ihrer sparsam ins Gespräch gebrachten Tiefenerlebnisse (Höchstelerlebnisse?)) Wenigstens genannt seien hier meine weiteren geschätzten Kollegen, die auch in der Oberstufe (Klassen 9-12) unterrichteten: Fritz Jaquet, unser geradezu genial „vernetzter“ und zukunftsvisionärer Naturwissenschaftler mit der vortrefflichen Fähigkeit, die Fakten und Zusammenhänge eindringlich darlegen zu können; Kollege Gmeindl, als Mathematiker gleichzeitig auch Dozent der Geometrie an der Technischen Hochschule und hervorragend musikalisch; Dr. Kraul, praxisbegabter Physiker und sportlicher Bergkamerad; er hatte miterleben müssen, wie ein guter Freund im hochwinterlichen Karwendel an ihm vorbei in einen tiefen Abgrund sauste. Mit Gmeindl und Kraul

war ich zweimal im Skilager und auf einigen Schulreisen: Prekär etwa die Situation in den Hohen Tauern, als wir über Nacht in einer Schutzhütte (fast dreitausend Meter hoch über dem noch im Bau befindlichen Moserboden-Staudamm bei Kaprun gelegen) mitten im Sommer eingeschneit wurden und nur mühsam und mit Hilfe des Hüttenwirts die ausgesetzten Stellen während des Abstiegs überwandten. Glück hatte ich auch ein andermal auf der Rotwand,- wohin wir mühsam neben unseren „Brettern“ auch die Verpflegung für eine Woche hatten hinaufschleppen müssen),- als sich im warmen Föhnsturm am ausgedehnten Hang, den wir heimkehrend überqueren mussten (- die Alternative wäre gewesen, bis zum Spitzingsee abzufahren, um von dort den gewöhnlichen Weg zu nehmen,- ein Umweg von mindestens drei Stunden!-), tiefe Risse im Schnee zeigten,- ich entschloss mich, auch eingedenk meiner Erfahrungen auf dem Bucegi, trotzdem zur Überquerung, ging natürlich voran und ließ die übrigen Mitglieder unserer Gruppe im Abstand von je 200 Metern folgen. Wer als verantwortlicher Lehrer bei einem solchen Unternehmen Pech hatte, war vermutlich beruflich erledigt,- auch damals schon; allerdings war seinerzeit das Risikobewusstsein für derlei Wagnisse noch keineswegs so deutlich ausgeprägt und juristisch überwacht wie heutzutage,- trotzdem nahmen mich solche Erlebnisse ganz schön her,- nachträglich auch im Traum.

Was meine Erinnerungen an die beiden Jahre in der Steiner-Schule besonders überstrahlt, war das ausgezeichnete Lehrer-Schüler-Verhältnis,- erleichtert nicht nur durch die damals eigentlich durchgängig noch vorhandene ordentliche häusliche Erziehung, die den täglichen Umgang erleichterte, sondern eingebettet auch in den allseitigen (optimistischen) Wunsch, dass an dieser Schule eben einfach alles zu gelingen habe, eben auch die menschlichen Beziehungen. Als junger Lehrer genoss ich außerdem die damals noch häufig anzutreffende Eigenschaft Heranwachsender, für eine Leitfigur schwärmen zu können,- nicht nur die Mädchen übrigens.- Mit meiner 10. Klasse studierte ich Grillparzers Märchenspiel „Der Traum, ein Leben“ ein. Alle Klassenmitglieder waren beteiligt, von den Rollenspielern (ein Mädchen als Hauptdarsteller!) über die Kostümschneider bis zu den Schminkern und Beleuchtern,- eine großartige Gemeinschaftsleistung, die größte Anerkennung fand, auch in der Süddeutschen Zeitung gewürdigt wurde; etwas, was zusammenführte und herzliche Zuneigung förderte, mir außerdem bestätigte, dass ich die theaterkritischen Seminare von Hanns Braun an der Uni nicht umsonst besucht hatte. - Während des Schulandheim-Aufenthalts in Steinebach am Wörth-See, bei dem die 10. Klasse ihre Vermessungsarbeiten (im Rahmen des Geometrie-Unterrichts) sehr ausführlich und eben auch greifbar anschaulich tätigte und ich zusätzlich nur zwei Stunden täglich in meinen Fächern zu unterrichten hatte, besuchte mich Gretl. Wir mieteten ein Ru-

derboot, und auf dem Wasser eröffnete sie mir, dass sie schwanger sei,- meine Freude war überschwänglich, ein neuer Lebensabschnitt stand bevor,- wir wurden eine Familie.

Ab Herbst 1954 gab Gretl ihren Beruf auf (das war damals bei einer schwangeren Frau unseres Milieus so gut wie selbstverständlich), wurde also arbeitslos, musste sich wöchentlich im Arbeitsamt melden und erhielt dort ein bescheidenes Arbeitslosengeld.

Ich wurde beim Vorsitzenden des Schulvereins vorstellig (einem bereits recht begüterten Architekten) und erklärte ihm, dass ich ohne Gehaltserhöhung nicht mehr durchkäme. Man gestand mir 100DM mehr zu. Gleichzeitig bat ich meinen erfolgreichen Schwager Gustav Walther um eine Anleihe (meiner Erinnerung nach 5000Mark), mit der ich eine Mietvorauszahlung für die inzwischen ins Auge gefasste Mansardenwohnung in der Schönfeldstraße 26 (Hinterhaus) zu leisten imstande wäre. Nur mein Vater meldete gewisse Bedenken an: ob die Miete (einschließlich Zentralheizung DM 171.- monatlich) für uns nicht doch etwas zu hoch sei? Wir wagten es dennoch und mussten es nicht bereuen: All die Jahre, die wir noch in München wohnten, fühlten wir uns in unserer bescheidenen Dreizimmerwohnung unterm Dach (4.Stock,- ohne Lift) unbeschreiblich wohl,- zum südlichen Fenster hinaus sah man über eine Ruinenlücke und die Von-der-Tann-Straße hinweg in den Finanzgarten, dahinter die Theatinerkirche,- zum nördlichen in einen Innenhof mit einem mächtigen Kastanienbaum (gegen dessen Fällung ich in späteren Jahren innerhalb weniger Minuten die ganze Hausbewohnerschaft rebellisch machte, indem ich klingelnd von Tür zu Tür im Vorder- wie in unserem Hinterhaus eilte und zu Widerstand aufrief,- er blieb uns erhalten,- aber die Hausverwaltung war mir böse!), dahinter über Dächern die spitzen Türme der Ludwigskirche. Erleichtert wurde uns die Entscheidung durch den Umstand, dass mein Bruder Jürgen während seiner bevorstehenden Studienjahre Untermieter bei uns werden sollte,- wenn ich mich nicht täusche, zahlte er dafür 30DM monatlich,- ebenfalls ein Entschluss, den wir nicht bedauern mussten, denn unser Zusammenleben gestaltete sich durchweg familiär-harmonisch.

Ganz besonders gefiel uns die Lage unseres neuen Zuhauses: zum einen der kleine Schönfeldstraßen-Kosmos, mit Bäcker, Krämer, Milchfrau und Metzger in der Nachbarschaft, man war bekannt und kannte jeden,- sodann die Nähe nicht nur des Englischen Gartens, sondern auch des Hofgartens und praktisch aller kulturellen Stätten und vornehmer Straßen unserer Stadt. Allerdings mussten wir vorerst überaus sparsam wirtschaften, konnten uns also kaum irgendwelche Vergnügungen leisten, die über die billigsten Theater- oder Konzertkarten hinausgingen, hatten wegen meiner zunehmenden beruflichen Einbindung auch kaum Zeit dafür,- und schließlich

musste ja die Geburt unseres Kindes vorbereitet werden.

Mein täglicher Weg in die Schule führte nun durch die ganze Kaulbachstraße; heimwärts benützte ich die Leopoldstraße, vor mir das zur Mahnruine wieder einigermaßen hergestellte Siegestor (inzwischen längst wieder friedensmäßig „restauriert“), sodann die herrliche Stadtkulisse hinter Odeonsplatz und Theatinerkirche, und links wie rechts die strenge Klassik der stets windigen Ludwigstraße. -

Während meines zweiten (letzten) Jahres an der Steinerschule entstand der Neubau der neuen Schule, diesmal in deutlich ausgeprägtem anthroposophischen Baustil, vorgelagert der neue Goethesaal (jetzt: Theater an der Leopoldstraße).

Neben den Tausenden von bleibenden Anregungen und Erfahrungen, die ich von dieser Schule mitnahm, blieb mir vor allem die Gewissheit, dass ich den richtigen Beruf gewählt hatte,- natürlich auch das seither „immerwährende“ Nachsinnen, wie eine zeitgerechte Schule gestaltet sein müsse.

Nicht unerwähnt sollten auch erlebte scheinbare „Kleinigkeiten“ bleiben: Etwa, dass am Samstag vormittag der Unterricht bereits um 11 Uhr schloss und sich die gesamte Oberstufe und mehrere Lehrer im Musiksaal zur Probe des Schulchors einzufinden hatten,- geleitet von Fritz Büchtger, renommierter Komponist und einer der Initiatoren der seither bestehenden Musica-Viva-Konzerte im Herkules-Saal der Münchener Residenz. Büchtgers These: Kein Schüler sei zu unmusikalisch für den Chorgesang, wirklich unmusikalisch werde nur, wer sich selbst in keiner Weise musikalisch betätige,- ergo könnten und müssten alle Schüler mitsingen. - Bemerkenswert auch, dass die Waldorf-Pädagogen die Bildung großer Klassen (in der Unter- und Mittelstufe durchaus bis zu 50 und sogar darüber!) gegenüber zu kleinen bevorzugten, da, so die Begründung, der Einzelne erst in einer großen Gruppe sozial richtig heranreifen könne und eben nicht in der zu kleinen Gemeinschaft, wo er ja vornehmlich darauf bedacht sei, seine eigenen Sonderwünsche durchzusetzen; (--inzwischen denkt man da etwas anders,- aber wir haben es heute, fünfzig Jahre später, schließlich auch mit geradezu „radikal“ anders vorgeprägten Kindern zu tun,- mit den z.T. unglaublichsten Ansprüchen und einem geradezu unaufhörlich zur Selbstäußerung drängenden Individualbewusstsein,- aber erzielt man in kleineren Klassen tatsächlich und letztendlich einen größeren erzieherischen Erfolg? -).

Ziemlich kritisch vermerkte ich die dortige etwas einseitige Orientierung im Kunstunterricht auf Motive und Stilmittel, wie sie R.Steiner in seinen eigenen Malversuchen angewandt hatte. Zwar gab es Kunsterzieher, die sich aus einer solchen geradezu sektiererischen Umklammerung maßvoll lösten, etwa der hochgeschätzte Heribert Lohsert (der schließlich als Maler seinen eigenen Weg in die Anerkennung fand!). - Durchaus mehr imponierten mir die pädagogischen Maßnahmen, die sowohl die künstlerische Gestaltung als auch das handwerkliche Tun in den Dienst einer

gezielten Fördermaßnahme stellten. Unvergesslich, wie mir eines Nachmittags der Hausmeister (gleichzeitig unser Schreinermeister) den Schüler K. und den soeben von ihm vollendeten erstklassigen Hocker vorführte: ein strahlender Fünfzehnjähriger, dem schulisch bislang noch nie etwas geglückt war, was ihn dann immer häufiger aggressiv, ja mitunter geradezu gewalttätig werden ließ,- auf bestem Wege zum „Klassenekel“; Frau Übelacker hatte in der Schülerberatung die Hocker-Idee eingebracht, und er hatte diesen Auftrag angenommen und durchgehalten bis zu diesem gelungenen Abschluss;- man möge mir glauben: ab diesem Ereignis wurde er ein anderer; (einige Jahre später meldete er sich bei uns in Starnberg als Privatschüler zum Abitur,- und er bestand!). - Leider gelang es mir während dieser beiden wichtigen Lehrjahre an der Steiner-Schule nicht, mich mit der Eurhythmie anzufreunden. Zwar erwartete man, dass ich die wöchentliche Übungsstunde mitmache, aber ich entzog mich ihr nach wenigen Versuchen, da ich mich außerstande sah, diese merkwürdig verstaubte Tanzkultur auszuhalten. Zwar stimmte ich durchaus grundsätzlich der Überzeugung zu, dass rhythmische Ausdrucksbewegung etwas Heilsames und sogar Schönes sein konnte, meine persönliche Teilnahme aber empfand ich als lächerlich, konnte auch der jugendstil-geprägten Sinndeutung nichts abgewinnen und schon gar nichts den Tanzgewändern und -stäben, auch nicht der „Laut-Tänzerei“. Man verstand meinen Rückzug vermutlich nicht, bedauerte ihn auch, ließ mich aber in Ruhe.

Ein letztes Streiflicht aus dieser Erinnerungskette: Monatlich einmal versammelte sich die ganze Schülerschaft im Goethe-Saal zur sogenannten Monatsfeier: Jede Klasse präsentierte, was sie in letzter Zeit unterrichtlich erarbeitet hatte: kleine Spielszenen, Gedichtvorträge, im Chor gesprochene fremdsprachliche Texte, Chorgesang und musikalische Solostückchen u. dergl., es ging aber nicht nur um Präsentation, sondern ebenso um die Pflege des Zusammengehörigkeitsgefühls aller in dieser Schule Versammelten. - Weniger begeisterten mich die Aufführungen der „Oberufener Weihnachtsspiele“, gründlich einstudiert und mehrmals vorgeführt vom Kollegium,- gewissermaßen ein Weihnachtsgeschenk der Lehrerschaft an die Schulgemeinde,- ich fühlte mich in meiner Rolle als „Magier“ nicht sehr wohl,- aber die Begeisterung der Jungen und Mädchen war, wie an dieser Schule nicht anders zu erwarten, dann doch sehr groß,- vielleicht auch Reiz eines solchen Darstellungs-Rollentauschs?

All dieses im Jahre 1954 Geschehene wurde überstrahlt von der Vorfreude auf den Familienzuwachs (ob Männlein oder Weiblein wussten wir natürlich nicht).

Im Vollbesitz einer eigenen Mietwohnung mit Zentralheizung und Warmwasser, auch im Gefühl der Sicherheit, dass Gretl in Frau Dr. Bansa eine ausgezeichnete

Gynäkologin gefunden hatte und die Schwangerschaft durch keine über die normalen Umstände hinausgehende Störungen vorbelastet war, entschlossen wir uns zu einer Entbindung in unseren vier Wänden, eine sehr mutige „moderne“ Entscheidung. Die offensichtlich sehr erfahrene Hebamme sagte Gretl auch zu; in Schwester Marianne aus Kempten gewannen wir eine Pflegerin, die mehrere Wochen bei uns wohnen würde und die sich dann als wahrer Goldschatz auch tatsächlich hervorragend bewährte,- (sie verlangte außer Schlafplatz und Verköstigung nur fünf Mark pro Tag,- das war schon damals fantastisch wenig, heute klingt es geradezu unglaublich,- und gerade deshalb sei es erlaubt, diese „Zeitzeugnis-Person“ noch insofern auszumalen, als sie neben der Pflege der Wöchnerin und des Babys auch noch den ganzen Haushalt in bester Ordnung hielt,- also kochte, einkaufte und putzte,- und obendrein strickte sie in ihrer „Freizeit“ auch noch für uns!).

Am 19. Januar 1955 war es so weit. Während sich die drei Frauen um die tapfere Gretl bemühten, lag ich fiebrig grippekrank im Wohnzimmer nebenan,- als „Wöchner“ bespöttelt,- war aber dennoch oft an Gretls Seite, wurde also arg mitleidender Zeuge der Entbindung,- und was dabei in mir vorging und was ich empfand, als die kleine Erdenbürgerin wohlbehalten uns gegeben war, versage ich mir hier niederzuschreiben. Dass der werdende Vater einem solchen elementaren Ereignis beiwohnte, war damals noch keineswegs üblich oder gar die Regel,- ich finde es richtig (und heilsam), dass sich das mittlerweile eingebürgert hat. - Wie nötig es war, dass Frau Dr. Bansa anwesend war (- man überlege: eine hochangesehene Frauenärztin, für die eine Kassenpatientin finanziell natürlich völlig uninteressant war, hielt sich nach getaner Tagesarbeit eine halbe Nacht bei dieser häuslichen Geburt auf,- auch hier möchte man ausrufen: das waren noch Zeiten! -), zeigte sich erst eine Stunde später, als nämlich die Nachgeburt ausblieb. Frau Bansa, auch chirurgisch sehr erfahren, ordnete alle nötigen Vorbereitungen für den unumgänglichen Eingriff an, vor allem hatten wir alle Lichtquellen und Spiegel, die die Wohnung hergab, im Schlafzimmer zu installieren. Diese großartige Frau meisterte auch diese, von uns ja überhaupt nicht in Erwägung gezogene Gefahr aufs Beste. Vor dem Eingriff wurde ich des Zimmers verwiesen, was mir sehr recht war.- Umso fröhlicher befreit die anschließende Runde,- ob Gretl das noch oder schon mitbekam, weiß ich nicht mehr,- aber die ganze Prozedur war tatsächlich bestens gelungen, es gab keinerlei Folgebeschwerden,- also rühmenswerte ärztliche Kunst! Zurück blieb allerdings der Zweifel, ob es wirklich richtig war, eine häusliche Geburt der in einer Klinik vorzuziehen,- auch wenn die folgenden Tage und Wochen natürlich ganz besonders schön waren, eben auch dieser intimen Familien-Häuslichkeit wegen und der innigen Verbindung von Mutter und Kind. Aber es war uns völlig klar, dass wir die Geburt eines weiteren Kindes nicht mehr daheim

abwarten würden,- so dann ja auch geschehen.

Im Frühjahr 1955 erreichte mich eine Anfrage des erst vor kurzem in sein Amt gelangten Direktors des Gymnasiums Starnberg,- ob ich Interesse an einem Wechsel an seine Schule hätte; Dr. Schuh, den er gut kannte, habe mich genannt,- Starnberg sei zwar noch eine Städtische Schule, aber auf dem Wege zur sogenannten „Verstaatlichung“, man benötige junge Germanisten, ich möge kommen und mich vorstellen,- gezeichnet Dr. Hanns Jobst. Schon aus Neugierde sagte ich mein Erscheinen an, betrat nachmittags die schöne, alte Villa neben dem Bahnhof, wurde im Lehrerzimmer, wo ich zu warten hatte, von einer älteren Kollegin barsch gefragt, was ich hier suche. Als ich meinen möglichen Wechsel an diese Schule erwähnte und dass ich Germanist sei, bekam ich zur Antwort: „Brauchen wir nicht, wir benötigen Lateinlehrer“, - ein merkwürdiger Empfang. Dr. Jobst gefiel mir schon besser, er schien ein Schulleiter zu sein, der seine eigenen Meinungen hatte und sich soeben daran machte, das übernommene Kollegium (vorwiegend Damen, die schon in Kriegszeiten hier ihren Mann gestanden hatten) zu verjüngen, was offenbar nicht so ganz einfach war. Kurzum: ich fühlte mich angenommen,- der Entschluss, von der Steiner-Schule Abschied zu nehmen, war zwar noch nicht gefallen, ich fühlte (mit dem Zug heimfahrend,- in einem jener unzähligen Züge, die ich dann die nächsten acht Jahre zwischen Wohn- und Schulstadt benützen sollte), dass mir der Wechsel nicht allzu schwer fallen würde. Immerhin war Starnberg einer jener Orte gewesen, in denen ich am liebsten schon gleich nach dem Referendariat begonnen hätte,- nun schien es doch möglich, diesen Weg einzuschlagen.

So mittendrin im erfüllten Berufsleben:

Meine Lehrtätigkeit am Gymnasium Starnberg

Vielleicht gehöre ich der vorletzten oder gar letzten Generation an, die ihre Berufslaufbahn in herkömmlichem Sinne planen und systematisch einschlagen konnte. Denn in den letzten Jahrzehnten des ausgelaufenen Jahrhunderts mehrten sich die Anzeichen dafür, dass zwar ein viel größerer Prozentsatz eines Jahrgangs die Höheren Schulen besuchen und ein Studium absolvieren konnte als kurz nach dem 2. Weltkrieg, dass der Einzelne jedoch in zunehmendem Maße damit rechnen muss, im erlernten akademischen Beruf keine Lebensstellung zu finden. Was dann zwangsläufig so viel Flexibilität erforderlich macht, dass man auch in einer anderen Berufssparte seine Fähigkeiten erfolgreich zur Geltung bringt. Zukunftsforscher meinen, dieser Trend werde noch zunehmen, - was mit der Zeit sicher seine Rückwirkungen auch auf die Ausbildungsgänge haben dürfte. - Hier, etwas vereinfacht, ausgedrückt: Es wird mehr als bisher darauf ankommen, dass Schule und Studium nicht nur Wissen vermitteln und Berufsfelder beackern, sondern im Heranzubildenden noch mehr fachungebundene Fähigkeiten, vornehmlich eine ausgeprägte Geistesgegenwart und gewisse praxisbezogene Tugenden wecken, die dann eine rasche Anpassung an veränderte Bedingungen, ja auch einen nahtlosen Wechsel in einen ganz andern Beruf ermöglichen. - Jahrtausende lang wurde der Beruf vererbt, während der letzten beiden Jahrhunderte „erlernt“, bei zunehmend freier Wahl; jetzt scheint eine Zeit angebrochen zu sein, in der man nicht den Beruf erlernt, sondern sich vielfältige Fähigkeiten zulegt, -- die Berufspraxis ergibt sich danach eher zufällig, je nach zur Verfügung stehender Arbeitsfelder.

Doch nun schien ich den bislang üblichen Laufbahn-Anschluss doch noch gefunden zu haben, -: als Mitglied des Kollegiums am Gymnasium Starnberg.

Bevor die Schule ihre jetzigen, in mehreren Bauphasen entstandenen Gebäude an der Rheinlandstraße bezog, drängelten sich sehr viele Gymnasiasten in der viel zu engen alten Fabrikantenvilla und zwei dahinter liegenden Baracken am Bahnhofsplatz. Aus dem Direktorat und durch die Dachfenster der winzigen Klassenräume im zweiten Stock hatte man einen schönen Blick auf den See, die davor gelegene Promenade und das entfernte Genufer, - eine abenteuerlich enge Treppe (heutzutage

feuerpolizeilich sicher nicht mehr zulässig!) führte von hier oben ins Hauptgeschoss herab mit den umliegenden Büros, dem nicht sehr repräsentativen Lehrerzimmer und einigen Unterrichtsräumen; die bescheidene Aula, ehemals Treppenhalle dieses Herrensitzes, umgaben mehrere Unterrichtsräume, im kellerähnlichen Hofgeschoss zermarterte der Musiklehrer seine Nerven an einem dicken Betonpfeiler, hinter dem versteckt die bösen Buben ihren Schabernack trieben.

Im verhältnismäßig kleinen Kollegium gaben seit den Uranfängen (Vorkriegszeit) die jetzt nicht mehr ganz jungen Damen den Ton an,- und zur Zeit meines hiesigen Anfangens befand sich manche von ihnen in einem ziemlich gespannten Verhältnis zu Dr. Jobst, der sich vorgenommen hatte, diesen oder jenen herkömmlichen Schlen-drian aufzuräumen, neue Impulse zu setzen und mittels eines durch neue Kollegen verjüngten Lehrpersonals auch eine Schulerweiterung anzupeilen. Also war ich nicht der einzige jüngere Lehrer, kümmerte mich aber nur wenig um diese und andere Kollegen und ebenso wenig um gewisse Querelen, die es hier offenbar unbedingt zu geben hatte, sondern wandte mich bewusst ausschließlich meinen Schülern zu und fühlte mich auch so schon mehr als hinreichend ausgelastet: Der typische Einzelkämpfer also in einer noch nicht von Teamgeist und anderen hilfreichen Arbeitskontakten bereicherten Zeit, gewissermaßen der auf sich gestellte „Professor“ herkömmlicher Art,- natürlich möglichst in freundlichem Einvernehmen mit vielen, aber nicht gewillt, mich der einen oder anderen Fraktion anzuschließen.

In meinem ersten Schuljahr wurde ich Klassenleiter einer 5.Klasse mit 54 Schülerinnen und Schülern, eine ganz reizende, muntere, aber dennoch leicht zu lenkende Schar unbeschwerter (aber noch erzogener!) Kinder. Ich machte bei einer ganzen Reihe von Eltern meinen Antrittsbesuch oder bat sie zum Kennenlernen in meine Sprechstunde,- behielt zu vielen von ihnen einen langjährigen guten Kontakt,--- und freue mich heute noch bei den Ehemaligentreffen dieses Jahrgangs über die prächtigen Menschen, die aus meiner ersten Starnberger Klasse hervorgegangen sind. - In derselben Baracke, nur durch eine hellhörige Wand getrennt (und beim gemeinsamen Kohlenofen sogar mit einem Guckloch vom einen Raum in den anderen versehen), befanden sich die lautstarken 48 Schülerinnen und Schüler der mir zugewiesenen 11.Klasse, die ich in Deutsch zu unterrichten hatte. Ich erinnere mich genau, dass mir in den ersten Tagen sehr klar durch den Kopf ging, dass ich mich vornehmlich in dieser Klasse zu bewähren hätte, um mir auch an dieser Schule Achtung zu verschaffen, was mir meine weitere Tätigkeit wesentlich erleichtern könnte. Die Sache gelang, aber natürlich wurde ich auf die Probe gestellt,- nicht nur intellektuell und unterrichtlich, sondern etwa auch nach jener Pause, als die Herrschaften sich absichtlich nur sehr allmählich aus dem Hof herein bewegten, wo ich sehr geduldig die letzten Schlitzohren abwartete, um sie dann sehr ruhig, aber mit scharfer

Stimme alle miteinander aus dem Raum zu jagen mit der Aufforderung, sich anständig und rasch wieder auf ihren Plätzen einzufinden,- nebenbei bemerkt: eine typische „Nagelprobe“ mit ungewissem Ausgang,- aber sie müssen meinen Ernst und auch meinen Zorn so deutlich gespürt haben, dass sie meine Anweisung anstandslos befolgten und ich einen Respekt gewonnen hatte, den ich gottlob nie mehr so deutlich einsetzen musste,- diese Klasse wurde eine meiner liebsten, auch drei Skilager und die Abiturreise verbanden uns immer enger,- heute ebenfalls prächtig entfaltete Persönlichkeiten, die Beachtliches geleistet haben - (und nun schon nicht mehr weit von ihrem eigenen Ruhestand entfernt sind!). Ich habe erst nach und nach begriffen, wie wertvoll es für mich war, dass Dr. Jobst die Lehrer zwei bis drei Jahre mit ihren Klassen mitwandern ließ, möglichst in mehreren Fächern,- und ganz besonders danke ich ihm, dass er mir viermal hintereinander eine Klasse ab der 11.Jahrgangsstufe in jeweils mehreren Fächern bis zum Abitur anvertraute, so dass ich wöchentlich bis zu acht Stunden mit denselben Schülern zu tun hatte;- eine intensivere Betreuung ist an einer Öffentlichen Schule kaum denkbar,- und viele Urteile über mich und meine über die Schüler basieren zweifellos auch auf dieser Möglichkeit, dass wir uns sehr gut kennen lernen konnten,- Vorstufe der nachhaltigen gegenseitigen Anerkennung.

Nur schwer gewöhnte ich mich an die beiden täglichen Bahnfahrten. Mein Frühzug ging bereits zehn Minuten vor sieben,- also hieß es rechtzeitig aufstehen, nämlich 20 Minuten nach fünf (was ich neun Jahre lang tat), denn mein Fußweg durch Finanz- und Hofgarten über Briennerstraße, Lenbachplatz und Alten Botanischen Garten bis zum Bahnhof dauerte 25 Minuten. Ich ging lieber, als mit der mir zu teuren Straßenbahn zu fahren, auf die obendrein kein Verlass war,- und außerdem lag dieser schöne Stadtteil mit seinen prächtigen Bauten und Plätzen frühmorgens in einer herrlichen („beschaubaren“) Stille, im Winter mitunter zauberhaft verschneit. Mittags war ich allerdings häufig nach den fünf bis sechs Unterrichtsstunden so ausgelaugt, dass ich dann doch die Tram nahm,- gegen halb drei war ich endlich daheim. Nach einem kurzen Nickerchen erholte ich mich eine Stunde lang mit Gretl und Mikala im Englischen Garten, ehe dann die zweite Hälfte des Tagespensums zu erledigen war, nämlich die Vorbereitungen und die Korrekturen. Umfang der letzteren war nachgerade ungeheuerlich. Heutige Gymnasiallehrer können sich kaum noch vorstellen, was es etwa bedeutete, in einer (großen!) 11.Klasse sieben Deutscharbeiten pro Jahr durchzuackern,- jeder Germanist hatte mindestens zwei Deutschklassen zu betreuen, viele Jahre lang hatte ich drei,- von den Korrekturen in den anderen Fächern ganz zu schweigen, etwa auch die der unzählig vielen Extemporalia. Das war schon mitunter eine echte Not, die auch die meisten Wochenenden und fast die ganze Zeit der Weihnachts- und Osterferien füllte

(Herbst- und Pfingstferien gab's damals noch nicht!),- ich bedauere heute noch, wie wenig ich während solcher „freier Tage“ für die Familie da war. Heute staune ich ein wenig darüber, wie ich das alles (auch die wöchentlich 28 Stunden Unterricht) ausgehalten habe, ohne mürrisch zu werden,- im Gegenteil: Der Lehrberuf gefiel mir immer besser.- Aber es war andererseits auch sehr schön, abgearbeitet in ein gemütliches Heim zurückzukehren zu Menschen, die man liebte,- und etwa auch ein schmackhaftes Essen vorzufinden!

Vielleicht hatte ich auch Glück mit meinem Schulort: Starnberg, damals noch ein bescheidenes Städtchen ohne charakteristisches, geschweige denn schönes Ortsbild,- und die vielen auf die Hügel verstreuten Villen, die den Krieg überlebt hatten, bekam ich ja vorläufig kaum zu Gesicht. Aber die Elternschaft sagte mir größtenteils zu: auch damals schon überdurchschnittlich wohlhabend, aber - im Gegensatz zu heute - überwiegend einem gediegenen und auch gebildeten Bürgertum angehörend, das mich immer wieder ans Milieu meiner Herkunft erinnerte und dazu führte, dass ich diese Mentalität verstand und wohl auch deshalb gesellschaftlich angenommen wurde;- was dann vielleicht einige Jahre später zu meiner Aufnahme in den örtlichen Rotary-Club führte. Voraussetzung all dessen war natürlich, dass ich mit den Schülern gut zurechtkam. Ich galt zwar als anspruchsvoll, was sich aber nicht ausschließlich auf die Leistungserbringung bezog, sondern mehr noch auf die konzentrierte Hinwendung auf die Gegenstände unserer Arbeit. Ich wollte, dass die jungen Leute spürten, dass unser gemeinsames Wirken die Entfaltung ihrer Persönlichkeit zum Ziele hatte und nicht nur einen vielleicht nur halb verstandenen Wust lexikalischen Pseudowissens. Das und so manches andere begriffen auch die Eltern, die mir während meiner ganzen Jahre in Starnberg nie ihre Unterstützung versagten,- und das ging dann ja so weit, dass ich ermuntert wurde, selber für den Elternbeirat zu kandidieren (was damals noch möglich war und sich auch sehr bewährt hat, denn nun saß neben dem Chef noch ein weiterer interner Sachverständiger in der Sitzungsrunde!).

Im Deutschunterricht der Oberstufe stand die Lektüre unangefochten im Mittelpunkt. Natürlich war man insofern flexibel, als andere Themen,- vielfach der Tagesproblematik unseres Kulturlebens, aber auch anderen wichtigen gesellschaftlichen und politischen Ereignissen entnommen -, jederzeit nach meinem Dafürhalten oder auf ausdrücklichen Wunsch der Schülerinnen und Schüler aufgegriffen werden konnten (jede Diskussion ein Beitrag zur Dialektik und Rhetorik,- auch Eingewöhnung in die Spielregeln eines fairen, wenngleich oft leidenschaftlich geführten Gedankenaustauschs!). Aber mein vordringliches Anliegen war die Heranführung an die Weltliteratur, sei es als häusliche Lektüre mit anschließender Interpretation meinerseits und allgemeiner Aussprache, sei es als Einführung in das Lyrik-Verständnis oder als

Lektüre mit verteilten Rollen, im besten Falle mit anschließendem gemeinsamen Theaterbesuch. Der damals noch recht allgemein gehaltene Lehrplan enthielt so etwas wie einen Lektüre-Kanon, den ich durchaus nicht missachtete, aber kräftig ausdehnte in die Literatur anderer Völker und Zeiten. Es kam eben nicht darauf an, dass die Schüler über diesen oder jenen Dichter „in etwa“ Bescheid wussten und vielleicht auch Inhaltsangaben zur Kenntnis nahmen,- wichtig war mir immer die eigene Lektüre und ebenso der Bezug zum Leben dieser jungen Menschen, denen die Literatur die Mannigfaltigkeit menschlichen Daseins aufzeigte und sie in die Entscheidungsprozesse und Lebensschicksale einband,- wiederum ganz *existenziell*, also nicht brav abgelegt als Bildungsgut, sondern als ureigenstes Anliegen wahrgenommen. Das gelang natürlich nicht in jedem Falle, aber der Anspruch war richtig und er galt (gilt!). Glänzend gelang mir das z.B. in einer Klasse, wo wir den Vergleich von Euripides' und Goethes Iphigenie und der Sophokleischen und Anouilh'schen Antigone anstellten. Es schmeichelte mir nicht wenig, dass auf manchem Klassentreffen Ehemaliger meine Interpretation des Goethe'schen Fausts als ein nachhaltiges Erlebnis gerühmt wurde. Entscheidend unterstützt wurden meine Bemühungen durch die damals selbstverständliche Tatsache, dass die meisten Eltern belesen waren und sich folglich in der Literatur auskannten, und dass es auch nicht allzu schwer fiel, die wie in meiner eigenen Jugend vorhandene und leicht anzustachelnde Leselust der Gymnasiasten auf meine Mühlen zu lenken. Genau so wichtig: Wir lebten in diesen Jahren in einer Welt, die das Buch aus dem Tagesablauf eines Jugendlichen noch nicht verdrängt hatte; und schließlich: Um uns herum entstand fortlaufend höchst lesenswerte, weil hochaktuelle Themen aufgreifende Literatur (meist Zeitgeschichtliches), ich erwähne nur die fortlaufende Produktion der Mitglieder der „Gruppe 47“,- Lehrer und Schüler lasen dieselben Neuerscheinungen und diskutierten darüber.--- (Mit einer gewissen Wehmut registriere ich dieses; nicht nur das Literaturverständnis der Elternschaft ist mittlerweile arg geschrumpft,- auch die Literatur befindet sich in unserer Postmoderne auf einer trostlosen Durststrecke, die meine Befürchtung nährt, die einmal vorhandene bedeutsame Bildungsrolle der Literatur sei wohl endgültig vorbei). - Die zweite tragende Säule des Deutschunterrichts, die Aufsatzerziehung, in der Oberstufe die Schulung des Besinnungsaufsatzes (der viel besser war als sein späterer Ruf!), war wichtig nicht nur im Hinblick aufs Abitur (hier entschied der Aufsatz die Prüfungsnote; mündliche Prüfungen waren selten, eigentlich nur als Notlösung oder als angestrebte Notenverbesserung,- man fragte da besser nur behutsam in die behandelten Gebiete der Literaturgeschichte hinein!), sondern sollte nach meinen Intentionen den jungen Menschen zwingen, auch ein unverhofft vorgelegtes Thema nach besten Kräften so aufzuschlüsseln, gedanklich anzureichern,

zu gliedern und logisch einwandfrei und sprachlich richtig abzuhandeln, dass eine vernünftige, den geistigen Horizont des Schreibenden wiedergebende Abhandlung herauskam,- natürlich im Rahmen dessen, was in einer solchen Prüfungssituation erwartet werden konnte. Durch geschickt angewandte Aufsatztechnik kamen hier erstaunliche Leistungen zustande, die den Schreibenden selber überraschten,- eben weil er daran gewöhnt worden war, so und nicht anders vorzugehen. Mancher Ehemalige legte dankbar Zeugnis dafür ab, wie sehr ihm im späteren Studium diese Schulung genützt habe. Da in den zur Auswahl vorgelegten Abituraufsätzen meistens Themen vorkamen, die während des letzten Jahres in der Öffentlichkeit (also in den gehobenen Zeitungen) diskutiert worden waren, bewirkte diese Prüfungsform - da man ja informiert sein wollte! - auch eine intensivere private Beschäftigung mit der allgemein erörterten Problematik, (- was die heute gängige Abkapselung im eher vergnüglich Privaten verhinderte -). Was damals noch ein seltener Aufsatztyp war: die sogenannten Interpretationen von Gedichten und Prosatexten, die ja im heutigen Prüfungsverfahren überwiegen. Ich schätzte sie nie, weil sie mir zu wenig kreativ blieben,- meist nur eine leicht angereicherte Wiederholung des Originals mit eigenen Worten,- eben keine eigenschöpferische Leistung, wie sie einer Abhandlung eignet. In der Geschichte hielt ich es ähnlich: Natürlich war die Faktenaneignung unumgänglich, um überhaupt über so etwas wie ein einigermaßen solides und vielleicht sogar vorgeklärtes Geschichtswissen zu verfügen; aber damit wollte ich es nicht belassen. Mir schwebte vor, dass der Schüler möglichst in jeder Geschichtsstunde Bezüge zur Gegenwart herstellen konnte, nicht im Sinne eines höchst zweifelhaften Lernens-aus-der-Geschichte, sondern im Sinne nachzuvollziehender Entscheidungsprozesse, die ihn, als Bürger, in diesem durch Kriege und andere Übel heimgesuchten Lande persönlich angingen, ihn gewissermaßen *erfahrener* machten. Natürlich ging es auch um Kultur-, besonders um Kunstgeschichte,- aber die politische Perspektive stellte ich absichtlich in den Vordergrund. Es durfte niemals wieder dahin kommen, dass ein gebildetes Bürgertum gestreich historische Prozesse interpretieren konnte, darüber aber übersah, wo man selber zu stehen hatte, wem „die Gasse“ gehörte und wie sehr nötig es ist, Freiheit und Recht täglich zu durchdenken und selbst zu praktizieren und so zu festigen. Um unmissverständlich zu bleiben: „Geschichte“ nicht als Anhängsel einer politischen Bildung (mit oft allzu vorschnellen Tendenzschlüssen), sondern vielmehr als Erfahrungsarsenal für jedwedes politische Handeln. Wer das im Unterricht versuchte, musste täglich Stellung beziehen und auch werten; dass ich das nicht getan hätte, dürfte mir kaum einer meiner ehemaligen Gymnasiasten vorwerfen; ob ich immer recht hatte oder im Recht war, ist eine andere Frage,- besonders anregend fand ich jene Schulstunden, wo sich Widerspruch regte und sich eine längere Aussprache anschloss,- ich habe dabei viel gelernt, war

auch beglückt über die sichtbar werdende Intelligenz und Darlegungsfähigkeit. - Übrigens hatte ich mit Dr. Jobst meinen ganz privaten „Historikerstreit“: Er bevorzugte in seinem Unterricht die anekdotische Note, es schien ihm wichtiger zu sein, dass sich seine Schüler in späteren Zeiten der einen oder anderen bemerkenswerten Begebenheit oder charakteristischen Eigenheit einer vorgestellten historischen Persönlichkeit erinnerten,- während ich dafür plädierte, die zusammenhängenden Entwicklungsprozesse präzise und ausführlich darzulegen und zu hinterfragen. Aber er duldet meine Akzente - und verblieb bei den seinen. - Dass man sich während dieser Nachkriegsjahre nicht hinreichend mit der jüngsten deutschen Vergangenheit in der Schule beschäftigte, ist eine der vielen geradezu kuriosen Zweckbehauptungen der sogenannten „Achtundsechziger“, - die übrigens auch übersahen, dass die damalige Schülerschaft und ihre Lehrer den Untergang des Dritten Reiches sehr unmittelbar miterlebt hatten (Todesfälle, Bombenkrieg, Flucht, Hunger u. dergl.) und man damals noch sehr direkt, ja übermäßig mit dem unseligen Erbe tagtäglich befasst war.

Dr. Jobst, mit dem mich allmählich eine Art respektvoller Freundschaft verband, war aber auch in anderer Hinsicht nicht immer so ganz unanfechtbar. Was mich weniger störte, war seine Vorliebe für hübsche Mädchen (und deren gab es, besonders in diesem Milieu, beachtlich viele,- auch mir gefielen manche recht gut), als vielmehr der mitunter nicht zu übersehende und nicht immer gerechtfertigte Schutz, den er seinen Lieblingen gewährte,- was zu trotzig-gegensätzlichen Positionen bei solchen Kolleginnen führen konnte, die ihm ohnehin nicht grün waren,- das führte zu mancher peinlichen Auseinandersetzung in den Notenkonferenzen. Mir war und blieb der Gedanke stets fremd, den mir persönlich näher Stehenden in irgend einer Weise in seinem schulischen Werdegang zu bevorzugen;- andererseits gefiel mir, dass er sich nicht nur den „erfolgreichen“ Schülern persönlich zuwandte, sondern auch denen, die vorwiegend „interessant“ sein wollten (und es oft auch waren). Auch die grobe Heftigkeit, mit der er mitunter seinen Willen durchzusetzen verstand, warf den einen oder anderen Schatten,- dennoch: Seine Emotionalität hatte auch ihre guten Seiten, sie brachte Schwung und Kontur in den Laden und ließ keine Routine oder gar Gleichgültigkeit aufkommen,- übrigens verbrachte er die Pausen stets inmitten seiner bevorzugten Oberstufenschüler.

Der nach Fertigstellung des ersten Bauabschnitts verbundene Umzug in die Rheinlandstraße Ende der fünfziger Jahre war zeitgleich mit der Übernahme des Gymnasiums durch den Staat,- die sogenannte „Verstaatlichung“, die damals fast alle Kommunen anstrebten: Der Staat, also das Kultusministerium, übernahm alle Personalangelegenheiten und behielt natürlich die Schulaufsicht,- die Kommune oder

der Landkreis war für den Sachaufwand zuständig, also für die Schulbauten und den übrigen gesamten laufenden Sachbedarf. Einer solchen Maßnahme ging stets eine genaue Überprüfung des bislang von der Gemeinde eingestellten Lehrpersonals voraus, so auch in Starnberg. Nur wer die Staatsqualifikation aufwies, was bei mir natürlich der Fall war, wurde übernommen,- einige Kolleginnen mussten sich verändern. Etliche Wochen nach dem inoffiziellen Umzug in den Neubau fand im Kino-Saal „Schlosstheater“ die Übernahmefeier / Einweihungsfeier statt.

Kultusminister Prof. Maunz war erschienen, jeder vom Staat übernommene Lehrer wurde auf die Bühne gebeten und erhielt dort die Übernahme-Urkunde aus der Hand des Ministers. Zu meiner Verblüffung stellte ich fest, dass ich dabei vom Studienassessor zum Lehramtsassessor „degradiert“ worden war, was sich aber, wie mir versichert wurde, weder auf meine Bezüge noch auf meine Beförderungsaussichten auswirken werde; ein kleiner Schock war es trotzdem. Da Maunz die Feier vorzeitig verlassen musste, beauftragte mich Jobst, ihn durch unsern Neubau zu führen. Während wir den neuen Schulhof durchschritten, wies ich den Minister auf die beiden Baracken hin, die wir mittlerweile schon voll nutzten. „Herr Kollege, Sie meinen wohl die beiden Pavillions?“ Das war die offizielle Sprachregelung, an die wir uns zu halten hatten.

Finanziell war der Wechsel von der Steiner-Schule an die Stadt, nunmehr an den Staat, erfreulicher Weise eine Aufstockung meiner Bezüge um beinahe hundert Prozent. Trotzdem lagen die Höheren Beamten damals noch deutlich unter dem Niveau anderer Akademikerberufe, aber der Aufstieg in bislang unbekannte Einkommenshöhen setzte noch in den Sechzigern ein und hat sein (weltweit verglichen) hohes Niveau seither halten können. Trotzdem beklagten die Lehrer schon damals, dass sie den sonstigen Einkommenssteigerungen nachhinkten und die laufenden Besoldungsverbesserungen kaum die im Schnitt 5%ige Inflationsrate ausglich; aber unterm Strich blieb doch immer mehr übrig,- auch ein Verdienst der geschickt agierenden Beamtenverbände. Besonders günstig wirkten sich die sogenannten Dienstaltersstufen aus: Alle zwei Jahre stieg man eine Stufe höher, unabhängig von den laufenden Lohnerhöhungen und dem finanziellen Aufstieg durch Beförderung. (Damals wurde in der Regel ein Assessor nach zwei bis drei Jahren zum Studienrat ernannt, was dann auch die lebenslängliche Verbeamtung einschloss; nach weiteren fünf Jahren war der Oberstudienrat fällig; die Ernennung zum Gymnasialprofessor (A15) konnte nach etlichen weiteren Jahren erfolgen, sofern der Beamte eine zusätzliche Funktion ausübte. Studiendirektor gab es an jeder Schule nur einen, nämlich den Stellvertreter des Oberstudiendirektors,- bei uns in Starnberg fast meine ganze dortige Zeit über Dr. Rohrman, ein waschechter, nüchterner Schlesier, preußisch korrekt, aber gar nicht bürokratisch, ein anspruchsvoller Neuphilologe mit

dem Herzen auf dem rechten Fleck. Im Schatten von Jobst agierend, deichselte er selber vielleicht nicht so sehr viel wie seine Amtskollegen an anderen Schulen (nachmittags war er nie da), aber er hielt sich an alle Absprachen, vermittelte unauffällig in Konflikten und kam mit jedermann gut aus. Mitte der Sechziger erlag er den Folgen seiner Kopfverletzung im Kriege, sein qualvolles Ende ging uns sehr nahe.)

Die nachmittägliche Betätigung der Schüler in außerunterrichtlichen Bereichen war damals noch dünn gesät. Max Strack, der Kunsterzieher,- in späteren Jahren einer meiner engsten Mitarbeiter in Geretsried,- widmete sich dem Schulspiel. Von etlichen sehr gelungenen Aufführungen ist mir besonders Dürrenmatts „Romulus der Große“ in bester Erinnerung geblieben. Orchester und Chor waren unterentwickelt. Der Sport blieb ganz und gar auf die Pflichtstunden begrenzt, was auch daran lag, dass unsere Schule vorläufig weder über eine eigene Turnhalle noch einen Sportplatz verfügte.- Mit meiner schon erwähnten 11.Klasse arbeitete ich vorübergehend an den Nachmittagen Karl Jaspers „Einführung in die Philosophie“ durch,- eine freiwillige Sache, aber fast alle machten mit.

Aber im Fasching und in den Skilagern war einiges los, was auch mich besonders anging. Der Fasching zwar etwas weniger, obwohl er damals noch in jedermanns Jahresrhythmus seinen festen Platz einnahm, und Jobst entstammte einer Bürgerschicht Münchens, die diese sogenannte Fünfte Jahreszeit stets sehr hoch gehalten hatte. Natürlich gab es noch keine Faschingsferien; am Rosenmontag war regulärer Unterricht, am Faschingsdienstag ging der Unterricht nach zwei Stunden in ein allgemeines Faschingstreiben im gesamten Schulkomplex über,- eine anstrengende Ausgelassenheit! Höhepunkt der Saison war der Schulball im „Undosa“, selbstverständlich erschienen alle maskiert, besonders originell das Ehepaar Jobst, meist in Kostümen, die sie bei der Hofoper ausgeliehen hatten,- oft als eine beziehungsreiche kulturhistorische Anspielung gedacht und äußerst schick aufgemacht. Das spornte auch alle anderen an.- Gute Erinnerungen an eine Zeit, die so etwas noch stilvoll pflegte,- auch die Musik, die selbst mir gefiel und zu der ich mich dann sogar hie und da zu tanzen bequemte. Lästig zwar die nächtliche Bahnfahrt nach München, aber nur mäßig schlimm, wenn man sich vorher gut unterhalten hatte. Sehr nett übrigens das ungezwungene, aber dennoch nicht enthemmte Miteinander von Lehrern und Schülern, und natürlich waren auch die Eltern zahlreich vertreten.

Ein anderer Höhepunkt im Jahresablauf bedarf einer etwas ausführlicheren Schilderung, zumal es an den Schulen so etwas leider nicht mehr gibt: ich meine die Skilager der Oberstufenklassen. Etwa fünfzehn Mal war ich als organisierender und betreuender Lehrer mit von der Partie, wenn die Starnberger Gymnasiasten für acht Tage bei Irenbergers in deren privater, äußerst einfach ausgestatteter Jugendherberge

bei Westendorf in Tirol einkehrten. Dr. Jobst hatte dieses Quartier in einem alten Bauernhaus ausfindig gemacht, wohin Irenbergers in den vierziger Jahren aus Südtirol hatten umsiedeln müssen, da sie mit den örtlichen Italienern in gefährliche Konflikte geraten waren. Der Schlafraum für Jungen bestand vorerst aus einer einzigen riesigen Pritsche, waschen musste man sich am Brunnen vor dem Haus oder, vorläufig, in einem höchst unansehnlichen Waschraum, im Speiseraum stand ein riesiger gemauerter Ofen,- alles noch denkbar schlicht, aber mit den Jahren (und wohl auch mit unserm Geld) gab's gewisse Verbesserungen. Das Essen war einfach, aber ausreichend (für Getränke wurde nicht eigens abgezockt,- ich erlebte, wie die rührend bemühte Frau Irenberger eines Abends einen vollen Eimer Milch mitten in die Stube stellte („Bedients eich!“); die Preise für Unterkunft und Verpflegung äußerst „zivil“; gefährlich nur der gegenüberliegende Kramerladen Fuchs, denn dort gab's Schnaps,- was spätabends gewisse Probleme aufwerfen konnte. Die Abende überhaupt! Der anstrengendste Tagesabschnitt für die verantwortlichen Lehrer (gewöhnlich zwei bis drei bei immerhin 50 bis 60 Schülern!), wenn man soeben müde von der Tagestour (mit Fellen natürlich) heimgekommen war, und nach der Raubtierfütterung sich eine behagliche und oft recht laute Geselligkeit einzustellen begann. - Kollege Frei, mein häufiger Partner, spielte mit seiner Quetschkommode zum Tanze auf, während Kollegin Hinkelbein, auf dem Ofen thronend, ununterbrochen strickte. Was dann offiziell bis etwa 11 Uhr dauerte,- aber es konnte 1 bis 2 Uhr werden, bis auch wir Lehrer endlich ins Bett kamen, und das hieß noch nicht, dass wir gleich ungestört in die Nachtruhe fanden. Die Tagestouren (etwa auf Lodron, Hohe Salve, Fleiding mit Brechhorn oder den Pengelstein bei Kitzbühl) waren für mich als einem seit vielen Jahren ungeübten Stubenhocker nur möglich, weil ich noch an meine Bucegi-Touren anknüpfen konnte. Gewöhnlich verließ man gegen neun die Herberge und kehrte kurz vorm Dunkelwerden wieder heim. Die vorerst spärlich vorhandenen Lifte nützten wir natürlich auch schon, aber das endlose und dann auch eintönige Hinauf- und Hinabfahren war ja nicht der Zweck unserer Sache, das kam erst später so richtig auf, es war uns damals auch zu teuer. Wenige Jahre später liefen dann leider die geliebten Felltouren aus, denn die Schüler stiegen nach und nach in ihre Kunststoff-Kähne um und verfügten auch nicht mehr über Ski und Bindungen, die für Tourengänge geeignet waren. - Im Laufe der Woche gab es gewöhnlich mehrere Verletzte, man nahm das damals gelassener hin, es gehörte nun einmal zum Skifahren. Außerdem hatten wir auf jeder Tour einige anschraubbare Aluminium-Skispitzen dabei, denn fast täglich ging mindestens ein Ski (damals noch aus Holz) bei den Tiefschnee-Abfahrten zu Bruche,- der Dorfschreiner behob solche Schäden gewöhnlich innerhalb eines Tages. Zeitraubende und auch sehr anstrengende Bergungen (mit Ackja) blieben uns nicht

erspart, wenn jemandem in einem abgelegenen Gebiet etwas zugestoßen war,- es gehörte mit dazu. Mir ist kein einziger Fall bekannt, dass Eltern sich über das eine oder andere Malheur beschwert hätten,- wichtig war nur das Vertrauen, dass man nicht leichtfertig gehandelt hatte,- die Angst vor der Presse war schlicht und einfach noch nicht vorhanden,- und eine Sensationspresse, die schon aus kommerziellen Gründen alles unglaublich aufbauschte, dadurch dann mit der Zeit allerdings auch eine weitere Verrechtlichung (Paragraphendschungel!) aller schulischer Vorgänge bewirkte und den Mut zur Eigenverantwortung weiter schwächte, existierte im heutigen Ausmaß noch nicht.

Als ich zum zehnten Male in Westendorf war, wurde ich, eingefädelt von Irenbergers, zu einer Touristen-Versammlung in einen Gasthofsaal geladen, selbstverständlich begleitet von allen Skilager-Teilnehmern. Der Bürgermeister überreichte mir und anderen treuen Gästen je eine Ehrenurkunde, eine Ehrennadel und ein handgemaltes Landschaftsbild. Man belohnte damals also ausdrücklich die stets Wiederkehrenden; die betrübliche Erfahrung, dass die den Tirolern eignende herzliche Gastfreundschaft dann allmählich von Gewinnsucht überlagert, ja von dieser zusehends aufgefressen wurde, stand uns leider noch bevor.

Gegen Ende der Sechziger wurden die jährlichen Skilager für die Oberstufenschüler eingestellt. Manches Unangenehme oder Unstatthafte (auch im Verhältnis zwischen Jungen und Mädchen) hatte sich nach und nach eingeschlichen, zu viele individuelle Wünsche bedrohten die Gemeinschaftsveranstaltung,- man konnte sich z.B. kaum noch auf ein von allen hingenommenes Tagesprogramm einigen,- an den Abenden war es schwierig geworden, die jungen Leute vom Besuch auswärtiger Lokale abzuhalten,- die Lust, sich daheim miteinander zu vergnügen, schwand dahin,- das mitgebrachte Taschengeld war eben zu hoch; (- kleines Anzeichen einer gewissen Entsolidarisierung im Zuge des den Egoismus fördernden Wohlstanddenkens?-). Auch zerstörte ein besonders von den Sportlehrern eingeforderter Gesichtspunkt dieses pädagogisch so sehr kostbare Zusammensein: man ging nämlich fortan mit Unterstufenklassen ins Skilager mit dem Ziel, dort Skikurse abzuhalten, was zwar auch seinen Sinn machte, aber nicht jene Gemeinschaftsgefühle und menschliche Nähe bewirkte, die gerade den nachpubertären Schülerinnen und Schülern so gut tat, ja eigentlich unentbehrlich geworden und durch keine andere schulische Erfahrung zu ersetzen war.

Während meiner anderthalb Starnberger Jahrzehnten herrschte in den Abiturwochen jeweils Hochbetrieb. Für einen Deutschaufsatz benötigte ich mindestens zwei, gewöhnlich sogar drei Stunden für Korrektur und Bewertung,- bei dreißig Kandidaten also eine ganze Arbeitswoche,- musste aber gleichzeitig meinen sonstigen Unter-

richtsverpflichtungen weitgehend nachkommen. Also schickte ich die Familie zu den Schwiegereltern und arbeitete Tag und Nacht, schlief irgendwann wieder einmal einige Stunden,- schottete mich vollkommen ab. Unvergesslich jener Augenblick, wenn ich fertig geworden war,- meist inmitten der achten bis zehnten Nacht. Dann unternahm ich sofort einen Spaziergang in den Hofgarten - mit einem Gefühl, als wenn ich nach einem unendlich langen Tauchvorgang endlich wieder zu Luft gekommen sei. - War der üblich anstrengende und mitunter auch aufregende Konferenzrummel endlich vorüber, ging`s (oft) auf Abiturreise: mehrere Male nach Wien über Passau und mit dem Schiff donauabwärts. Ausnahmslos sehr gute Unternehmungen, die die damit verbundenen Strapazen durchaus lohnten,- etwa das Übernachten in Jugendherbergs-Sälen (- der baumlange Sohn eines berühmten Professors, dessen Füße das Stockbett über mir überragten, zeigte mir täglich unfreiwillig seine schwarzen Fußsohlen, die er sich beim Barfußlaufen auf dem heißen Asphalt der Wiener Innenstadt zugezogen hatte! -), strapaziös auch die ausgedehnten feuchtfröhlichen Stunden in Grinzing. Das volle Tagesprogramm endete zumeist mit einem gemeinsamen Theater- oder Konzertbesuch. Eine Wanderung durch die Weinberge des Kahlen Bergs - (ein Spaziergänger führte uns vor das Haus, wo Beethoven große Teile seiner Pastorale komponiert hatte) - war ebenso selbstverständlich wie der Schönbrunn- und Praterbesuch und die Wahrnehmung der sonstigen Kostbarkeiten dieser herrlichen, vom Kriege weitgehend verschont gebliebenen Stadt.- Bei einer Reise erkrankte, ohne dass mir das so gemeldet worden wäre, die Schülerin Sonja an Blinddarmentzündung; als ich am dritten Tag von ihrer Freundin erfuhr, um welche Art von Krankheit es sich vermutlich handelte, war es beinahe zu spät. Zwar beschimpfte mich die herbeigerufene Ambulanz,- wegen ein wenig harmlosen Bauchwehs wolle man nicht herbeigerufen werden!,- aber bei den Barmherzigen Brüdern wurde dann doch sofort operiert. Als ich, nach kurzem Kontakt mit der Klasse, wieder ins Krankenhaus eilte, lag Sonja in elendem postoperativen Zustand genau in der Mitte eines riesigen Krankensaals, ringsum angestarrt von mindestens dreißig alten Frauen, von denen etliche sich offenkundig in einem hoffnungslosen Endzustand befanden. Meiner sehr energisch vorgetragenen Forderung, Sonja zu verlegen, kam man sofort nach,- ich besuchte sie kurz vor unserer Abreise in ihrem schönen Zweibett-Zimmer,- zehn Tage nach uns war auch sie wieder daheim.- Auf den Rückfahrten machten wir jeweils im wunderschönen Kloster Melk Station, den Abend verbrachten wir zum allerletzten Umtrunk im Felsenkeller Salzburgs,- das sind Erinnerungen, die ich wohl nie vergessen kann,- sehr erfüllte Tage schönster Eindrücke und wohligen Zusammengehörigkeitsgefühls.

Weniger unbeschwert schön, aber wegen ernüchternder Gegenwärtigkeit natürlich

auch sehr lohnend, eine Fahrt nach Berlin in die geteilte und eingeschlossene Stadt. Beängstigende Grenzübergänge (ein seit dem Kriege und der Gefangenschaft nicht mehr erlebtes Gefühl des Ausgeliefertseins an die Willkür unreifer Soldatenjünglinge, die allzu offensichtlich unter gewaltigen Komplexen litten!,- etwa bei der S-Bahn-Fahrt in den Ostsektor, wo im Bahnhof Friedrichstraße einige Schüler bis auf die Haut gefilzt wurden. Wir, ungebetene Gäste, wurden ständig beobachtet, ich schwitzte Blut, dass sich unsere Schüler danebenbenehmen könnten, was unangenehme Folgen auslösen würde. So dann auch geschehen bei der Wachparade Unter den Linden, wo meine lieben unbeschwerten westdeutschen Starnberger, lässig auf den Bordsteinen der gegenüberliegenden Straßenseite lümmelnd, den Stechschritt der Gedrillten ziemlich vernehmlich belästerten,- aber man ließ uns in Ruhe. Schöner Theaterabend in Ostberlin,- etwas von Brecht, sehr brechtisch! - An einem der beiden Abende, die ich den Schülern freigegeben hatte (aber Rückkehr in die Pension spätestens 11 Uhr!) - ich selbst saß die ganze Zeit im Vestibül,- wurde ich von einem Mitschüler hochgeschreckt: Mitschülerin XY sitze mit einem merkwürdigen Herrn im Café des nahe gelegenen Hochhauses,- ich war natürlich sofort dort, forderte sie auf, mit mir zu gehen,- es gab eine unangenehme Auseinandersetzung, die beinahe in Tötlichkeiten ausgeartet wäre, aber dann gab die bereits leicht angeheiterte Göre nach und ging mit.

Es drängt mich, noch zwei Abiturreisen festzuhalten: je eine Woche am Mondsee und in der Toskana.

Gräfin Almeida, Mutter einer begabten Abiturientin, stellte uns ihren Schloss-Anteil in Mondsee zur Verfügung, wo wir,- auf die abenteuerlich mit mehr oder weniger noch brauchbarem Mobiliar ausgestatteten Räume verteilt, die ja nur noch selten benutzt wurden,- eine sehr heitere Juli-Sonnen-Woche verbrachten. Felix W., der sich mit etlichen anderen auf dem Heuboden über dem lang gestreckten Kuhstall eingenistet hatte, verlor dort seinen Reisepass, also musste ich(!) ihm ein Ersatzpapier verschaffen,- einige Wochen später fiel der Pass in den Futtertrog und wurde uns amtlicherseits nachgeschickt. Leider wurden diese Abschiedstage, die wir abends mäßig, aber eben regelmäßig mit billigem Rotwein begossen, überschattet durch meinen Sportunfall: Beim Volleyball-Spiel im Schlosshof knickte ich so unglücklich ein, dass mein Knie für ein ganzes Jahr lädiert blieb. Eine vorerst ziemlich schmerzhaft Angelegenheit, in späteren Monaten noch verschärft durch Muskel- und Knochenschwund,- mir obendrein augenblicklich völlig ungelegen, weil wir, die Familie, vorhatten, unmittelbar nach dem bevorstehenden Schulschluss eine vierwöchige Autofahrt durchs kommunistische Rumänien zu unternehmen. Sie fand trotzdem statt: Bis zur jugoslawischen Grenze wechselte ich nur ganz wenige Male mit dem rechten Fuß vom Gas- aufs Bremspedal, ansonsten bremste ich nur mit

Motor oder Handbremse. Auch die Moorpackungen am Schwarzen Meer halfen kaum. Erst im folgenden Sommer verbesserte sich mein Zustand schlagartig, als ich - ich konnte einfach nicht anders - bekannten Fischern in der Nähe von Sorrent bei der Bergung ihrer Boote vor einem heraufziehenden Sturm half: Ich hob mit aller Kraft, es krachte überaus schmerzhaft im Knie,- der Meniskus war zurechtgerückt worden! (Mein wenig erfolgreicher Arzt in Starnberg sagte dazu, das hätte er mit einem Vorschlaghammer auch erledigen können.)

Nach Florenz führte mich die Abiturreise nicht mit der eigenen Klasse, sondern mit dem letzten Abiturientenjahrgang von Dr. Jobst,- ich begleitete die jungen Leute im Bus, während Jobst sich bereits dort aufhielt. Nicht nur das dicht gedrängte Besuchsprogramm und die fachkundige Führung durch unsern Chef waren überaus bereichernd für mich, sondern auch das herzerfrischende Beisammensein mit diesen fröhlich gelösten jungen Leuten, die durchwegs aus sehr kultiviertem Hause stammten und trotz ihrer modernen Jugendlichkeit tatsächlich hier noch viel sehen wollten und sich insgesamt einfach tadellos aufführten. Wir wohnten in unmittelbarer Nähe des Doms in einer einfachen, behaglichen Pension, durchschritten täglich auf den viele Kilometer langen Gängen alle nur erdenklichen Straßen, Plätze, Museen, Kirchen und Paläste,- ein wundervoller Fleck, dieses Florenz,--- leider sind solche wertvollen Kulturplätze ja zunehmend gefährdet, und außerdem hat es mich bei weiteren Aufenthalten in der Toscana immer mehr gestört, dass die vielen hierher verfrachteten italienischen und ausländischen Schulklassen immer weniger aufnahmebereit für all diese Kunstschatze geworden waren und sich fast nur noch ihrer albernsten Geselligkeit widmeten!- Auf der abendlichen Rückfahrt im abgedunkelten und von klassischer Schlagermusik sanft erfülltem Bus von San Gimignano nach der Domstadt erzählte der neben mir sitzende Patrick Süskind,- wenige Jahre später berühmt gewordener Autor etlicher weltweit gelesener Bücher -, wie er bei seiner soeben in München stattgehabten Verhandlung um die Anerkennung seiner Kriegsdienstverweigerung die Kommission um den Finger gewickelt hatte,- Felix Krull redivivus! Patricks Vater, der sehr geschätzte Redakteur W.E.Süskind der „Süddeutschen Zeitung“, war mir schon seit Jahren gut bekannt,- er führte zweimal meine Klassen durch die Redaktion und diskutierte mit ihnen. Wir verbrachten eine unvergessene Sommernacht in anregender (und ansehnlicher) Runde in seinem schönen Haus am Starnberger See, im Morgengrauen schwammen wir weit ins Wasser hinaus,- auch seine beiden Kinder Veronika und Martin waren meine Schüler. - Süskind bedachte mich übrigens im Anschluss an meinen Vortrag vor dem Freundeskreis der Evangelischen Akademie Tutzing über schulische Fragen, wo ich mich schon damals über die unerlässliche Autonomie der einzelnen Schule und über den hohen Wert der Privatschulen ausgelassen hatte, mit einem so wohlwollenden Lob,

dass ich mich in meinen Vorstellungen über die Notwendigkeit einer grundlegenden Schulreform bestärkt fühlte.

In dieser anstrengenden, aber erfüllten Zeit meiner Tätigkeit am Gymnasium Starnberg wuchs unsere Christel, die später auch offiziell ihren bisherigen Rufnamen Mikala zum Vornamen wählte (Mikala von „Mietz-Katzele“;- im Rumänischen heißt übrigens (zufällig!) Mikala „die Kleine“), zu unserer ungetrübten Freude zu einem sehr munteren, fix denkenden und hübschen Mädchen heran. Bei entsprechender Witterung verbrachte sie ihre Spielzeit zunächst vorwiegend im Kastanienbaum bestandenen Hof Schönfeldstraße 26 im Kreise mehrerer Spielgefährten: den Kindern einer Arztfamilie, eines Kunsthistorikerpaares, eines Architekten, eines Amtsrichters und eines Arzneimittel-Vertreters,- eine bunte Schar mit unerschöpflicher Spielfantasie, meist lautstark, fröhlich und zufrieden auf dieser ruhigen Insel inmitten einer zunehmend betriebsamer werdenden und lärmgefüllten Großstadt im Wiederaufbau. An der Ecke Schönfeldstraße/Königinstraße gestaltete ein berühmter Architekt das US-Konsulat, in der Von-der Tann-Straße vor unseren Fenstern erhoben sich nach und nach riesige Wohn- und Verwaltungsgebäude aus den Ruinen, der Finanzgarten wurde fürs Publikum geöffnet und die Hofgarten-Arkaden wieder ausgemalt,- hier hatten wir immer schon bei schlechtem Wetter den Kinderwagen hin und her geschoben. Unser eigentlicher Garten aber lag uns noch näher: der großzügig angelegte, von den vielen „Grünmützenmännern“ (so nannten wir sie) geradezu eifersüchtig bewachte Englische Garten (Rasen betreten damals noch verboten!) mit dem weiten Blick zum Monopteros, von wo aus sich schon wieder ein ganz passables Panorama dieser liebenswerten Stadt bot. Auf meinen „Ausfahrten“ mit der Tochter in ihrem Wägelchen konnte es durchaus vorkommen, dass ich, auf einer Parkbank sitzend, von anderen Müttern fachkundig über Pflege und Fütterung unseres Nachwuchses neugierig befragt wurde,- ein ungewöhnlicher Vorgang schon allein deswegen, weil es damals für einen Vater ja noch keineswegs selbstverständlich war, einen Kinderwagen - und dazu noch alleine! - zu schieben,- das war eine unserer Nebenrollen als Vorläufer späterer „Alternativer“. Und dazu gehörte auch schon das „männliche“ Kochen, Wickeln und Wäschewaschen,- eine Waschmaschine konnten wir uns natürlich vorerst nicht leisten (die Windeln wurden in einem großen Kessel auf dem Gasherd ausgekocht, meine Aufgabe war es dann, sie in der Badewanne zu spülen („leichen“ nannte ich das scherzhaft). Papierwindeln gab es damals natürlich noch nicht, sie wären uns auch sicher zu teuer gewesen).- Unmittelbar an unser Schlafzimmer grenzte die Dachterrasse von Frau Karlowa, Witwe des letzten deutschen Generalkonsuls in Holländisch Indien (heutiges Indonesien) bis Kriegsende, nach Internierung durch die Siegermächte und Verlassen

ihrerer Heimatstadt Berlin eine der zahlreichen weißhaarigen forschenden Damen aus Deutschlands Norden, nunmehr im lebensfrohen Nachkriegs-München gelandet. Für Mikala, die ihr zunächst bei jeder Gelegenheit von unserm Fenster hinüber winkte, bald eine Art Ersatzoma im Hause,- immer hilfs- und gesprächsbereit, ungebrochen tolerant in ihrer großstädtischen Lebensart,- auch liebte sie den Wein und verharnte unbelehrbar auf den politischen Standpunkten ihrer besseren Lebenszeiten. Wir mochten sie sehr und danken ihr noch heute, dass ihr Babysittin es uns ermöglichte, hie und da abends zu einer Veranstaltung zu verschwinden. - Bei schönem Wetter radelten wir durch unsern Riesentpark sogar bis nach Freimann (damals noch ein Dorf vor den Toren Münchens), Mikala mit dabei auf einem Kindersitz vor meinem Bauch; in der dortigen Floriansmühle (ein noch von einem Bach gespeistes Freibad!) verbrachten wir manchen schönen Halbtage. Übrigens hat Mikala in unserem Englischen Garten den echten Osterhasen gesehen: Wir radelten am Ostersonntag am Monopteros vorbei, sprachen über den Osterhasen,- und schon sprang ein echter Feldhase aus dem Gestrüpp;- eine eindeutige Belegung einer der üblichen Erwachsenenlügen dürfte es kaum je gegeben haben! In späteren Jahren fuhren wir, höchst selten leider, am Feiertage mit der Bahn nach Starnberg ins dortige Studentenbad, etliche Male auch zu Bekannten auf ihr herrliches Seegrundstück in Kempfenhausen (es gab schon wieder (oder immer noch?) sehr wohlhabende Mitbürger,- ihr Lebensstandard lag natürlich etliche Stockwerke über uns Habenichtsen, was mich aber gar nicht störte, und ich bilde mir ein, dass ich nie gehemmt oder gar neidisch darauf reagiert habe.)

In all den Jahren standen wir in engem Kontakt mit meinen Schwiegereltern, die mittlerweile nach Fürstentfeldbruck umgezogen waren, von wo der Schwiegervater leichter seinen Handelsgeschäften mit der Bundesbahn in München nachgehen konnte, der er Wasch- und Putzmittel zur Zugreinigung vermittelte. Ein gutes Geschäft übrigens, das ihm schließlich ermöglichte, sich kurz vor seinem Tode eine Eigentumswohnung in schöner Lage Kemptens zu kaufen, in die dann meine Schwiegermutter zog.- Vorerst verbrachten wir manches Wochenende bei ihnen im Ampertal,- für uns ein erholsamer Tapetenwechsel in nicht allzu weiter Ferne - gut bekocht von der Schwiegermama,- den Großeltern auch eine muntere Abwechslung mit der gesprächigen Enkeltochter, besonders auf den ausgedehnten Spaziergängen über angrenzende Felder und durch Wälder. Auch hüteten sie so manches Mal unser Töchterlein, wenn wir ausgehen oder wegfahren wollten. Ihre herzliche Hilfsbereitschaft (sie hatten immer Zeit für uns) - ein bleibender Gewinn.

Natürlich verreisten wir in den Sommerferien, sofern der Geldbeutel es zuließ,- etwa für zwei Wochen nach Nassereith in Tirol in ein sehr einfaches Bauernquartier,- mehrere Sommerferien hintereinander in die „Sommerfrische“ ins Tannheimer Tal,

wo wir immer im selben Haus beim Förster Grad unterkamen. Frühstück und Abendbrot genossen wir in der gemütlichen holzgetäfelten Stube, wo wir es an kalten Sommertagen, deren es leider eben doch etwas zu viele hier gab, gemütlich warm hatten,- mittags verpflegten wir uns unterwegs auf zahllosen und oft recht langen Bergwanderungen, bei denen Mikala, die schon wacker mithalten konnte, besonders die Pflanzen- und Tierwelt (- langes „Ansitzen“ vor einem Murmeltier-Loch! -) anteilnehmend und haarscharf beobachtete; besonders angetan hatte es uns die Umgebung des Vilsalpsees. Lagerten wir, begann Mikala sofort damit, sich ein Nest aus Zweigen zu bauen,- jetzt war sie natürlich schon zu groß für den angeordneten Mittagsschlaf,- und eben immer geschäftig im Verwirklichen ihrer Spielfantasien,- dann auch bereit, neben der Oma Grad auf der Bank vor dem Haus sitzend, ihr lange zuzuhören, aber auch selber munter über Gott und die Welt mit ihr zu plaudern.

In all diesen Jahren erfreute ich mich einer guten Gesundheit. Zwar betrieb ich keinerlei Sport, litt also ein wenig unter meinem ungestillten Bewegungsdrang, war aber, so meinte ich, dennoch ausreichend viel an der frischen Luft. Trotzdem sollte ich nicht verschweigen, dass der Schulalltag mich ziemlich ermüdete und ich mich nach einem ausgefüllten Vormittag sehr aufgebraucht, nahezu entleert fühlen konnte.

--- Was Nichtlehrer oft nicht wissen und eben auch nicht nachvollziehen können, ist die im Unterricht unausgesetzte Beanspruchung so vieler gleichzeitig zu aktivierender Energien:

- die Fähigkeit, eine ansehnliche Schar geweckter, aber auch höchst eigenwilliger Schüler für die gemeinsame Arbeit zu interessieren,- ein Vorgang, den man vielleicht als eine Art permanenter Willensverströmung bezeichnen könnte;
- sodann das geschickte Einbringen einer gediegenen Sach- und Fachkompetenz (verfügbar gemachtes überlegenes Wissen), orientiert am Schwierigkeitsgrad, der der jeweiligen Altersstufe angemessen ist (dieses Geschick kann man nicht lernen, das muss man im Gespür haben!);
- ferner die Orientierung am Roten Faden der vorangegangenen sorgfältigen, möglichst schriftlich skizzierten Stundenvorbereitung (Aufbau, Methodik, Didaktik, Ziele);
- eine möglichst den ganzen Vormittag anhaltende geistige Präsenz, die sich auch in Schlagfertigkeit und einer insgesamt gut formulierten Sprache zu zeigen hatte (hier erlebt man am unmittelbarsten, ob man gesund ist oder angeschlagen; meine anfänglichen Versuche, den Schülern mitzuteilen, dass ich mich heute nicht wohl fühle - eigentlich eine Bitte um Nachsicht -, ließ ich bald bleiben, denn selbst

wenn die jungen Leute gutwillig darauf eingingen, verflog diese Rücksicht sehr bald im Eifer unseres gemeinsamen Tuns, was absolut nichts mit Bösartigkeit zu tun hatte, sondern einfach die gewohnte Arbeitsintensität ausdrückte);

- sodann ein stets wachsames Auge für die entsprechende Ordnung, ohne die eine ablenkungsfreie Erledigung der gestellten Aufgaben nicht möglich ist und bald ein meist verheerender Nervenverschleiß einsetzt,- diesbezüglich hatte ich nie Probleme, was meine ganze Lehrtätigkeit unendlich erleichterte;
- schließlich ein möglichst abgewogenes Urteil in allen Sachfragen, aber auch in den an den Lehrenden herangetragenen persönlichen Problemen und Wünschen; d.h. man muss auch zuhören können und darf nicht der (lehrertypischen?) endlosen Monologisierung verfallen,- aber vermutlich reden alle Lehrer tatsächlich zu viel!;
- und möglichst dann noch die Fähigkeit zu auflockerndem Humor, ein ja ganz besonders bewährtes Mittel zum allseitigen erholsamen Atemschöpfen, eine gewissermaßen eingeplante Lockerungsübung.

Und obendrein sollte der Gymnasiallehrer bis in seine Umgangsformen und -töne hinein und auch in seinem äußeren Erscheinungsbild ein wenig so etwas wie ein Vorbild sein, dem Jugendliche, auf Leitbilder seit eh und je dringend angewiesen (auch wenn sie das mitunter arrogant leugnen!), mehr unbewusst als willentlich nachschreiten wollen,- die Vorbildfunktion ist wahrscheinlich das Allerwichtigste und Nachhaltigste in der Schulpraxis (- aber es gibt daneben leider auch das bekannte Glatteis modischer Eitelkeiten und unbefriedigten Machttriebs (sofern man z.B. unbedingt gefallen will und die Szene meint immer beherrschen zu müssen), was tunlichst zu unterlassen wäre,- weil ein abschüssiges Terrain).

Ein oder zwei Stunden eine solche geballte Anstrengung einzubringen, ist nicht allzu schwer; schwieriger wird's, wenn fünf oder sechs aufeinander folgen und etliche davon in der Oberstufe zu absolvieren sind. Noch problematischer, wenn das Woche um Woche und Jahr um Jahr durchzuhalten ist. Jede noch so kleine Trübung,- sei es ein gespanntes Verhältnis zum Schulleiter, zu Kollegen oder Eltern, oder allzu drückende private Sorgen,- kann sich mitunter katastrophal auswirken. Mich wundert überhaupt nicht, dass viele Lehrer in Krankheiten gedrückt werden,- es wundert mich eher, dass es nicht noch mehr sind!

(- Man könnte darüber streiten, was eigentlich anstrengender ist: der damals noch weitgehend übliche Lehrervortrag (natürlich auch schon in meinen Starnberger Jahren gesprächsweise aufgelockert), der ja ein klares und zielgerichtetes Konzept im Lehrerkopf voraussetzt, oder die seit etwa 25 Jahren übliche vorwiegende Dialogform des Unterrichtsgesprächs - (zwar einnehmend sokratisch, aber schwer einzuhalten, wenn es nicht nur um Einsichten und Schlüsse geht, sondern um stoffreiche

Inhalte). Beides verlangt größte Konzentration und ermüdet wohl auch gleichmäßig stark. Mir will aber scheinen,- und ich habe ja selber beide Unterrichtsstrukturen hinreichend durchgespielt-, dass das Vortragskonzept, zumindest in der Oberstufe, effizienter ist, auch hat es den Vorteil, den Schüler zum Zuhören zu zwingen, auch für eine etwas längere Dauer, was, wie ich höre, dem heutigen Schüler kaum mehr zugemutet werden kann. (Müsste man ihm nicht gerade deswegen wieder mehr das Zuhören zumuten?) Sollte dem so sein, scheint mir zumindest die Frage nicht ganz unberechtigt, ob man der zweifellos schülerfreundlicheren Dialogform unter Umständen nicht doch zu viele Inhalte (im Sinne des gedanklichen Anspruchsniveaus) opfert, die in einem langwierigen Dialogverfahren (obendrein mit ungewissem Ausgang) selbst im besten Unterrichtsklima kaum zu vermitteln sind.-)

Nichts regt einen Lehrer mehr auf als das ahnungslose Gerede von den beneidenswert langen Ferien. Gäbe es solche Zeiten der physischen und psychischen Regeneration nicht, stünde es noch bedeutend schlechter um das Durchhaltevermögen dieses täglich arg geprüften Berufsstands, der zweifellos zu den anstrengendsten und aufreibendsten Akademikerberufen in unserem Kulturkreise gehört. - Was am meisten die Gesundheit stützen kann, ist der Erfolg, den man allerdings nicht nur erhoffen darf, sondern eben auch hart erarbeiten muss. Schon eine einzelne gut gelungene Schulstunde kann ein unglaublicher Motivator für weitere intensive Bemühungen sein.

Dieser Einschub schien mir nötig,- ein Reflex auf die häufig gemachte Erfahrung, dass selbst kluge Zeitgenossen oft nicht wissen, welchen Anstrengungen man im Lehrerberuf ausgeliefert ist.--

Ich spürte in jenen Starnberger Jahren, die ja gewissermaßen den Höhenflug meines unmittelbaren pädagogischen Einwirkens darstellten, dass ich oft an der Grenze meiner Kräfte stand. Zwar verfügte ich über die nicht hoch genug einzuschätzende Fähigkeit, mich relativ rasch erholen zu können,- erkrankte ich dann aber doch, z.B. an Grippe, fiel mir die Vorstellung, in die normale Einspannung zurückzukehren, von Tag zu Tag schwerer,- anstatt dass sie mir, nach einer solchen aufgezwungenen Not-Pause, eher als etwas Wünschenswertes erschiene.

Trotzdem: die Anstrengung als solche und der Zeitaufwand waren eigentlich nie etwas, worüber ich mich beklagte,- im Gegenteil: je mehr ich mich anstrengte und mir wahrscheinlich auch deswegen vieles immer besser gelang, desto erfüllter schien mir mein berufliches Wirken. - (Mancher verbitterte oder resignierende Lehrer wäre vielleicht besser beraten, sich mehr - und nicht weniger! - anzustrengen!) - Eine ernsthaftere Grenzüberschreitung ins Ungesunde gab es eigentlich nur zweimal: in späterer Zeit, also als Schulleiter in Geretsried, als ich erleben musste, dass mir die Schülerschaft, mit der ich mich ansonsten gut verstand, vorübergehend entglitt, als

sie unter den Einfluss außerschulischer politischer Kräfte geraten war,- ich floh erschöpft und enttäuscht für einige Wochen in eine diffuse Krankheit. - Hier, also vorher in Starnberg, das andere Mal: Nämlich als ich völlig ausgelaugt aus einem Skilager heimkehrte, unter schlimmer Schlaflosigkeit litt und in einen Strudel nicht endenwollender Schwindelanfälle geriet,- unser Hausarzt verordnete Ruhe und ausgedehnte Spaziergänge. - Wer im Schulalltag sich nur kämpfend durchsetzen konnte, stand auf verlorenem Posten. Kollege W., einst ein geachteter Lehrer, jetzt, in den Fünfziger stehend, hilflos agierend, erlag dem ätzenden Ärger, den er allzu oft in sich hatte hineinfressen müssen; wenige Minuten nach seiner mittäglichen Heimkehr raffte ihn ein Herzanfall dahin.

--- Gemessen an den ärgerlichen Zumutungen, denen die heutige Lehrerschaft so oft ausgesetzt ist,- nämlich die Überreglementierung aller schulischer Vorgänge infolge des naiv praktizierten und obendrein nur ökonomisch gerechtfertigten Rationalisierungswahns übergeordneter Stellen (mit unglaublich viel Leerlauf, d.h. mit Tätigkeiten akribischer Art gefüllt, die mit dem Schüler nichts zu tun haben -- ich assoziiere hier mit der Sinnlosigkeitsmaschine auf der Züricher Seepromenade: viel Lärm und Bewegung zum Erzeugen eines Nichts!). Sodann die geradezu deprimierende Tatsache der vielfach unterbliebenen häuslichen (sozialen) Erziehung des Nachwuchses, die der Einschulung hätte vorausgehen müssen,- vor allem aber - und das dürfte wohl das Haupthemmnis sein! - die ausufernde Zunahme individualistischer Ansprüche bereits im Kindesalter, die das Belehren einer ganzen Gruppe im bislang üblichen Klassenunterricht beinahe unmöglich macht, zumindest überaus erschwert,--- all demgegenüber standen wir damaligen Lehrer unter besseren Eingangsbedingungen und noch verhältnismäßig unbeschwert da: selbst die Lehrplan-Erfüllung blieb ein beinahe nebensächlicher Aspekt; die Dienstliche Beurteilung der Lehrer, gemessen am heutigen Riesenapparat, ein harmloser Verwaltungsvorgang usw.,- wir hatten mehr freie Luft um uns herum. Der Erfolg hing allerdings deshalb in noch größerem Maße von unserem Einfallsreichtum und Gestaltungsvermögen und natürlich auch von der persönlichen Ausstrahlung ab,- viel weniger von der Befolgung all der unzähligen Anordnungen und Bestimmungen, die in zunehmendem Maße in Lehrergehirne gestopft werden, wodurch ihnen fortschreitend auch der Blick auf die Bedürfnisse des Schülers immer mehr verstellt wird.

Will sagen: es gehört heute (Jahrhundertwende) vermutlich mehr Mut dazu als früher, sich jenen Freiraum zu erhalten oder zu erobern, den der pädagogisch orientierte Lehrer benötigt, um sich beruflich voll entfalten zu können - und vermutlich ist es mittlerweile noch schwieriger geworden, in diesem Beruf auf Dauer gesund zu blei-

ben! ---

Ende der Sechziger (ich nunmehr ein Vierziger) verspürte ich noch keinerlei Langeweile oder Resignation. Aber natürlich machte ich mir Gedanken, wie es weitergehen solle,- weniger unter dem Gesichtspunkt der Frage: Ist das beruflich schon alles gewesen?, als vielmehr mit dem allmählich aufkeimenden Wunsch, mich noch einer neuen Herausforderung zu stellen. Die universitäre Wissenschaft mit ihren oft makaberen Strukturen und Personalquerelen lockte mich überhaupt nicht;- und was in den pädagogischen Instituten geschah, war, wie fast immer in der Pädagogik, zu abgehoben theoretisch und wurde zu durchsichtig vom Ministerium gelenkt und dementsprechend dann auch „vertrauensvoll“ personell besetzt. Politisch mich zu engagieren, wozu ich meine Schüler ja dauernd ermunterte, reizte mich ebenso wenig,- obwohl, das sei hier doch angemerkt, mich im Laufe meiner Lehrtätigkeit nacheinander die drei Parteien der Christlich-sozialen, der SPD und der FDP ermunterten, mich ihnen anzuschließen,- ich bildete mir aber ein, dass ich unabhängiger meiner Lehrtätigkeit nachgehen könne, wenn ich neutral bliebe. (Dass ich dann nach etlichen Jahren von einem späteren Ministerpräsidenten, dem ich zufällig auf einem Spaziergang in schönster Natur begegnete, gefragt wurde, ob ich nicht Lust hätte, ins Kultusministerium überzuwechseln, und ich spontan ein solches Angebot dankend zurückwies, weil, wie ich äußerte, es für einen Pädagogen nichts Schöneres gäbe, als eine selbst gestaltete Schule zu leiten, gehört auch in diese „politische“ Reihe.) Oft ging ich mit mir ins Gericht und warf mir mangelnden Ehrgeiz vor,- ich erinnere mich deutlich eines Spaziergangs, wo ich wieder einmal, wie so viele andere Male auch, zum Schlusse gelangte: Wer den Krieg unbeschädigt überlebt hat, nicht hungern und frieren muss, nicht dauernd bedroht wird und sich einer guten Gesundheit erfreut, hat darüber tagtäglich so froh zu sein, dass alle beruflichen Aufstiege und sonstigen Alltagssorgen demgegenüber reiner Luxus sind. Andererseits war durchaus zu bedenken, dass es keine Garantie dafür gab, dass ich meine Tätigkeit als immerfort Lehrender in 20 bis 25 Jahren noch genau so erfolgreich und gerne ausübte wie gegenwärtig.

Als die Stelle des Schulleiters in Tutzing ausgeschrieben wurde, bewarb ich mich spontan und formlos,- mit halbem Herzen nur, war deshalb auch nicht enttäuscht, dass mir eine Absage erteilt wurde. - Ernsthafter erwog ich eine Bewerbung um die Schulleitung am Birklehof im schönen Hinterzarten, einem sehr angesehenen Landerziehungsheim mit deutlich elitärem Einschlag. Frau Carola Roth, eine angesehene und einflussreiche Dame der Münchener Gesellschaft (mit Jobstens und Wohlfarts befreundet), deren einen Sohn ich schon an der Steiner-Schule unterrichtet hatte,

während nun der andere in Hinterzarten das Gymnasium besuchte, ermunterte mich sehr, mich dieser schwierigen, aber gewiss lohnenden Aufgabe zu stellen. Aber ich war von allem Anfang an der Meinung, dass mir dieser Anzug wahrscheinlich eine Nummer zu groß sei. Der bekannte Philosoph und Publizist Georg Picht,- eben dabei, zusammen mit der Bildungspolitikerin Hildegard Hamm-Brücher, Professor Helmuth Becker und anderen Prominenten die berühmt gewordene Bildungsreform (Weckung der Begabungsreserve!) zu initiieren,- dieser angesehene Mann war der vorletzte Schulleiter gewesen und bewohnte immer noch sein Haus auf dem Internatsgelände,- also sicher auch in dieser Hinsicht keine einfache Konstellation für den Nachfolger. An einem stürmischen und schneereichen Wintertag nahm mich Frau Roth in ihrem klapprigen VW-Käfer, dessen Heizung nicht funktionierte, so dass wir ganz erbärmlich froren, auf eine abenteuerliche Fahrt in den Schwarzwald mit. Ich besah mir Haus und Betrieb,- wusste allerdings auch nachher nicht so recht, ob ich diese sicher sehr komplexe Aufgabe überhaupt anstreben sollte. Doch diese Frage erledigte sich von selbst, als wir erfuhren, dass ein dort bereits Aktiver die Nachfolge antreten werde.

Noch eine Spur ernsthafter die dann tatsächlich erfolgte Bewerbung um den Schulleiterposten am Landerziehungsheim in Schondorf am Ammersee, das ich bereits als Referendar flüchtig kennen gelernt hatte, und wo Dr. Linn, bewährter Nachfolger des sagenhaften Gründers Reisinger, noch das Zepter führte. Wie ich später erfuhr, bewarben sich 54 Kollegen gleichzeitig mit mir,- ich gelangte in die Auswahl der drei heißesten Kandidaten. Was Dr. Linn, der meines Erachtens mich favorisierte, mir in langen Gesprächen übermittelte, klang nicht unbeschwert, aber doch verlockend,- mein Fantasie-Motor sprang an und es sprudelte nur so in mir vor lauter Einfällen für mögliche Vorhaben. Aber auch hier die gewisse Bangnis, dass ein Überwechseln in eine Schule dieser Art unseren Lebensstil gewaltig umkrempeln und auch meine Familie vermutlich sehr einbinden würde. Die Entscheidung lag im Dreierkollegium des Schulverein-Vorstands, dem zwei Industrielle (Fürst Castell und Steinbeiss) und Professor Walther Gerlach angehörten, bekannter Physiker und langjähriger Rektor der Ludwigs-Maximilian-Universität, dem ich als Student in einer Vorlesungsreihe naturwissenschaftlichen Inhalts zu Füßen gesessen hatte und ihn seither verehrte. Auf einem mehrstündigen Rundgang durch das ausgedehnte Schulgelände befragte mich Gerlach eingehend, ging sehr bereitwillig auf meine Vorstellungen ein,- etwa eine Ausweitung und neue Akzentuierung der praktischen nachmittäglichen Betätigung der Schüler in den diversen, gut ausgestatteten und kompetent geführten Werkstätten (- vielleicht sogar mit abschließendem Erwerb des Gesellenbriefs? -),- ich schied in der Gewissheit, dass er nicht gegen mich votieren würde. Es kam dann doch anders, ich erhielt - einige Tage nach meiner offiziellen Vorstellung im Hotel

„Vier Jahreszeiten“ - eine stilvolle Absage, damals noch nicht ahnend, dass mein Hauptkonkurrent, der den Zuschlag erhielt, nur wenige hundert Meter von mir entfernt ausgerechnet auch in Söcking(!) wohnte (- ich habe ihn aber nie gesehen, weiß nicht einmal, wie er aussieht -),- Sohn des bekannten Verlegers Kippenberg vom Insel-Verlag, bislang Lehrer an einem Institut in der Schweiz. Natürlich war ich enttäuscht,- womit fertig zu werden mir das bisherige Leben schon öfters Gelegenheit gegeben hatte,- zumal ich annehmen durfte, dass es eher der bekannte Name war, der mich ausgestochen hatte, weniger die tatsächliche Qualifikation. Und ich sollte mich nicht täuschen. Keine zwei Jahre später warf der Auserwählte das Handtuch,- man schritt daraufhin auch in Schondorf zur Berufung eines bereits dort wirkenden Kollegen. Der es übrigens ebenfalls nicht leicht hatte: Wenig später kriselte es dort ganz gewaltig, man hörte bis nach Starnberg von schlimmen Drogenproblemen, es gab Zerwürfnisse,- offenbar nagte auch dort der Zahn der Wohlhabenheit.

Wahrscheinlich gab es auch in jener „pädagogischen Provinz“ arge Verschiebungen zu neuen Elternschichten hin, die zwar das enorm hohe Schulgeld zu zahlen imstande waren, aber sichtlich nicht mehr mit einem solchen Nachwuchs aufwarten konnten, wie er der stolzen Tradition dieses ehemals sehr profilierten Landerziehungsheims entsprach. - Es klingt wohl etwas komisch, wenn ich es so ausdrücke: Ich wurde immer froher, dass mir dieser Kelch erspart geblieben war, vermutlich hätten mich die dortigen Aufregungen und die sich immer klarer abzeichnende Ausweglosigkeit sehr viel Kraft, vielleicht sogar meine Gesundheit gekostet.

Eben in jenem oft genannten Jahr 1968 trat Dr. Jobst in den Ruhestand. Ich erhielt den Auftrag, bei der großen Abschiedsfeier im Undosa die Laudatio zu halten, strengte mich entsprechend an und freute mich, dass sie ihm und anderen gefiel. Damals ahnte ich noch nicht, dass *sein* Abschied auch *meine* allmähliche Loslösung aus Starnberg einläutete. - Mit Jobstens blieben wir auch weiterhin in freundschaftlicher Verbindung, mit seiner Frau auch über seinen Tod hinaus, dem bedauerlicher Weise etliche sehr schwierige Jahre allmählicher und dann totaler Erblindung vorausgegangen waren, die er (dieser leidenschaftliche Leser!) nach außen hin bewundernswert gelassen ertrug,- rühmend von seiner Frau lieb betreut.

Mittlerweile waren wir aus München nach Söcking oberhalb Starnbergs in eine alte Villa in der Friedhofstraße umgezogen. Ein Jahr vorher, auch des zeitraubenden Bahnfahrens müde, hatte ich die Fahrprüfung in München abgelegt (damals schon nach nur neun Fahrstunden möglich,- Gesamtkosten 179DM!) und mir einen gebrauchten VW-Käfer für den immensen Preis von 4800 Mark gekauft (bei meinem

ersten Fahrversuch im eigenen Auto drückte ich im Rückwärtsgang bei Freimann eine Delle in meine hintere Stoßstange, die ich am liebsten sofort ausgewechselt hätte,- aber es geschah leider an einem Samstag). Die nunmehr täglichen Autofahrten nach Starnberg strengten insofern sehr an, als ich auf der Bundesstraße (die Autobahn gab's noch nicht) gegen einen nicht endenden Strom von Autos anfuhr, die mich in der dunkleren Jahreszeit geradezu qualvoll blendeten, so dass ich bereits ziemlich mitgenommen in der Schule anlangte. Auch das Parken in der Nähe unserer Wohnung wurde immer schwieriger. - Mit dem Umzug nach Söcking, damals noch eine eigenständige Dorfgemeinde, meinte ich, mit meinen täglichen Kräften besser haushalten zu können, was ja auch zutraf,- aber nun saßen wir in einem Hause auf dem Lande und nicht mehr im schönsten Zentrum Münchens. Besonders Gretl litt unter dieser Umstellung, während unsere Tochter, endlich der ungeliebten Türkenschule Schwabings entronnen, in Söckings Grundschule sichtlich aufatmete und von hier problemlos den Übertritt in unser Gymnasium schaffte; sie lernte auch hier sehr leicht, wir Eltern kümmerten uns jetzt und später so gut wie nie um ihre Hausaufgaben und übertrieben auch die Bedeutung der erzielten Noten nicht, aber die Ergebnisse waren immer sehr erfreulich.

Florian, am 15.September 1962 in der Mai-Klinik Münchens geboren, also auch noch ein echtes Münchener Kindl, genoss unseren Garten und war stets dabei, wenn ich über gewisse Rodungs- und Gartenarbeiten mir eine als sehr angenehm empfundene körperliche Anstrengung verschaffte. Ab der ersten Nacht in unserem neuen Domizil verlor sich seine einjährige Schlafrhythmus-Störung, die er sich während unseres zweiwöchigen Urlaubs (Florian währenddessen in der Obhut der Schwiegereltern) angewöhnt hatte,- er dabei immer putzmunter in seinem Peidi-Bett hinterm Vorhang schwatzend, schmatzend, gurgelnd und vor sich hin spielend,- wir Eltern um Schlaf ringend, den wir so nötig hatten.- War das nun Folge der guten Landluft? - Offensichtlich wurde es auch ihm nie langweilig, sein intensives Spielen mit Bauklötzchen diverser Art ging dann schon sehr bald in erste handwerkliche Versuche über, die im Knabenalter bemerkenswert früh eine ausgesprochen technische Begabung anzeigten,- ein technisch vorgeprägter Schiel? Bald entschwand er täglich für einige Stunden zu seiner Freundin Nenni, wo die Kinder, überwacht von den gemütlich im sonnigen Garten dahinlebenden Erwachsenen, nicht nur spielten, sondern bald auch in den Fernseher gucken durften. So ein Gerät gab's bei uns noch einige weitere Jahre nicht,- es gehörte damals gewissermaßen zum guten Ton der gehobenen Gesellschaft, sich dieses Mediums, das ja ohnehin nur flache Unterhaltung zu bieten hatte, zu enthalten, eine Einstellung, die dann nach und nach verschwand, auch weil inzwischen mehrere Programme zur Auswahl standen,- auch wurde es für jemanden, der wie ein Lehrer mitten im Leben anderer stand, nachgerade unmöglich, nicht doch

wenigstens zu ahnen, welche Sendungen sich nachmittags und abends über die bundesrepublikanische Gesellschaft ergossen. Aber in etlichen bildungsbeflissenen Zirkeln etwas abseitig gelegener Nischen gibt es auch heute, um die Jahrhundertwende, immer noch diese (mitunter auch leicht elitär-hochmütige) Abstinenz von diesem Medium,- allerdings bei gleichzeitiger Gefahr, dadurch nicht mehr so ganz vollständig über den Geist unserer Zeit und seine Hervorbringungen informiert zu sein.) In späteren Jahren, als unser eigenes Gerät die Wohnzimmer-Ecke einnahm, sahen wir manche Sendung gemeinsam mit den Kindern, z.B. die fesselnde Sendereihe „Daktari“ aus dem afrikanischen Busch. Der etwas größer gewordene Florian muss häufig das damals noch sehr gute Studienprogramm konsumiert haben,- jedenfalls staunten wir immer wieder, was er - besonders im technisch-naturwissenschaftlichen Bereich - alles wusste, und dieses Wissen vervielfältigte er ganz enorm, sobald er richtig lesen konnte,- wir wissen heute noch nicht, aus welchen weiteren Quellen er schöpfte. Daneben - ein Gegensatz oder eine Ergänzung? - vertiefte er sich in Comic-Hefte, denen er während seiner ganzen Schulzeit und darüber hinaus die Treue hielt,- mir ist es nie gelungen, solche Geschichten zu verstehen, aber ihn unterhielten sie vorzüglich, und natürlich ließen wir ihn gewähren.- Zwei Florian-Anekdoten aus seinen frühen Jahren seien hier noch ausgebreitet: Eines Tages verschwand er spurlos. Wer so etwas am eigenen Kind erlebt hat, kann nachfühlen, wie uns zumute war. Große Suchaktion, ein Abklappern aller Örtlichkeiten, die in Frage kommen könnten,- von Florian keine Spur. Schließlich - der Verzweiflung nahe, obwohl es damals noch sehr selten zu Untaten gegenüber Kindern kam,- entdeckten wir ihn endlich im Treppenhaus des neu erbauten Rathauses: er hatte dort nachgefragt, ob es hier zu „Schwessi“ gehe, die er in der Schule aufsuchen wollte,- eine Dame hatte sich seiner angenommen und ihn bereits mit Schokolade gefüttert,- wir durften uns den Angstschweiß trocknen. - Als Gräfin und Graf Almeida uns besuchten und Florian ins Kinderzimmer abgeschoben worden war, tauchte er - schließlich hatte er ja lang genug ausharren müssen! - wortlos im Wohnzimmer auf, stieg auf einen Stuhl und befestigte ein Blatt Papier mit selbst gefertigter Zeichnung an die Wand,- die verblüfft-belustigten Gäste hatten ihn offensichtlich verstanden und verabschiedeten sich bald. - Fürchterlich erschranken wir, als unser Bub, mit uns auf einer Gasthof-Terrasse in Dießen sitzend, plötzlich durch die breite Öffnung der Rückenlehne seines alten Wirtshausstuhls nach hinten kippte und hart mit seinem Köpfchen auf dem Boden aufschlug; bange Stunden schlossen sich an, bis die Gewissheit obsiegte, dass sein Dickschädel auch dieses ausgehalten hatte! Florians Lieblingsaufenthalt: der hohe Wipfel einer Fichte, auf die er behende und furchtlos hinaufzuklettern verstand. Auch Mikala genoss die Bäume unseres Grundstücks: Sie bastelte sich in schwindelnder Höhe eine Plattform, auf der sie sich - vorwiegend in

der Abenddämmerung und im Scheine ihrer Kerzen - gerne aufhielt, altersbedingt wohl gewissen Träumereien hingegeben. Doch im Hause wohnte auch Frau Schmid, eine merkwürdige Person, die ganz im Dienste ihres Hundes stand, mit dem sie zu jeder Tageszeit in der Gegend herumspazierte. Mikalas Häuschen war ihr ein solcher Dorn im Auge, dass sie eigensinnig darauf bestand,- mit welchen Argumenten weiß ich leider nicht mehr,- diesen luftigen Hochsitz abzubauen; des lieben häuslichen Friedens willen gab ich nach, bereute aber bald, dass ich nicht hartnäckiger die Wünsche meiner Tochter verteidigt hatte.

Ohne Auto wäre ein solches Leben auf dem Lande nur schwer auszuhalten gewesen. Auch Gretl absolvierte den (nunmehr schon viel teureren) Fahrkurs, dabei auch die harmlos verlaufene Bekanntschaft mit einer Söckinger Zaunhecke machend. So kam es, dass fortan zwei Chauffeure nachmittags und abends die Kinder, vornehmlich unsere Tochter, durch die Gegend fahren konnten,- ein Familiendienst, dem man sich nicht entziehen konnte, zumal die Kinder Starnbergs und Söckings, auf diesen schönen Höhenzügen im Goldenen Käfig ihrer Villen hockend, ansonsten noch isolierter gewesen wären. Wichtig blieb, dass einzuhaltende Regelungen getroffen wurden, wann und wie man nach Hause käme. Aber es gab auch Abende, an denen wir sehr besorgt um eine gute Heimkehr bangten,- was wusste man schon, an wen das eigene Kind geraten könne und was in den Häusern geschah, die manche Eltern fluchtartig verließen, wenn ihre Kinder eine laute Party abhielten?

Das Starnberger Milieu begann in der zweiten Hälfte der Sechziger etwas schwieriger zu werden, man hörte immer häufiger von erheblichen Spannungen zwischen Alt und Jung, es grollte im Untergrund,- anders als in meiner Jugendzeit, wo die Spannungen sich mehr auf die Eroberung einer gewissen Selbstständigkeit durch den Jugendlichen innerhalb der bestehenden Familienordnung bezogen hatten, weniger, wie jetzt eben, auf eine allgemeine Lage. Jetzt grollte es gegen die Eltern- und Großelterngeneration schlechthin, allerdings meist nur in den etwas gehobeneren und aufgeklärteren Kreisen, aus denen sich dann etwas später auch die meisten Anhänger der Achtundsechziger rekrutierten. Was die jetzt Heranwachsenden veranlasste, zu rebellieren, ist oft genug in den letzten Jahrzehnten gemutmaßt worden, ich brauche es hier nicht zu wiederholen, auch deshalb nicht, weil mich solche Erklärungen noch nie so recht überzeugt haben. Was sich *mir* protestierend darbot, als Lehrer wie als Vater, waren weniger Akteure mit politischen Motiven - meine Familie wie meine Schüler wussten z.B., dass ich nicht einem konservativen Lager zuzurechnen war, das etwa die Sünden des sog. Dritten Reiches verharmlosen oder gar vertuschen wollte,- dazu äußerte ich mich ohnehin allenthalben sehr deutlich im Sinne meiner linksliberalen Einstellung. Deshalb gab es auch in den endlosen Diskussionen, zu

denen mich meine Oberstufenschüler herausforderten und die ich nicht abzublocken versuchte, keinen nennenswerten Dissenz. Im Gegenteil: ich sympathisierte in vieler Hinsicht mit dieser „Bewegung“, die man treffender als vorübergehende Aufwallung bezeichnen sollte, etwa auch in der Kritik an den seit Adenauers Zeiten getätigten Restaurationsbemühungen jedweder Art, insbesondere an der offensichtlichen Unfähigkeit dieses Staatsvolks, aus der Katastrophe die richtigen (nämlich noch viel deutlicher friedenssichernden) politischen Konsequenzen zu ziehen und sich nicht wieder militärisch einbinden zu lassen. (Im Schulhof hatte ich anlässlich der von Adenauer angeblich geplanten atomaren Ausrüstung der zu meinem Leidwesen unvermeidlich gewordenen Bundeswehr eine flammende Rede im Rahmen einer Schüler-Protestversammlung gehalten,- so was konnte und durfte man damals noch wagen, sogar als Beamter,- jedenfalls erfolgte keine Zurechtweisung,- vielleicht auch, weil Jobst selbst links stand und sogar an einer entsprechend eingestellten Wochenzeitung persönlich arbeitete.) Nein, der eigentliche Irrtum und dann auch Misserfolg dieser um sich greifenden Unruhe, täglich noch angeheizt durch ausführliche Fernseh-Berichterstattung, bestand meines Erachtens zum einen darin, dass es den Aufbegehrenden vornehmlich ums Aufbegehren an sich ging,- es war einfach herrlich, in einer langweilig gewordenen Zeit aus einem wohlbehüteten Milieu heraus gegen so vieles, schließlich gegen alles zu sein,- endlich war was los! - Außerdem gelang es ihnen nicht, sich mit den tatsächlichen Interessenten, hier in der Bundesrepublik etwa mit der in den Gewerkschaften organisierten Arbeiterschaft, zu verbünden (und die meisten Mitmachenden hatten ja überhaupt keine Ahnung, wie man dort lebte und dachte),- des weiteren vergingen sie sich an der Wahrheit insofern, als sie auch das unanfechtbar Bewährte, also das tatsächlich erreichte und ja sehr wünschenswerte demokratische Nachkriegsniveau in einen Topf mit dem unerträglich Reaktionären (und auch mit der immer unerträglicher werdenden Gewichtung des wirtschaftlichen Kapitalismus) warfen, also verwarfen. Auch störten mich außerordentlich die proletarischen Allüren solcher Kinder aus gutem Hause, ihre scheußlich vernachlässigte, aber als schick empfundene Aufmachung und die unerträglich aggressiven Formen in der politischen Auseinandersetzung, etwa auch die überaus flegelhaft geführten Kämpfe an den Universitäten (hier diskreditierten bereits die scheußlichen Formen die Inhalte geradezu tödlich!, da schlugen die im politischen Leben unerlässlichen Methoden dialektischer Auseinandersetzung in sturen blanken Hass um, in wüstes Geschrei auf niedrigstem Niveau). (Diesen Text über 68 schrieb ich vor der erneuten Diskussion des Jahres 2001,- also unberührt von den gegenwärtigen fundamentalistisch-demagogischen parteipolitischen Auseinandersetzungen widerlichster Art, mit denen die ewig Gestrigen nur momentanen Vorteil an ihren Stammtischen erzeugen und eine dauerhafte

Geschichtslegende in die Welt setzen wollen.- Geblieben ist nämlich, dass 1968 endlich Türen aufgestoßen worden sind,- auch wenn manche sich inzwischen wieder lautlos geschlossen haben.)

Das bisherige schulische Wirken - mein Wirken auch - fußte auf einem schwer zu beschreibenden Vertrauensverhältnis zwischen Lehrendem und Lernendem, keineswegs im Sinne einer autoritär eingeforderten und kritiklos hingenommenen Anerkennung all dessen, was gelehrt wurde (das gab es 1968 natürlich auch noch da und dort, und dass es verschwinden müsse, war eigentlich kein Gegenstand unterschiedlicher Ansichten),- sondern eher im Sinne eines Vertrauens in die laueren (und eben nicht an gewisse Interessen gebundenen) Absichten des Belehrenden, der sich selber als Suchender sah und nie versuchte, unangenehmen Wahrheiten auszuweichen.

Mancher Vormittag war aufregend, man musste mit pointierten Überraschungen nach Vorbild der Berliner Studenten rechnen, aber abgesehen von diesem oder jenen Stündlein, das man diskutierend verbrachte, ging der Lehrbetrieb ungehindert weiter. Was mir besonders auffiel: Mancher Junge, noch deutlicher manches Mädchen, bislang schulisch eher still angepasst, verwandelte sich innerhalb weniger Wochen zu einer unerbittlichen Anklagebehörde, nicht frei von hässlichem Gegeifere,- (in den folgenden Jahren hielt ich es für nicht unmöglich, dass dieser oder jener Name eines oder einer Ehemaligen unversehens in der Terroristen-Steckbrief-Kartei auftauchen könne,- Gott sei Dank dann aber nicht). - Des weiteren ist erwähnenswert, dass diese jugendliche Abkehr vom Bestehenden und Anerkannten nicht erst im Jahre 1968 begann, sondern bereits einige Jahre vorher. In der Schule wirkte sich dies in einer offen zur Schau getragenen Lustlosigkeit aus, auch einer immer deutlicher geäußerten Kritik am Bayerischen Gymnasium (höheren Orts vernahm man offenbar diese Töne, denn die zaghafte Reform der Oberstufe, die dann mehrere Jahre später ins Kollegstufen-Modell mündete, geht in diese Vor-68-Jahre zurück). - Trotz alledem: Mir gefiel diese Aufbruchsstimmung in eine ungewisse Veränderung, auch die kritische Infragestellung so manchen mitgeschleppten Kulturmülls, auch das spürbare soziale Engagement (leider oft nur rhetorischer Art!) und die Sehnsucht nach mehr Gerechtigkeit,- ebenso der schärfer gewordene Intellekt, der sich neuartige, oft kluge Durchsetzungsformen erfand. Dass aber aus späterer (absichtlich verzerrender) Sicht von den Achtundsechzigern angeblich nicht viel übrig blieb, stimmt nun wiederum auch nicht. Natürlich hatten sie nicht die Kraft gehabt, unsere Republik umzukrempeln, aber sie hatten das Klima verändert und dem Hochmut der Konservativen, die ja aus ihrem sturen Beharrungsvermögen heraus letztendlich immer wieder überleben (es aussitzen!), zumindest vorübergehend die Speerspitze abgebrochen. - Bei den mir später zugeteilten jungen Lehrern am Gymnasium Gertsried fiel es nicht schwer, rasch herauszufinden, wer mit den Achtundsechzigern

sympathisiert hatte.- Ob die sozial-liberale Wende der Siebziger unter Brandt und Scheel ohne diese psychologische Vorbereitung und politische Zurüstung überhaupt hätte stattfinden können, wage ich anzuzweifeln.

Und ausgerechnet in diese Zeit sich anbahnender Turbulenzen trat Dr. B. die Nachfolge Jobstens an,- für mich nicht nur eine herbe Enttäuschung, sondern nachgerade ein Schock. Eine diametral entgegengesetzte Persönlichkeit, nichts von dem besitzend, was ich in meiner Laudatio an Jobst gepriesen hatte: Großzügigkeit, Weltoffenheit, ein Mann des Geistes und der Literatur, warmherzig, kein Paragraphenfuchser, beinahe liebenswert selbst in seinen Schwächen, gesellschaftlich gewandt. - Dr. B. soll ein beliebter Altphilologe an einem Münchener Gymnasium gewesen sein, was ich für durchaus möglich halte,- ganz sicher war er aber kein beeindruckender Schulleiter, schon gar nicht in Starnberg: Ständige Berufung auf einen Paragraphen, statt zu sagen, was er für richtig, weil pädagogisch sinnvoll hält, ständig im Kontakt mit den übergeordneten Dienststellen, dort Rat und Unterstützung einholend, unangenehm zögerlich hinhaltend im Umgang mit anderen, ständig dabei, sich etwas zu notieren,- weit weg von der Schülerschaft, die er kaum wahrzunehmen schien. Schon nach wenigen Tagen wurde mir klar, dass er und ich es nicht miteinander könnten,- aber man ertrug sich,- ich, weil ich musste, er, weil er wohl meine Position (noch) respektieren wollte. Ständige Reibereien im Hause und im Elternbeirat, dem ich immer noch angehörte, wo er wiederholt heftig angegriffen wurde; man warf ihm auch Unwahrheit vor. Unglaublich, in wie kurzer Zeit so ein Einzeltäter die Atmosphäre vergiften konnte. Mir war klar, dass ich solche Umstände nicht lange aushalten würde,- ich reduzierte meine Kontakte zum Schulleiter aufs minimalste und begann mich nach einer Alternative umzusehen. Den Kampf gegen ihn aufzunehmen war aussichtslos, weil damals ein ernannter Direktor noch viel fester im Sattel saß als heutzutage und obendrein in diesem Kollegium sich niemals eine Formation gegen ihn finden würde. Die Frage war, wie lange ich ausharren würde und ob ich nicht gar zwangsläufig (gewissermaßen ohne Absicht und Zutun) in eine Rebellion geriete.

Seit einigen Jahren gehörte ich dem Starnberger Rotary-Club an. Dass man für die Qualifikationssparte Pädagogik ausgerechnet mich (und nicht etwa Dr. Jobst) ausersehen hatte, schmeichelte mir nicht wenig, und in den ersten Jahren besuchte ich ausgesprochen gerne die wöchentlichen Meetings in auserwähltem Kreise von Männern, die es zu etwas gebracht hatten und sich entsprechend auch einiges mitzuteilen hatten,- denen ich ab und an auch etwas Schulisches referierte, das sie ausnahmslos sehr aufmerksam aufnahmen und ernsthaft diskutierten. Die Erweiterung

ins Gesellschaftliche, gottlob nicht zu häufig, interessierte mich weniger, aber auch das Spiel „Feine Gesellschaft“ gefiel mir anfänglich durchaus,- auch hatte man auf einmal einen größeren Kreis einflussreicher „Freunde“ um sich,- in München etwa den damaligen Ministerpräsidenten und meinen Kultusminister (denen ich mich aber nie rotarisch näherte, und schon gar nicht etwa in der Absicht, mir solcherart Einfluss oder gar einen Vorteil zu verschaffen).

Als wenige Jahre später, wir hatten mittlerweile unseren Wohnsitz nach Wolfratshausen verlegt, im Isartal ein weiterer Club gegründet wurde, wechselte ich mit einigen Freunden leider in diesen über. Zwar gab es auch hier Mitglieder, die ich außerordentlich schätzte und gerne meine Freunde nannte, aber der Club hatte doch ein beträchtlich anderes Gesicht: Nicht etwa das zweier Pionierorte, wie Wolfratshausen und Geretsried durchaus in den Nachkriegsjahren hätten bezeichnet werden können, sondern in zunehmendem Maße ein Club einflussreicher Wirtschaftsmanager, die sich im schönen Voralpenland häuslich niedergelassen hatten und leider neben ihren neoliberalen Glaubensinhalten keine weiteren Lehren duldeten, es auch schlechthin nicht fassen konnten, dass ein Rotarier politisch eher links stand. Trotzdem hielt ich dieses Milieu viele Jahre aus, die Meetings mit der Zeit allerdings immer mehr als eine Last empfindend. Auch weil man sich allmählich gegenseitig dermaßen in- und auswendig kannte, dass ich bereits vor einer sich anbahnenden Diskussion mit ziemlicher Sicherheit voraussehen konnte, welche Stellungnahme dieser oder jener einbringen würde. Natürlich hatte es Wirtschaftsbosse dieser hohen Position und Couleur auch in Starnberg gegeben, dort allerdings, wie mir jetzt schien, in abgeklärter und weiser Toleranz, hier wurden gnadenloser die Klingen gekreuzt, und auch ich hielt mit meiner kontroversen Meinung immer weniger zurück,- konnte allerdings auch nicht mehr so recht einsehen, warum, um alles in der Welt, ich mich solchen unnötigen und strapaziösen Meinungsverschiedenheiten allwöchentlich aussetzen sollte, es gab doch wirklich Dringenderes. Im Partnerclub Solothurn, wo wir im Ehepaar Stüdi gute Freunde fanden, war es ähnlich,- man befand sich auch dort in einer mir immer unerträglicher werdenden Übereinstimmung mit dem um sich greifenden Plutokratismus, eine ziemlich „geschlossene“ Gesellschaft. Den Anlass zu meinem Austritt lieferte dann eine unerträgliche Aussprache über die atomare Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf: Der Diskussionsleiter, ein gewiefter Siemensmann, unterdrückte mich in meinem Redebedürfnis so primitiv durchsichtig (als ob er die Wahrheit gewönne, wenn er mich nicht zu Worte kommen ließ!), dass ich meine Mitgliedschaft aufkündigte. (Wenige Wochen später genoss ich die Genugtuung, dass die Stromwirtschaft Wackersdorf wie eine heiße Kartoffel fallen ließ,- zum Entsetzen aller solcher Konservativer!)

Im Herbst 1970 stieß ich im Amtsblatt des Kultusministeriums auf die Ausschreibung einer Schulleiter-Stelle am geplanten Gymnasium Geretsried. Wo dieser Ort lag, wusste ich trotz geografischer Nähe nur ungefähr, ich hatte ihn bislang nie besucht. Aus der Bewerbungsaufforderung ging hervor, dass in einem neu errichteten Schulzentrum die dortige Hauptschule, die soeben eröffnete Realschule und das erst in Gründung befindliche Gymnasium zu einem Schulversuch mit der Kooperativen Gesamtschule zusammengefasst würden. Was eine Gesamtschule, obendrein eine Kooperative, sei, konnte ich mir nur ungefähr vorstellen. Also machte ich mich auf den Weg, besichtigte den riesigen Rohbau, besuchte den sympathischen Bürgermeister, zu dem ich sofort guten Kontakt fand, besah mir diesen merkwürdig unstrukturierten, aus den Ruinen einiger Munitionsfabriken hervorgegangenen, vorwiegend von Vertriebenen aus dem Sudetenland bevölkerten und geradezu labyrinthisch hingebreiteten Ort an, eine Stadt ohne gestaltetes Ortsbild!-, überlegte schon bei diesem ersten Besuch, dass ich hier nicht gerne wohnen würde,- aber gleichzeitig wuselte es schon wieder in mir: ich begann bereits, im Geiste zu gestalten. Und natürlich, so sagte ich mir, wäre ein hiesiges Wirken *die* Chance, Dr. B. und der von ihm allmählich ihres bisherigen Reizes beraubten Schule in Starnberg zu entrinnen. - Also bewarb ich mich (wiederum formlos mit einem einzigen Satz!), Dr. B. versprach, das Gesuch zu befürworten, ich schöpfte Hoffnung.

Doch bevor ich mich von meinem Starnberger Dasein in dieser Schrift verabschiede, muss ich noch etliche private Erlebnisse und familiäre Ereignisse festhalten, die in diese anderthalb Jahrzehnte fielen.

Dass wir gerne reisten und uns dieses nun allmählich auch (bescheiden) leisten konnten, klang bereits an.

Sehr gerne denke ich an unsere Sommerfrischen im Norden Europas zurück, wohin wir eher zufällig durch Hinweise Bekannter gelenkt worden waren. In erster Linie geht es um jeweils einige Sommerwochen in immer wieder demselben roten Häuschen am dänischen Kattegat, als Gäste des betagten jüdischen Ehepaars Gottschalk,- während Hitlers Herrschaft aus Deutschland nach Kopenhagen emigriert, von dort auf abenteuerliche Weise übers Meer den deutschen Besatzern entkommen, den Krieg in einer (bald ihrer) Hütte in Mittelschweden überlebend. Jetzt hielten sie sich während der warmen Jahreszeit in einem Häuschen im Föhrenwald nahe der Meeresküste auf, wo man sich nebenan einmieten konnte. Unsere rote Wohnschachtel (3x5 Meter), sehr bescheiden ausgestattet, bestand neben dem Wohn/Schlafzimmer nur noch aus einem Verschlag mit einem äußerst schmalen Stockbett für die Kinder und einer winzigen Küchennische, immerhin mit Wasseranschluss und Gasofen (da-

durch auch warme Dusche im Freien), aber ohne elektrischen Strom,- im Wald etwas abseits ein Plumpsklo. - Herrliche Stille in dieser Waldeinsamkeit, am „Stranden 2“ ein Parkplatz vor den Sanddünen, dahinter das durchweg kühle Ostsee-Gewässer. Gretls Schwestern mieteten sich einige Male in ähnlichen, meist etwas komfortableren Häuschen ein, man verbrachte die Tage und Abende in immer fröhlicher, sogar ausgelassener Runde, die Kinder der drei Familien lernten sich erst hier so richtig kennen und spielten prächtig miteinander. Unglaublich erholsam dieser Abstand zur beruflichen Alltäglichkeit, herrlich die ausgiebig genossene Sonne und der abhärtende Wind, funkelnde Sternennächte am „Kap“, köstliche Mahlzeiten im „Odserret“, dem einzigen gutgeführten Restaurant Nyköbings. Die Kinder ruderten in ihren Schlauchbooten eifrig die Küste entlang, Dr. Gottschalk band während einer stürmischen Segelfahrt Schwager Sepp Kees an den Mast, damit er uns nicht weggespült würde, Mikala stand üble Qualen aus, weil sie im Boot unter stärksten Blasendruck geriet, Cousin Eberhard erntete in und vor den Dünen Lachsalven mit seinen spaßigen Sprüngen, Verrenkungen und derben Sprüchen. In Kopenhagens „Tivoli“ fühlte sich die Jeunesse besonders wohl, Sohn Florian verschlang pausenlos Unmengen rotgefärbter „Pölser“ (lange Wiener). Die endlosen und langweiligen An- und Heimfahrten auf Deutschlands Rennstrecken, genannt Autobahnen, hatten wenigstens durch die Suche nach einem geeigneten Quartier auch ihren gewissen Reiz,- zumal wenn sich Mikala, nach dem recht mageren Essen (im „Chicken-Hotel“ einer etwas verschrobenen Besitzerin), in ihrem bodenlangen rosa Nachthemd im Vestibül niederließ;-- unterhaltsam auch die Minigolf-Turniere bei weniger gutem Wetter,- oder Schwager Sepp Saft auf dem Heimweg vom üppigen abendlichen Fischessen, das wir wohl zu nachhaltig mit scharfem Zeug begossen hatten, so dass er pausenlos nach der „Himbeer-Fleisch-Gasse“ rief,- Ulk wie aus einem Tourismusprospekt, aber sehr bekömmlich, weil weitab vom Schuss,- das galt für alle drei Mannsbilder.

In einem dieser Sommer schloss sich an den Nyköbing-Aufenthalt eine Fahrt ins schwedische Gottschalk-Häuschen an, Keesens wohnten in „Oskars“ rotem Bauernhaus, wir in der alten Hütte, die Kinder im Dachquartier unter einem unglaublich hohen Haufen von Decken und Polstern,- dort oben trommelte der nicht endende Regen doppelt laut. Wunderbare Fjellwanderungen oberhalb der Baumgrenze, unkompliziert natürliches Baden im Eva- und Adam-Kostüm in einsamen Seen,- in den Wäldern Unmengen riesiger Heidelbeeren, Moosbeeren-Ernte in der Tundra,- aber ein Elch lief uns dann doch nicht über den Weg! - dafür eroberten sich die Kinder die Insel „Klein-Lummerland“ in einem eiskalten, kristallklaren See,- Eintritt (=Überfahrt) für Erwachsene verboten! - Eines Tages löste ich mich von der Groß-

familie zu einer einsamen Wanderung von etwa 20 Kilometern über ein riesiges Fjell: Eines meiner großartigsten Erlebnisse in absoluter Natureinsamkeit. Einige Stunden später sollte ich an einer festgelegten Stelle der kaum befahrenen Landstraße abgeholt werden, wohin ich in einem riesigen Bogen über trockene Tundraböden, aber auch durch sumpfige Mulden gelangen wollte,- ohne Karte und ohne Kompass (was mir später von Gottschalk zum Vorwurf gemacht wurde, denn wenn die plötzlichen Nebel aufkämen, sei das die einzige Möglichkeit, sich auf dem Fjell zu orientieren). Was mit mir in diesen fünf bis sechs Stunden einsamen Dahinstapfens geschah, war wundersam genug: Ein Enthobensein alles verklärender Art, ein mystisches Versenktwerden im Nirgendwo bei gleichzeitiger äußerster Sinnespräsenz im Jetzt und Hier,- ich nannte diesen Zustand, den ich in ähnlicher Weise schon einige Male, aber noch nie so beglückend erlebt hatte, meine „Weltfrömmigkeit“, - höchst gesteigerter Daseinszustand. - Nachdem ich mich bei hochstehender Sonne unter einem der wenigen kleinen Sträucher niedergelassen hatte und auch augenblicklich eingeschlafen war, erwachte ich plötzlich, vermeintlich von einem Geräusch aufgeschreckt,- konnte das aber in dieser absoluten Einsamkeit überhaupt sein? Hundert Meter vor mir grasten etliche wilde Rentiere, die furchtbar erschrecken, als ich mich aufrichtete, sich in einiger Entfernung dann aber wieder ihrem Äsen widmeten. Von der Landstraße ins Auto aufgelesen, erzählte ich von meinem Erlebnis,- hoffentlich hielten die andern mich nicht für einen Jägerlateiner. Am nächsten Tage nötigte ich sie, mich mit dem Auto ins Revier zu begleiten, wir stießen tatsächlich aufs Rudel, alle waren begeistert, Sepp K. filmte die scheuen und so wunderbar weich dahintrabenden Tiere.

Auf einer Reise durch Norwegen mit Gretl und beiden Kindern von „Hytter zu Hytter“ erlebten wir, nach einer wunderbaren nächtlichen Fahrt mit der „Prinzeß Margaret“ von Kopenhagen nach Oslo, bei bestem Sommerwetter die Pracht der Fjorde und gewaltigen Gebirge, ließen uns von den Gebirgsseen entzücken und staunten über den rötlichen Saharastaub, der die Gletscher eingefärbt hatte, und die mächtigen Wasserfälle, die aus dem Himmel herabzufallen schienen, beobachteten auch, wie die Lachse entlang der Gebirgsflüsse von hölzernen Laufstegen aus geangelt werden, und setzten unzählige Male über einsame Fjorde über. Bergen nahm uns besonders ein: ein anmutiges altes Hanse-Städtchen, vor dem wir draußen in den Schären nächtigten. Vor dieser Rundreise durchs weite Land hatten wir uns in einem zwar äußerlich bescheidenen, aber sehr gemütlich eingerichteten Fjell-Hotel unweit der mittelschwedischen Grenze einige Tage ausgeruht, genossen hier, wohl zum ersten Male, das typisch nordische Frühstücksbüffet mit vielerlei Fisch- und Käsesorten, staunten über die Nachthelligkeit (zum Lesen hell genug!) und durchmaßten auf lan-

gen Wanderungen die beinahe unvorstellbaren Weiten der Tundra. Waren allerdings auch etwas verwundert, dass es wohl nicht allen norwegischen Gästen so ganz geheuer war, schon wieder mit Deutschen unter einem Dach zu wohnen. Auf der Heimfahrt durchquerten wir im Südwesten dieses riesigen Landes einen noch im Bau befindlichen Tunnel mit geschotterter Straßendecke. Eine Ziegenherde, die sich bei dem gerade herrschenden ungemütlichen Regennebel in den warmen Tunneleingang zurückgezogen hatte, wollte uns den Weg zunächst nicht freigeben,- die mehrere Kilometer lange Durchfahrt in schlechter Luft war uns ein wenig unheimlich, zumal wir die einzigen Tunnelbenutzer blieben. Auf der Fähren-Rückreise nach Dänemark gerieten wir in einen ganz gehörigen Sturm, der sich in unserer Kabine - am Bug unterm Wasser! - durch gewaltige Wellenschläge gegen die Schiffswand sehr bedrohlich anhörte und uns auch ziemlich durchschüttelte,- so dass wir gegen Morgen uns doch lieber in die Aufenthaltsräume einige Stockwerke höher begaben;- nur Mikala schlief sich ungestört dort unten aus. Kaum gelandet in diesem so ganz anders als Norwegen gearteten Land, beschlossen wir spontan, noch einmal zu Gottschalks rotem Häuschen am Kattegat nach Seeland überzusetzen; der heftige Wind während der Autofahrt drohte mich in den Graben zu fegen. Es folgte ein schöner Spätsommer,- Lohn für ausgestandene schöne Strapazen, auch für einige Ängste.

Auf den jugoslawischen Inseln südlich von Istrien zelteten wir mit Keesens einen Urlaub lang, waren,- bei aller Schönheit der felsigen Küste und dem guten Einvernehmen mit Keesens beim gemeinsamen Zelten,- aber enttäuscht darüber, wie sehr uns beißwütige Quallen ein sorgloses Schwimmen unmöglich machten; die mir von diesen Biestern zugefügten Wunden vernarbten erst zum Jahresende! - In späteren Hotelaufenthalten auf der Insel Krk hatte es Gretl und mir eine Bucht an der Ostküste ganz besonders angetan, wo wir mit unserm Wohnmobil auf eine Wiese unmittelbar am Wasser heranfahren und hier unsere Tage sorglos in Sonne, Wasser und milder Luft verbringen konnten,- während einem dieser Urlaube bastelte ich dort an einer Rede herum,- ich weiß aber nicht mehr, an welcher. - Wunderbar in diesen Jahren noch vor Geretsried, dass ich als Gymnasiallehrer tatsächlich sechs volle Wochen im Sommer völlig dienstfrei war. Dieser Arbeitsrhythmus mit dem zwar hektischen, dann aber alle Arbeitsgänge plötzlich abschließenden Schuljahresende, dem dann, nach so langer Erholungspause, ein völlig anders gearteter Arbeitsabschnitt mit dem neuen Schuljahr folgte, gefiel mir sehr,- als Schulleiter konnte ich es mir dann nicht mehr leisten, länger als drei Wochen zu verreisen,- aber so weit war es ja noch nicht. Also konnten wir uns, zeitlich ungebunden, auf unserer bislang längsten Autoreise für volle fünf Wochen nach Rumänien, in meine

ehemalige Heimat, absetzen.

Rückkehr in ein verändertes Land:

Unsere Reise in meine ehemalige Heimat

Wer gewaltsam gezwungen worden ist, seine Heimat zu verlassen, tut gut daran, sich genau zu überlegen, ob er dorthin wirklich zurückkehren will, und sei es auch nur für einige Reisewochen,- oder ob es nicht klüger wäre, sich mit den Erinnerungen an die Welt von gestern abzufinden. - Dass sich an der Natur mittlerweile nicht allzu viel geändert haben kann, darf man getrost annehmen, aber ein „Land“ ist mehr als nur Natur,- und „Heimat“ bedeutet noch viel Zusätzliches: nicht nur gestaltetes Land und vertraute Menschen unter bestimmten Verhältnissen, sondern auch im persönlichen Gefühlsleben verankerte Erlebniserinnerungen vielfältigster Art, die u.U. hart auf eine andere Wirklichkeit stoßen.

Unmöglich also, das wiederzufinden, was man an Bildern einst mitgenommen hatte, unmöglich aber auch, im voraus abklären zu wollen, wie groß die Enttäuschungen sein würden und wie sie sich vielleicht auswirken könnten,- das gilt bei Veränderungen in beide Richtungen,- hin zum vielleicht doch ein wenig auch Positiven oder zum, von uns ohnehin eher erwarteten, Negativen. - Wir hatten im Vierteljahrhundert seit Kriegsende genügend viel über das nachkriegsveränderte Siebenbürgen erfahren, wussten also ungefähr, was uns dort erwartete: total veränderte politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Umstände, die ja zu jener unbegreiflichen Verarmung dieses für alle Volksgruppen einst gut bewohnbaren, im Banat und in Transsilvanien ausgesprochen wohlhabenden Landes geführt hatten,- jetzt eine Welt, in der die kulturell und wirtschaftlich von jeher überlegen gewesenen Deutschen (ebenso die schon etwas mitteleuropäisch angehauchten Ungarn) nicht mehr viel zu vermelden hatten. Wir, die 1944 Geflohenen, am allerwenigsten. Aber wir waren neugierig und abenteuerlustig genug, diese Risiken einzugehen,- wir, d.h. Bruder Heinz mit Frau und vier Kindern,- ich mit Gretl und unserem Nachwuchs,- Mikala etwa elfjährig, Florian noch ein vierjähriges Bübchen. Auch wünschte ich meiner Familie zu zeigen, woher ich stammte und in welcher Umgebung ich aufgewachsen war.

Das Wagnis, als ehemalige rumänische Untertanen (jetzt allerdings mit deutschem Pass) diesen unter Gheorghiu-Dej immer noch kommunistischen Staat zu bereisen, schien uns nicht allzu groß. Die Bundesrepublik unterhielt mittlerweile recht gute Kontakte zu diesem Staat, der in früheren Zeiten ja in engsten Beziehungen zum

Deutschen Reich gestanden hatte;- viele Sachsen waren zur Aussiedlung nach Westdeutschland mittlerweile freigekauft worden; die Zeiten stalinistischer Willkürherrschaft schienen überwunden - (trotzdem drohte diesem Lande *nach* unserer Reise noch die schreckliche Ceaurescu-Ära, was aber damals (1966) noch niemand ahnen konnte). Mit den uns als unzulänglich beschriebenen äußeren Umständen (Quartier, Benzin, Verpflegung, Devisen etc.) würden wir schon irgendwie zurechtkommen,- so hofften wir; schließlich waren wir ja nicht die ersten, die so ein Unternehmen wagten.

An der Grenze zwischen Österreich und Jugoslawien trafen sich beide Familien. Am nächsten Tag rollten wir den unendlich langen Autopud (die einzige autobahnähnliche, allerdings berüchtigt unfallträchtige Durchgangsstraße) dahin, überfuhren nachmittags die Donau bei Belgrad und gelangten gegen Abend an die rumänische Grenze,- in weiter, menschenleerer Ebene. Während wir Brüder - so gut wie die einzigen augenblicklichen Grenzüberschreiter - vor der Amtstheke in der Baracke geduldig auf die umständliche Überprüfung unserer Papiere warteten, drängelte sich plötzlich eine lautstarke Gruppe fröhlicher Eingeborener heran und - schwups! - langte mir jemand in meine Gesäßtasche, die allerdings leer war, denn ich hielt meinen Geldbeutel zufällig in der Hand; ich konnte nicht erkennen, wer das gewagt hatte, wollte mich auch nicht weiter darum kümmern, denn es war zu durchsichtig, dass hier ein abgekartetes Spiel lief, über das aufzuregen man besser vermied. (Als wir zwei Wochen später am Sandstrand Mangeapunars dahin dösten, erzählte mir der zufällig ebenfalls angereiste Vetter Ernst Schiel, dass ihm beim Grenzübertritt selbigen Orts in einer haarklein ebensolchen Situation die Geldbörse mit einem beträchtlichen Betrag gestohlen worden sei.- Hatte sich im Lande also nichts verändert?) - Endlich den Zöllnern und Grenzern entkommen, fanden wir, nunmehr schon auf dem Boden des rumänischen Banats, eine Übernachtungsmöglichkeit in einem umbauten einsamen Gehöft, wo man zelten konnte. In Verhandlungen mit dem Betreiber einigten wir uns auf gebratene Hühnchen, aber die Kinder beider Familien bäumten sich gegen eine solche Speise auf, denn sie hatten beobachtet, wie die zunächst frei herumlaufenden Hühner eingefangen worden waren, ehe sie uns eine Stunde später (erst halbgar!) aufgetischt wurden. Am Abend des dritten Tages - wir besuchten kurz Hermannstadt und fuhren die Karpatenkette der Fogarascher Gebirge entlang - gelangten wir nach sehr langer Fahrt,- die nur dadurch gestört wurde, dass ich einmal unvorsichtiger Weise in normalem Tempo einen Bahnübergang befuhr, wodurch das schwer beladene Auto und seine Insassen so erschüttert wurden, dass wir meinten, nun krache alles entzwei,- nach Kronstadt zu unsern Verwandten. Gerhardonkel, ein Bruder meiner Mutter, bewohnte mit seiner Frau Riecke (meiner Patentante) und dem Sohn-Ehepaar Peter und Röschen Morres ein mir gut bekanntes

Haus in Bartholomä, das vor unserer Flucht den Eltern meines Freundes Harald Schmitz gehört hatte -(hier hatte ich mit meinem Tanzkränzchen eine Nacht durch getanzt; wegen der Sperrstunde durfte man im Kriege erst am Morgen wieder auf die Straße). Die älteren Verwandten längst im Ruhestand, Peter noch Ingenieur in einer Maschinenfabrik (einige Jahre später wohnte er während der Olympischen Spiele in München bei uns in Söcking), Röschen, seine Frau, hatte, als die Russen in einer Februarnacht 1945 80.000 Deutsche aushoben und in die Bergwerke Russlands verschleppten, großes Glück gehabt: der sie abholende Lastwagen stand vor der Tür, man gab ihr einige Minuten Zeit, ihr Gepäck herzurichten,- währenddessen rannte Riecketante ins Haus, riss das einjährige Mädchen aus seinem Bettchen und hielt es laut anklagend dem russischen Offizier entgegen. Röschen durfte bleiben, der Lastwagen verschwand, sie war gerettet. Inzwischen hatten sie drei Töchter,- Peter war unversehrt aus dem Krieg auf Schleichwegen heimgekehrt, seine beiden Brüder Hannes und Klaus waren gefallen. - Sehr herzliches Wiedersehen nach über zwei Jahrzehnten, ebenso bei dem schon erwähnten Edionkel in Zeiden, mit dem ich seit Jahren in engem Briefaustausch stand. Seine Wohnung befand sich in einem typisch siebenbürgischen Bauernhaus mit Giebelwand und überwölbtem Tor gegen die Straßenseite, das lang gestreckte Wohnhaus mit anschließenden Ställen und Scheunen zur Rechten, dahinter Obst- und Gemüseärten,- linkerhand die Feuerwand des Nachbarhauses, davor einige Schuppen,- hinten im Hof der Abort (im Winter gewiss ein recht frostiges Örtchen). Auf dem Dach klapperte eine Storchenfamilie unaufhörlich vor sich hin, die zahlreichen An- und Abflüge temperamentvoll kommentierend. Edionkel ein rührender Pfleger seiner für immer bettlägerigen Frau, unserer lieben, jetzt arg leidenden Mitzitante aus Brätei,- überhaupt war er ein vollendeter Hausmann, dem man zunächst nicht anmerkte, wie schöpferisch er immer noch darüber hinaus geblieben war,- wir rätselten, woher er, nun schon über achtzig Jahre alt, Zeit und Kraft für eine so reiche Produktion neben allen anderen Alltagstätigkeiten hernahm: im Atelier wimmelte es von herrlichen Bildern,- immer noch Bucegi-Gebirgslandschaften, daneben die liebliche Umgebung Zeidens in ausgewogener und herrlich frischer und tröstlicher Harmonie dargestellt, außerdem viele Porträts und Gruppenbilder der immer noch hier ansässigen sächsischen bäuerlichen Restbevölkerung,- auch ein mich geradezu erschütterndes letztes großes Ölbild von unserer steinalt gewordenen Großmutter. Im Dorf ein sehr angesehener Mann, einer der Kundigen, der Weisen, auf die man hierzulande immer besonders gehört hatte. Er begann damals, seinen Nachlass so zu sortieren, dass genügend gute Bilder in der von der Gemeinde gestifteten und seither erhaltenen Gemäldegalerie sein Lebenswerk würdig repräsentierten. Natürlich nahmen auch wir ein (an der Grenze gut verstecktes!) Gemälde mit, für das wir den vereinbarten

Betrag in Deutschland auf ein Konto zu zahlen hatten; die Ausfuhr von Kunstwerken war verboten bzw. bedurfte einer Sondergenehmigung.

Kronstadt wiederzusehen war ein von tiefen Empfindungen begleitetes Ereignis,- bunt von unzähligen Handlungserinnerungen durchtränkt,- an allen Orten und Ecken stolperte ich über meine jugendlichen Erlebnisse (und Gefühle!). - Der Ortskern der Altstadt baulich wenig verändert (gleichwohl insgesamt etwas vernachlässigt); natürlich zog es mich magisch zum Kirchplatz vor der Schwarzen Kirche mit dem Honterus-Denkmal, dem schönen Pfarrhaus, dem alten (jetzt wieder benutzten) Gymnasium, dem Hause Bickerichs und dem anschließenden Alumnat (Internat), wo Morres-Großvater seines Direktorenamtes gewaltet und meine Mutter einige Kindheitsjahre verbracht hatte. Im gewaltigen gotischen Gewölbe der Schwarzen Kirche mit seinen hochgereckten Pfeilern und schmalen Chorfenstern, dazwischen die frei hängenden großen Lampenkränze, die schönsten Orientteppiche an den Emporen links und rechts angebracht (alte Stiftungen ehemaliger Patrizier, die sie von Handelsreisen in den türkischen Orient mitgebracht hatten),- rechts hinten unter der Empore Großvaters Samuel Stammplatz, hier die Kanzel, auf der auch Morres-Großvater hatte predigen müssen und auf der unser Schielahne tot zusammengebrochen war,- herüber die große Empore für Chor und Orchester vor der mächtig emporragenden Orgel, an der ich die Register hatte ziehen dürfen und wo ich so oft gestanden hatte als Chorknabe des Kirchenchors, daneben die eingemauerte dunkle Wendeltreppe, über die wir Sänger hinauf und hinab gerast waren,- unten im Turm-Erdgeschoss die Wandtafel, auf der vermerkt war, wann Großvater Schiel die Warmluftheizung hatte einbauen lassen,- unweit des Portals, durch das man ihn wenige Tage vor unserer Flucht zum Friedhof hinausgetragen hatte. Mir flossen die Tränen,- eine Mischung aus echter Trauer über das Verlorengegangene,- einfach über die Tatsache, dass es Menschen und Umstände einfach nicht mehr gibt,- eben die so schwer erträgliche Gewissheit der unentrinnbaren Vergänglichkeit; Tränen auch über das tragische Geschick der in alle Winde zerstreuten Schielfamilie,- gleichzeitig aber auch Tränen des Stolzes,- ja sogar der Freude darüber, dass ich dieser Welt entstammte und an all dem wenigstens in meiner Jugend hatte teilhaben können,--- sehr tiefgreifende und umfassende Gefühle. Gleichzeitig aber auch ein erstaunliches Befreiungserlebnis: Nach dieser mich erschütternden Einkehr fielen mir die weiteren Begegnungen der kommenden Wochen nicht mehr so schwer,- eine Reinigung fand hier statt. Als wir tags darauf vor unserm Haus in Busteni standen und unsern Kindern so vieles erklärten, tat es nicht mehr so weh.

Die Fahrt nach Busteni: zum ersten Male (nach so unzählig vielen Malen in der entschwundenen Vergangenheit) wieder auf der Straße „nach Hause“. Kronstadt hatte sich im Laufe weniger Jahrzehnte wie ein Brei ins Burzenland ergossen, in östlicher

Richtung fast bis zur Dirste,- aber im Tömöschthal, wo ich als heimradernder Jüngling einst meinte die Heimatluft schon riechen zu können, wenige Veränderungen. In Azuga zweigten wir ins Nebental ab und hielten vor meinem und Heinzens Geburtshaus, das etwas einsam und arg vernachlässigt, aber offensichtlich doch noch bewohnt, vor uns stand,- sichtlich geschrumpft,- das ganze Anwesen, einschließlich Gärtchen, war in meiner Erinnerung sehr viel größer gewesen. - Es ist schon eigenartig: da fährt man Tausende von Kilometern durch halb Europa in die so fernen Karpaten, und dann steht man in einem unscheinbaren Gebirgsdorf vor einem schlichten Haus, in dem man das Licht dieser Welt erblickt hat,- warum gerade damals und hier? Und könnte ich überhaupt diesem und jenem hier nachsinnen, wenn ich 1944 nicht mit unserer Flucht das Land verlassen hätte? Wie gewiss wären wir doch damals gewaltsam zu Tode gekommen! Und welches Glück hatten wir letztendlich, den schrecklichen Krieg, in den wir mit unserer Flucht ja erst so richtig hineingeworfen wurden, zu überleben,- so dass ich heute, trotz Kriegsdienst und Gefangenschaft, hier stehen und zu meinen erstaunten Kindern sagen kann: „In diesem Hause bin ich zur Welt gekommen“.

In zunehmender Spannung auf der Fahrt in den Nachbarort Busteni. Auf Höhe des Eisenbahntunnels die markante Rechtskurve: und nun liegt sie vor uns ausgebreitet, die herrlichste Landschaft Rumäniens,- das weit gestreckte Bucegi-Panorama vom breiten Jepi zur kegelförmigen Claia und über die Schlucht hinweg zum Caraiman,- das alles einst Gamsrevier meines Vaters und Klettergarten aller Schielbuben!,- hinüber zu Coschtila bis zu den nadelspitzigen Morarzacken,- auf der abgeflachten Spitze des Caraiman, trotz Vierteljahrhunderts kommunistischer Herrschaft, das riesige (vierzig Meter hohe) Eisenkreuz, Mahnmahl für die in diesem Tal gefallenen rumänischen und deutschen Soldaten des 1. Weltkriegs, in meiner Kindheit an Festabenden durch Hunderte elektrischer Lämpchen erhellt,- ein eindrucksvolles Symbol, wenn man in der Dunkelheit das Gebirge kaum wahrnehmen konnte und das strahlende Kreuz hoch am Himmel über dem Ort schwebte. - Keine unmittelbar in die Augen stechenden Veränderungen sowohl im touristischen Ortsteil als auch im übrigen Dorf,- wir hatten es eilig, durch die steile Caraimanstraße zu unserm Haus zu gelangen, vorbei an den Häusern Fritz-, Otto- und Hermannonkels,- und nun parkten wir ein wenig oberhalb unseres Grundstücks. Als wir die Straße langsam herunter trotteten, standen die ehemaligen Nachbarn bereits an den Zäunen: „Die Schiels kehren zurück!“ Im Nu umgaben uns viele, die ich zum Teil nicht wiedererkannte, vielleicht auch nie gekannt hatte,- wohl aber die Familie des uns gegenüber hausenden Maurermeisters, Angestellter der Fabrik und Betreuer unseres Hundes Lord (den er, wie er mir sagte, noch einige Jahre nach unserer Flucht durchgefüttert hatte);- ein sehr herzlicher Empfang, zu dem noch andere Neugierige dazustießen,

auch eine deutsche Nachbarin, die seinerzeit nicht mitgeflohen war. Es gab von beiden Seiten einiges zu erzählen, man servierte uns Kaffee im Garten des Maurers, uns gegenüber der lange Zaun unseres Grundstücks, dahinter das Haus, das mir nun gar nicht klein erschien, im Gegenteil: ich staunte über die Größe und auch den guten baulichen Zustand. Eine Lehrlingsschule war vor etlichen Jahren darin installiert worden, die große Stützmauer vor dem Haus, die auch die breite Auffahrt ermöglicht hatte, war weit in den ehemaligen Obstgarten verlängert worden, im aufgeschütteten, nunmehr waagrecht planierten Areal, erstreckte sich ein Sportplatz,- was den Gesamteindruck stark veränderte,- aber das Haus äußerlich unverändert. - Ob wir nun wirklich zurückkehrten,- wie es uns all die Jahre ergangen sei, wie es den Eltern gehe,- wir hörten auch erste düstere Berichte über die Fabrik, wo es allenthalben an kompetenter Leitung, an Kapital und Rohstoffen und am technischen Zustand der vielen Maschinen fehle.- Der Maurer,- ein gebürtiger Italiener, wie die meisten Maurer Rumäniens seit jeher,- verschwand für kurze Zeit, vermeldete sodann, dass der Schulleiter nichts dagegen hätte, wenn wir unser Haus besichtigen wollten. Natürlich wollten wir, ein klein wenig bänglich schon,- und natürlich war darinnen alles vollkommen verändert. Im Erdgeschoss hatte man mehrere Zimmer in voll möblierte Lehrsäle umgewandelt, ebenso die Schlafräume im Stockwerk darüber, dort auch einige Büros. An der oberen kahlen Dielenwand hing Vaters zweitschönstes Hirschgeweih,- mir entfuhr der Satz: „Das gehört aber uns!“, was der Direktor sehr wohl verstanden hatte und ein wenig betreten dreinschaute,- aber wir gaben uns allgemein eher etwas fröhlich,- diese braven Menschen um uns herum waren nun wirklich nicht haftbar zu machen für die verfehlte politische Orientierung der Siebenbürger Sachsen, für Krieg, Flucht, Plünderung und Enteignung unseres Besitzes,- wir ließen es bei meiner Bemerkung bewenden und bedankten uns für die Möglichkeit dieses Besuchs des Elternhauses, wo übrigens überhaupt kein weiterer Gegenstand an uns Vorbesitzer erinnerte,- deshalb vielleicht auch die angenehme Gefühlskühle dieses vergeblichen Versuchs, ins gelebte Gestern wieder einzutauchen,- mehr berührte mich der Blick von der Terrasse zum herrlich gestalteten Felsgebirge, den ich so oft als Sonnenhungriger im Winter, in dicke Pelze gehüllt, genossen hatte.

Der Zoo existierte noch --- (vor einem Jahrzehnt soll er aufgelassen worden sein, ich vermute aus finanziellen Gründen, vielleicht auch aus geschwundenem Interesse) ---, im Mittelpunkt immer noch die Bärenkäfige, besetzt mit einigen Nachkommen von Rudi und Petzi; ob darüber hinaus noch in vielen anderen Käfigen und Gärtchen Tiere vorhanden waren, ist mir entfallen,- der Hirschgarten jedenfalls existierte nicht mehr.

An der Fabrik keine wesentlichen äußeren Veränderungen. Von den Zamura-Wiesen

auf der drübigen Talseite, von wo man einen besonders guten Ausblick auf das ganze riesige Unternehmen (und das dahinter liegende Gebirge) hat, meinten wir einige neue Gebäude im unteren Bereich zu sehen,- wir erfuhren, dass hier in der Nachkriegszeit eine zusätzliche Papiermaschine (noch größeren Ausmaßes als die Nr.8) in Betrieb genommen worden war, die die Firma Voith/Heidenheim bereits vor unserer Flucht teilweise angeliefert hatte (ich sehe noch die riesigen verpackten Maschinenteile in einer Halle vor mir),- man gab dann die Inbetriebnahme als großen politischen Sieg der neuen kommunistischen Gesellschaft aus,- auch soll die Kraftzentrale in der Zwischenzeit auf Erdgas umgestellt worden sein. Weitere Annäherungsversuche an unsere Fabrik unterließen wir,- wir wollten, um unsere Reise ungestört, d.h. unbeobachtet, fortsetzen zu können, nicht unbedingt zu viel Aufmerksamkeit auf uns lenken,- unser Busteni-Besuch dürfte sich ohnehin wie ein Lauffeuer im Ort herumgesprochen haben. Allerdings war zu bedenken, dass die unter dreißig Jahre alten Anwohner von den Schiels, den Gründern dieses auf mindestens zehntausend Einwohner angewachsenen Ortes mit der größten Papierfabrik des Landes, keine unmittelbaren Erinnerungen haben konnten,- und die Legenden, die sich ja besonders gerne um unmittelbar vergangene politische und gesellschaftliche Geschehnisse ranken und (wie so oft selbst erlebt) sie,- zumeist unbeabsichtigt, aber offensichtlich zwanghaft -, verfälschen, könnten mittlerweile den Schiel-Clan entweder zu einer verdamnten kapitalistischen Meute abgestempelt oder, was ich bei der Mentalität dieses Volkes für wahrscheinlicher halte, in den Himmel erhöht haben.

Am nächsten Tag befuhren wir den Butschetsch (Bucegi), zunächst ging`s bis Sinaia, dort, nach kurzem Abstecher zum hübschen Pelesch-Palast der Hohenzoller-Könige (gegenwärtig die Sommerresidenz des kommunistischen Oberhäuptlings), die Straße zu einem Pass hinauf, von wo man früher nach Dobrescht weitergefahren war,- jetzt aber bogen wir nach rechts ab, gewannen auf der schlechten, richtiggehend abgefahrenen bzw. wohl nie richtig ausgebauten, löcherigen und natürlich unasphaltierten Straße zunehmend an Höhe,- es gab auch ausgesetzte Stellen, wo es sicher nicht ratsam war, von der schmalen Spur abzuweichen,- zwischendurch rätselten wir immer wieder darüber, wie nur, um Himmels willen, die schwerstbeladenen Lastwagen hier durchgekommen sein mögen, mit denen, so waren wir unterrichtet, die Holzabfuhr vom Bucegi nach Ausschaltung unserer Schwebebahn getätigt worden war,- nach unserm Urteil ein viel zu großes Risiko (vielleicht deswegen auch mittlerweile völlig eingestellt worden?), und als solches empfanden wir übrigens durchaus auch unseren Ausflug. Wären wir nicht mit zwei Autos aufgebrochen, hätte diese Waghalsigkeit gar nicht verantwortet werden können,- heute denke ich mir, dass wir viel zu wenig einkalkuliert hatten, dass ein Maschinenschaden in dieser Bergein-

samkeit unsern ganzen Urlaubsplan über den Haufen hätte werfen können. Von der erreichten Höhe (ich schätze 1700 Meter) gelangten wir rasch ins Ialomitzatal nach Bolboci. Wie es uns hier und im Kloster Skit erging, habe ich bereits bei der Beschreibung dieses unvergesslichen Ferienfleckchens in einem eigenen Kapitel erzählt (Band 1),- wir trafen erst spät abends wohlbehalten und mit geradezu überschäumenden Eindrücken erfüllt wieder in Kronstadt ein.

In den nächsten Tagen suchten wir viele Örtlichkeiten auf, die uns etwas bedeuteten, etwa den Hof des von uns mehrere Schuljahre lang bewohnten Hauses Purzengasse 9,- unser (damaliges) Gymnasium mit gegenüberliegendem Mädchen-Lyzeum,- den mir einstmals so wichtigen Sportplatz,- die Burgpromenade,- bestiegen die Zinne mit dem unglaublich schönen Blick ins Stadttal hinunter und ins weite Burzenland hinaus und in die Bergwelt hinein nach Süden, befuhren die Schulerau, besuchten die Familie Jekelius auf dem Hügel hinterm Weißen Turm... alles fast unverändert, trotzdem vieles nicht mehr so vertraut, wie die Fantasie es sich mittlerweile vorge spiegelt hatte. Für mich blieben als Hauptirritation die unglaublichen Menschenmassen, die die Purzengasse und andere Straßen und Plätze dicht bevölkerten,- mir sehr fremdländisch vorkommend wegen ihrer ärmlichen, auch abgerissenen Kleidung, den ungepflegten (ungebildeten) Gesichtern und Gesten und der derben Lautstärke ihrer Reden und Rufe,- das waren nicht mehr die bürgerlichen Kronstädter vergangener Zeiten, egal ob Deutsche, Ungarn oder Rumänen, sondern Proleten, wie ich sie in dieser Masse und Uniformität noch nie erlebt hatte,- und natürlich vermisse ich meine Muttersprache oder die einmalig vollmundig eingefärbten Laute des sächsischen Dialekts,- auffallend viele Zigeuner auch, die sich übrigens auf unseren Fahrten durchs Land so dreist fordernd an unsere Autos heran drängelten, dass wir uns bedroht fühlten und uns fast die Geduld riss,- es wäre nicht gut gewesen, wenn es zu ernsthaften Auseinandersetzungen gekommen wäre.

Doch wir hatten noch viel in diesem bunten Lande vor. Erneut Busteni durchfahrend, ging's noch mehrere hundert Kilometer nach Südosten bis ans Schwarze Meer. Bukarest durchfuhren wir nur, was hätten wir dort mit unseren voll gepackten Autos auch tun sollen, auch waren wir wenig daran interessiert, das Bekannte, jetzt meist arg Verkommene, wiederzusehen,- Verwandte von uns gab es hier nicht mehr. Beindruckend dann die Fahrt durch die weite Ebene des Bărăgan auf Straßen sehr unterschiedlicher Qualität bis zur Donaubrücke, von dort, gar nicht so weit von der unsäglichen Baustelle des Donau-Schwarzmeer-Kanals entfernt, dann endlich ans Meer,- bekanntes Gebiet, das ich bereits beschrieben habe. Ziel: Mangeapunar, jetzt in Costinescht umbenannt,- aber dort natürlich nicht in unser Häuschen (das bewohnte der Chef des Kollektivs, der uns trotzdem freundlich begrüßte), sondern in den letzten nördlichen Hof der ehemaligen Vorderschgass zu einer Frau Gälăzean,

die in ihrem ehemaligen Garten, jetzt ein ziemlich ungepflegter Hühnerhof, zahlreiche Gäste für einen zumutbaren Preis zelten ließ,- zum Teil Sachsen und Bundesrepublikaner, die sich hier zu gemeinsamem Familienurlaub trafen,- mancher von ihnen einst schon Gast im hiesigen ehemaligen schwabendeutschen Dorf. Sandstrand und Wasser wie eh und je wunderbar einladend, aber unser jetziger Platz lag ein wenig abseits von den ehemaligen Schielischen Badeplätzen, wo jetzt ein nachgerade abstoßender Rummel herrschte, denn hinter den niederen Dünen in der ehemaligen Überschwemmungsmulde erhoben sich viele Neubauten unterschiedlicher Güte, daran schloss sich eine Art Jugendkolonie an. Costinescht erfreute sich offenbar ziemlicher Beliebtheit,- und auch hier hatten ja einstmals die Schiels eine Tür aufgestoßen (aber natürlich nur für ihresgleichen!). In einem Selbstbedienungsrestaurant mit einem penetranten Speisegeruch, den meine Nase noch monatelang nicht loswurde, gab es durchaus passable und preiswerte Speisen,- auf einem gastronomischen Niveau übrigens, von dem die später nach Deutschland Umgesiedelten meinten, ein solches hätte es im spätkommunistischen Stadium der Ära Ceausescu längst nicht mehr gegeben, denn da gab es praktisch nichts mehr,- wirtschaftliche tabula rasa! - Unseren Kindern machte es Spaß, sich selbst auswählen zu können, was sie essen mochten. Schwieriger war es, sich über den Kaufladen zu versorgen. Die in aller Herrgottsfrühe angefahrene Frischmilch war in wenigen Minuten ausverkauft;- sehr umständlich übrigens (aber wahrscheinlich in diesem Lande begründet) auch die Regelung, dass man erst zur Kasse gehen musste, wo man gegen Bezahlung einen Bon erhielt, den man dann an der Ladentheke gegen die entsprechende Ware abzugeben hatte. Bruder Heinz, ohnehin schon durch dieses wüste Durcheinander oder anderes gereizt, bekam zwar seine Zitronen (damals in diesem Lande etwas ganz Seltenes, wahrscheinlich nur in Touristenorten erhältlich), da er sich aber wegen besagten Bons noch einmal an der Kasse hätte anstellen müssen, schmiss er, erregte Verwünschungen ausstoßend, die Früchte auf den Ladentisch vor die perplexen Verkäuferinnen und verließ den Konsum,- was sich bis zum Abend im ganzen Ort herumgesprochen hatte,- die Einheimischen freuten sich über diesen Protest. Neben der Familie Ernst Schiel (schon erwähnt) trafen wir hier auch Helmi Ganzert und andere Bekannte an, man fuhr also auch deutscherseits immer noch gerne nach Mangea. - Einige Tage nach unserer Ankunft im „Hühnerhof Gäläzean“ erfuhren wir, das wir uns gleich am ersten Tage bei der Miliz hätten anmelden müssen,- eine Pflicht nicht nur für Ausländer, was wir demnach also versäumt hatten. Mit zehn Pässen machte ich mich humpelnd (denn mein Knie war ja noch längst nicht geheilt) auf den Weg ins Polizeibüro, durchaus auf gewisse Sanktionen gefasst. In hoffentlich richtiger Einschätzung der hier vielleicht noch lebendigen „balkanesischen Beamtenmentalität“ legte ich unter den Deckel des

ersten Passes einen Geldschein, der nicht so groß sein durfte, dass sich daraus eine gravierende Verfehlung ablesen ließe, aber auch nicht so klein, dass man ihn als eine Beamtenbeleidigung hätte auslegen können. Die Sache klappte, der Schein verschwand mit unnachahmlicher, bestens eingeübter Geste im Handinnern, die Anmeldung war innerhalb weniger Minuten erledigt. Zwei Nächte später, es dämmerte bereits und Bruder Heinrich und ich werkten wie üblich schon in frühester Stunde vor den Zelten herum, machte die Miliz Razzia auf unserem Gelände: die Schläfer wurden unsanft geweckt und mussten ihre Anmeldung belegen, widrigenfalls nahm man ihnen die Ausweise ab, sicher mit irgend welchen Folgen (oder „Auslösungen“?). Als der jetzt in Zivil gekleidete Kommissar mich sah, winkte er höflich ab und sagte in seiner Muttersprache: „Sie kenne ich schon“, und ging weiter. - Da der auf einem Baum über uns übernachtende, eine riesige Hennenschar beherrschende Hahn mit seinem weithin schallenden Gekrächze alle Schläfer immer viel zu früh weckte, wurde er abends stets eingefangen, indem wir den Baum umringten (auch unsere sechs Kinder auf Posten!), Bruder Heinz hinaufkletterte, ihn packte und in ein „Kottetz“ (zu deutsch: einen Verschlag) weg sperrte, wo er zwar zu gewohnter Stunde jämmerlich vor sich hin krächzte, aber man vernahm ihn kaum. Als Gretl einmal ein Huhn aus unserm Zelt verscheuchte, fand sie in Mikalas Schlafsack ein frisch gelegtes Ei. - Weil viele Bewohner Rumäniens diesem Lande entweichen wollten und deshalb auch den Seeweg übers Meer nach der Türkei versuchten, hatte der Staat (auch einer, der mit allen Mitteln verhindern wollte, dass ihm seine Bevölkerung davonlief!) im Abstand mehrerer hundert Meter hohe Wachtürme auf der Steilküste aufgestellt, von wo das Meer Tag und Nacht beobachtet wurde; gab es eine verdächtige Bootsbewegung weiter draußen auf dem Wasser, schlug der Posten Alarm, wir hörten dann am Strand unten seine erregt geführten Telefongespräche. Die hier stationierten Wächter hatten aber noch eine weitere Aufgabe: zwei Häuser südlich nämlich, im ehemaligen Besitztum Carolyonkels, hatte ein amtierender Minister sein Feriendomizil. Der davor liegende Teil des breiten Sandstrands war durch Stacheldrahtzäune abgesperrt (die man allerdings im seichten Wasser umgehen konnte); mittendrin die einzige Dusche des gesamten Strands,- uns und anderen Badegästen ein Stachel im Fleisch, besonders in dem unserer Kinder. Täglich führten Soldaten die beiden Schäferhunde des Ministers, er selber war offenbar abwesend, die Treppe zum Strand herunter und duschten die Tiere. Uns blieb buchstäblich der Mund offen, als wir das zum ersten Male sahen. Für Menschen verboten und abgesperrt, für Hunde eines Ministers in einem kommunistischen Land erlaubt! Mikala umging keck die Umzäunung und duschte sich, der Posten ließ sie und dann auch andere Kinder gewähren,- wir Erwachsenen hielten uns lieber zurück. Eigentlich ein tolles Stück, dieses dreist

ausgeübte Ministerprivileg, aber offenbar getraute sich niemand, dagegen aufzubegehren. - Dass es neuerdings in diesem Ort fließendes Wasser und elektrisches Licht gab, war gegenüber früheren Zeiten ein großer Fortschritt, der von uns benutzte Brunnen befand sich vor dem Gartentor. Auch die guten Straßen in diesem Landesteil zeigten, dass natürlich manches auch auf dem Lande investiert worden war,- wir zweifelten auch keineswegs daran, dass die hiesigen Bauern,- seit der Umsiedlung der deutschen Bevölkerung jetzt meist Bulgaren, später auch Ansiedler aus dem russisch gewordenen Bessarabien - alle jetzt in der großen Kolchose zusammengefasst -, sicher nicht schlechter lebten als ihre Vorbewohner in bojarischen Zeiten. Ich konnte nur den Gedanken nicht loswerden, dass den einen gegeben wurde, was anderen genommen worden war;- und dass obendrein vieles nur Fassade war, zeigte dann der fast totale wirtschaftliche Zusammenbruch unter und nach Ceausescu,- bis hin in die jetzige Verarmung.

Gleichzeitig mit uns machte meine Schwester Marietta mit Mann und Kindern Urlaub im unfernen Eforie, schon in Vorkriegszeiten die Perle der Schwarzmeer-Badeorte, jetzt mit vielen großen Hotels bestanden, in die man sich von Deutschland aus als Flugtourist einmieten konnte. Auf der Rückfahrt von einem dortigen Familienbesuch gerieten wir völlig zufällig an das Ende einer vornehmen Wagenkolonne (lauter schwarze Mercedes), die Bundeskanzler Willi Brandt und Begleiter, eben in diesen Tagen Staatsgäste Gherghiu-Dejs, in irgendeinen südlicheren Küstenort beförderte. An den Straßenrändern standen hübsch gekleidete und stürmisch fähnchenwinkende und Hurra rufende Schulklassen,- wir winkten huldvoll zurück aus unserm hellen VW-Käfer, niemand stellte uns zur Rede, wir genossen diese kleinbalkanesischen Köpenickiade,- ehe wir dann nach Mangea abbogen.

Etwas meinen früheren Erinnerungen nach Unmögliches: Es gab Gewitter, und das im Sommer und hier am Schwarzen Meer! Wir hatten gute Zelte, aber das Unwetter nahm bedrohliche Ausmaße an, so dass unsere Familie ins Auto floh, wo wir wenigstens gegen die ununterbrochen (mehrere Stunden lang) niederzuckenden Blitze uns sicherer wähnten (während Bruder Heinz zornig ein ebensolches Ansinnen seiner Familie abwies). Unser schäbiger Hof sah daraufhin noch schäbiger aus. Wenige Tage später erkrankte Mikala an einer Angina so schwer, dass wir uns in ein Hotel nach Eforie absetzen wollten, wo auch Doktor-Schwager Gusti sich aufhielt. Nicht zu glauben, welche Probleme wir mit unserm Wunsch an der dortigen Rezeption aufwarfen; ein Zimmer war zwar frei, aber die Buchung vor Ort,- obwohl wir harte DM anboten,- schien auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen: so etwas hatte es wohl noch nie gegeben, dass da einfach ein Tourist ankam und ein Zimmer wollte. Endlose Telefonate, intensives Listenstudium und viel Handgeschreibe, bis wir endlich den Zimmerschlüssel in der Hand hatten. Hauptgründe unseres Umzugs

waren das sehr hohe Fieber Mikalas und die wirklich unzumutbar gewordenen hygienischen Verhältnisse im Hühnerhof,- unsere Tochter genas rasch.- Mir unvergesslich ein sehr früher Morgen auf der Hotelterrasse, wo der „Ober-Ober“ seine ganze Mannschaft, hübsch gekleidet wie das Personal westlicher Restaurants, um sich zum Befehlsempfang versammelte,- er ahnte nicht, dass ich seine Worte verstand. Was ich da zu hören bekam, war ziemlich belustigend, wäre es nicht so traurig gewesen: eine Einführung in die einfachsten gastronomischen Umgangsformen (er zählte die merkwürdigsten, aber eben vorgekommenen Verfehlungen auf!), in die Hygiene und Sauberkeit,- ein Elementarkurs, der aber immerhin das rührende Bemühen zeigte, den Anschluss an die übrige Welt zu finden. - Am besten gefiel uns in Eforie eine Zigeunerkapelle in einem nur abends geöffneten Strandcafé mit einer hinreißend spielenden Zimbal-Künstlerin,- wir hörten Jahre später, dass sie (verdientermaßen) in Paris Karriere gemacht habe.

Quer durch das Land wieder nach Siebenbürgen zurück, verbrachten wir noch einige stille Tage in Zeiden, nicht bei Edionkel, sondern in einem Bauernhof wohnend, wo die alte Oma im Hof auf der Bank saß und in einem Reclambändchen Schillers „Wilhelm Tell“ las,- der Germanist in mir staunte, ebenso wie der Landsmann so etwas wie Stolz verspürte. Edionkel immer noch ein sprühender Gesprächspartner, von einer nicht versiegenden Neugier angetrieben, erstaunlich gut informiert und immer noch außergewöhnlich belesen. Viele geistreiche Aussprachen auf etlichen Spaziergängen und bei einem Besuch des berühmten, weil idyllisch gelegenen Zeidener Waldbads. - Wenige Jahre nach unserem Besuch bei ihm unternahm er, wohl schon den Neunzigern nahe, eine Deutschlandreise, hielt sich auch mehrere Tage bei uns in Söcking auf. Unvergesslich seine Ankunft im Hauptbahnhof Münchens: der Orientexpress rollte ein, ich hielt Ausschau nach einem einzelnen älteren Herrn und übersah dabei zwei eifrige Diskutanten, die an mir vorüber gingen,- einer war Edionkel, ich las ihn bei der Lokomotive auf,- er habe sich prächtig während der Fahrt unterhalten. Herrliche bunte und warm-sonnige Herbsttage am Starnberger See, er schaute schon wieder verdächtig-andächtig in diese Farbenpracht, offenbar im Geiste immer noch skizzierend. Großartig, aber anstrengend die Begleitung in die Alte Pinakothek, wo er begeistert mit seinen meisterhaften Vorbildern, die ihn schon vor dem 1. Weltkrieg geprägt hatten, Wiedersehen feierte, er konnte sich nicht sattsehen,- wir, die so viel Jüngeren, schon längst ermüdet, aber seine sachkundigen Kommentare trotzdem sehr bewundernd. Mit den übrigen Erscheinungen dieses Landes, das ja in den Augen der Siebenbürger schon immer einen höchsten Stellenwert eingenommen hatte, kam er gut zurecht,- bis auf die Autoströme, die ihn, besonders in der Dunkelheit, sehr störten, er konnte die entgegenkommenden Lichtbewegungen nur schwer aushalten. - Von uns reiste er weiter durch die halbe Bundesrepublik,- wir

hatten ihn zum letzten Male gesehen.

Abschließen möchte ich diesen Bericht, der für mich natürlich mehr als nur eine übliche Reisebeschreibung ist, mit unserem Besuch in Rosenau. Unverändert thronte die eindrucksvolle Bauernburg (keine Kirchenburg in landläufig sächsischer Art) über dem Ort, den man von hier oben sehr übersichtlich in der geometrischen Straßenanordnung aus der Kolonisationszeit, vor vielen hundert Jahren so angelegt, wahrnehmen konnte. Wir parkten anschließend vor dem großen Pfarrhof, in dem mein Urgroßvater residiert hatte,- bevor er dann, hochbetagt, seinen Alterssitz nach Busteni verlegte, wo Großvater ihm ein Haus hatte bauen lassen. Wir sprachen beim Pfarrer vor, er erinnerte sich dieses fernen Vorgängers, brachte alte Matrikelbücher herbei, die noch von Urgroßvater handschriftlich geführt worden waren,- und während wir unterhalb der herrschaftlichen Freitreppe, die auf der Rückseite in einen großen Pfarrgarten führte, im Gespräch beieinander standen (uns interessierten natürlich auch die jetzigen Bedingungen, unter denen diese Pfarrei weiterzuleben sich abmühte,- das meiste klang ziemlich trostlos,-- wie unglaublich stark veränderte Lebensbedingungen im Vergleich zu denen, die Urgroßvater vorgefunden hatte und mitgestalten konnte in der unangefochtenen, machtvollen und volksführerhaften Rolle, die er einst in diesem schönen Ort gespielt hatte!,- währenddessen also näherte sich uns ein sehr alter Mann, der ein klappriges Fahrrad neben sich herschob, und erzählte uns ehrfürchtig, dass er Urgroßvater Friedrich Schiel, erst Pfarrer in Wolkendorf, dann Jahrzehnte lang hier, noch persönlich gekannt habe. Dieser hätte ihn, soeben von ihm konfirmiert, nämlich ermuntert, mit nach Busteni zu ziehen, wo er sicherlich in der aufstrebenden Schielischen Fabrik ein gutes Auskommen fände,- er habe den Rat leider nicht befolgt.

Auf der Heimreise, die mir noch weiter vorkam als die Anreise, zunächst keine besonderen Vorfälle. Einmal ging mir das Benzin beinahe aus,- und ich hatte auf einer Tafel am Straßenrand soeben gelesen, dass die nächste Tankstelle noch mehr als 100 Kilometer entfernt sei,- aber ein Landsmann, den ich im nächsten Dorf ansprach, füllte mir den Tank aus seinem häuslichen Vorrat auf. Mitten auf der Donaubrücke bei Belgrad kam ich auf den unmöglichen Gedanken, von hier aus Landschaft und städtischen Hintergrund zu fotografieren,- dabei völlig vergessend, dass ja derlei im Kalten Kriege in den Oststaaten strengstens verboten war und als Spionageversuch ausgelegt wurde. Prompt eilte mir ein Posten Arme fuchtelnd nach, ich sprang ins Auto und fuhr unbehelligt weiter. Ähnlich träge in der Verfolgung des Übeltäters auch der Gendarm bei meiner Verfehlung auf dem Autopud: bei einer der vielen Kreuzungen(!) auf dieser Autobahn(!) war, wie üblich, vorher und nachher ein längerer durchgehender Strich aufgemalt, also Überholverbot. Ich, in großem Schwung

einen anderen Wagen überholend, überfuhr diese Marke, und schon sah ich den Polizisten vor mir, der mich an den Straßenrand heran winkte. Dem radebrechenden Dialog entnahm ich, dass ich mich sehr schuldig gemacht habe, das koste viel Geld (er nannte eine beträchtliche Summe). Meine Entgegnung, so viel Geld hätte ich nicht mehr, wir überschritten in wenigen Stunden die Staatsgrenze, beantwortete er mit der Aufforderung, ich solle nach Belgrad zurückfahren und dort Geld eintauschen,- ein entsetzlicher Gedanke. Aber nun geschah etwas Merkwürdiges: Mein Kontrahent sah sich mehrere Male um, vergewisserte sich, dass wir - bis auf Bruder Heinz, der einige hundert Meter vor mir wartete - inzwischen unbeobachtet seien, sagte dann lachend, ich solle weiterfahren,- worauf ich ihm eine Schachtel westlicher Zigaretten in die Uniformtasche schob, ihm auf die Schulter klopfte und sagte: "Du bist ein guter Mensch, Tschüss!" - und rasch weiterfuhr.

Leider endete diese lange Reise mit einem schmerzreichen Unfall. Mitten im Lande machten wir Mittagspause, lagerten neben einem Brunnen und wärmten uns die Eisenerne Ration der letzten Würsteldose auf dem Gaskocher, der auf dem Boden stand. Klein-Florian, von jemandem angerempelt, stützte sich hinten auf, dabei mit einem Ärmchen mitten hinein ins brühheiße Wasser. Es war wohl ein Glück, dass wir uns neben einem Brunnen befanden: etwa eine halbe Stunde hielten wir den verbrühten Arm unter fließende Wasser, das arme Kerlchen wimmerte ganz schrecklich, Heinz, der Tierarzt, zückte Salben und Tabletten,- die Nacht in einem Steiermärker Gasthof war qualvoll, der Arm mittlerweile dick angeschwollen. Daheim angekommen, eilten wir gleich zum Arzt, der eine sehr gelungene Heilung einleitete;- wir wundern uns noch heute, dass keinerlei Narben zurückblieben.

Trotz alledem und im Rückblick aufs Ganze: Eine denkwürdige Reise in ein Land, mit dem mich zwar immer noch sehr viele Gefühle verbinden, wo ich mich aber niemals mehr auf Dauer niederlassen könnte. Insofern das ganze Unternehmen auch so etwas wie eine dramatische Reinigung,- bei der Schuldfrage hielt ich mich nicht mehr auf,- die von den Sachsen begangenen Fehler waren inzwischen ja auch teuer genug gesühnt worden, in bescheidenerem Umfang in der nachrückenden Generation auch von mir.

Mein Lebensschwerpunkt lag anderswo,- und dabei blieb es.

Beinah ein neuer Beruf als Schulleiter:

Das Gymnasium Geretsried und der Gesamtschulversuch

Während meines üblichen Aufenthalts im Skilager (Jan 1971) fuhr eines Tages Dr. B. vor und überbrachte die Nachricht, die ihn offensichtlich gefreut und deshalb auch veranlasst hatte, sie mir sogar persönlich zu überbringen: Das Ministerium habe meiner Bewerbung entsprochen, ich sei als Gründungsdirektor des Gymnasiums in Geretsried vorgesehen. (War er wirklich so erfreut oder gehörte er nur zu jenen, die sich Berufungen ihrer „Untertanen“ gerne selber an den Hut stecken? - Welche Verkennung der Motive meines Wegstrebens von seinem Gymnasium!)

Also wurde es ernst, jetzt gab es kein Zurück,- und auch ich wollte es ja so.

Bei meiner „Vorstellung“ im Ministerium, wo ich seit über einem Jahrzehnt nicht mehr gewesen war, holte ich erste Informationen ein, wie ich die Eröffnung des Gymnasiums vorzubereiten hatte,- viel erfuhr ich dabei nicht. Die Erfahrungen der Schulleiter umliegender und neugegründeter Gymnasien, auf die ich verwiesen wurde, halfen mir in den kommenden Monaten mehr als die hier geäußerten Andeutungen und gut gemeinten Ermunterungen. Zu meiner Verblüffung stellte ich fest, dass trotz der seit einigen Jahren aus dem Boden schießenden neuen Gymnasien (Konsequenz der schon erwähnten „Weckung der Bildungsreserve“) bislang keinerlei Anweisungskatalog darüber existierte, welche Schritte der Gründungsdirektor vor Schuleröffnung und auch danach systematisch zurückzulegen hatte,- also gewissermaßen eine Checkliste der abzuleistenden Arbeitsvorgänge. Nicht einmal eine Sammlung der wichtigsten gültigen ministeriellen Anordnungen und Verordnungen war zu haben.- Der Sekretärin meines Abteilungsleiters überreichte ich einen Blumenstrauß: sie sei es ja vermutlich, die am meisten wegen mir hätte zusätzlich arbeiten müssen.- Ein Ministerialrat, seit 15 Jahren mein germanistischer Personalreferent, dem ich dafür dankte, dass er meine Bewerbung unterstützt habe (ich sagte etwas keck: er habe es vielleicht „wollen“, „können“, „müssen“, „dürfen“?), ließ mich ziemlich ungeniert spüren, dass er nicht so sehr für mich gewesen sei,- möglicherweise störte ihn gar die eine oder andere Eintragung in meinem Personalakt, den ich natürlich nicht kannte und um den ich mich auch

künftig nie gekümmert habe,- vielleicht störte ihn gar meine Konfession?;- vielleicht war auch er so ein Ministerialer, der - mangels anderer tauglicher Maßstäbe - immer noch ausschließlich auf die Examensnoten starrte und nicht auf die inzwischen erbrachte praktische Bewährung;- solche Mitarbeiter waren ja selber vornehmlich, vermutlich sogar ausschließlich aus solchen Gründen ins Ministerium berufen worden).- Bei meiner Aufwartung beim hochgestellten Ministerialdirektor kam ich eine halbe Stunde zu spät, weil ich mein Auto im vormittäglichen Verkehrschaos nicht hatte loswerden können, was mich zwar arg nervte,- er aber nahm es gelassen hin und blieb trotzdem jetzt und fürderhin wohlgestimmt.- Ein weiterer Ministerialrat, mit Dr. Jobst gut bekannt - er galt seit jeher als katholische „Graue Eminenz“ des Kultusministeriums - gab mir gute Ratschläge, z.B. auch den, nicht wegen allem und jedem gleich im Ministerium anzufragen,- was übrigens, wie ich nach und nach merkte, sehr viele Direktoren andauernd taten. (- Ich aber ganz entschieden nicht, da ich von allem Anfang an der Ansicht war, dass man, selbst in Zweifelsfällen, selber zu entscheiden habe,- widrigenfalls man auf einen Teil seiner Würde als autonomer Schulleiter unnötiger Weise verzichte. Allerdings mit der Folge, dass ich mir wegen dieses Grundsatzes manche schlaflose Nacht einhandelte,- in der mir endlich, oft erst im halbwachen Zustand des Morgengrauens, die anstehende Lösung dann doch noch einfiel! -) Was dieser seit Kriegsende amtierende Herr mit seinen freundlichen Abschiedsworten meinte, „Mönchlein, du gehst einen schweren Gang“, blieb mir zunächst rätselhaft,- ich musste erst viele weitere Einblicke in die bayerische Bildungsplanung gewinnen, ehe ich erkennen konnte, welchen wahren Stellenwert die Gesamtschul-Versuche darin einnahmen und auf welche Versuchsergebnisse man offensichtlich hoffend hinarbeitete. Deshalb frage ich mich auch heute noch, ob er mit seiner Bemerkung nur die Mühen und die damit verbundene Abnützung meiner Kräfte meinte, oder ob er damit noch mehr andeuten wollte, nämlich den vorgezeichneten, hohen Orts vielleicht sogar gewollten Misserfolg, in den ich hinein geschickt wurde. - Der für die Sachausstattung zuständige Regierungsdirektor (mittlerweile zum Kanzler der Ludwig-Maximilians-Universität avanciert) gab mir den Rat, meinen „Ausstattungsantrag“ an dem einer kürzlich gegründeten Schule zu orientieren (aber wie sollte ich beurteilen, ob die dort beantragten Geräte und Hilfsmittel, etwa für Physik, Chemie, Kunstunterricht, dem neuesten Stand und den Wünschen meiner mir ja weder bekannten noch zugewiesenen Kollegen entsprachen?). - Soweit meine Vorsprache im Ministerium,- ich nahm mir vor, nur in dringenden Fällen hier erneut zu antichambrieren. Aber bald gab es daselbst noch viele, allzu häufige Sitzungen!

Mit dem Erwähnten will ich nur andeuten, dass eine Fülle ungelöster Fragen und Aufgaben auf mich einprasselte,- und dabei war ab Frühjahr 1971 keine Zeit zu ver-

lieren, denn das alles musste ja bis Schulbeginn im Herbst bewältigt werden.

Ebenso die Vorbereitungen auf einer zweiten Ebene: die Umwandlung des jetzigen Rohbaus in ein benützbares *Schulgebäude*. Verhandelt wurde hierüber und noch vieles andere im Kreisausschuss des Altlandkreises Wolfratshausen (der Umgang mit einem solchen kommunalpolitischen Arbeitsgremium war mir völlig neu, zum Teil direkt spannend, insgesamt auch nicht unangenehm,- und ich lernte hier etliche Lokal-VIPs kennen),- außerdem in unzähligen Gesprächen mit dem Architekten, der aus dem fernen Schwarzwald viel zu selten anreiste und dann über jede Kleinigkeit endlos lange herum überlegte. Auch galt es, zusätzliche politische und gesellschaftliche Hintergründe im Isartal zu erkunden, worin mich mein Kollege in Icking hilfreich unterstützte (bei ausgedehnten nachmittäglichen Weingenüssen in seinem Direktorat,- was mir nicht recht bekam,- *ich* war derlei eben nicht gewöhnt).

Die dritte Ebene, die des einzustellenden *Personals*, war meine Sache nur bezüglich der Auswahl meiner ersten Sekretärin (in den Jahren darauf kamen drei weitere dazu) und der beiden Hausmeister, einen fürs Gymnasium, den anderen für die Realschule,--- mit deren überaus erfahrenem, schülerfreundlichem und menschlich angenehmem Direktor Ernst Merker ich sofort und dann immerzu gut zusammenarbeitete,- es blieb ein Glücksfall, dass zwei Direktoren in *einem* Hause so gut miteinander auskamen. - Merkers Kollegium bestand bereits ein Jahr, meines musste erst gebildet werden.- Mit Rektor Karl Meyer in der gegenüberliegenden Hauptschule, die wenige Jahre später ein neues Gebäude neben der Realschule bezog, verstand ich mich ebenfalls sehr gut,- in allen Fragen des Schulversuchs stand er mir noch näher als Merker, denn er war ein engagierter Befürworter der Gesamtschule (eigentlich der Integrierten!), stieg auch als Teammitglied und -leiter tief in die Versuchsarbeit ein.

Zu wissen, wie viele *Schüler* in mein Gymnasium eintreten würden, hing davon ab, wie viele Geretsrieder, die vorläufig täglich ins Gymnasium nach Bad Tölz fuhren, gewillt waren, in unsere Schule überzuwechseln, was aber nur für die beiden untersten Jahrgangsstufen galt, denn wir durften nur mit den Klassen 5 bis 7 beginnen. Die eigentlich offene Frage blieben die Neuanmeldungen ins Gymnasium für die 5.Jahrgangsstufe 71/72, also die ersten, die nunmehr von mir aufzunehmen waren. Das geschah - nach einem überwältigend gut besuchten und auch inhaltlich gelungenen Informationsabend in der Turnhalle der Lederer-Schule - im Mai,- wir Aufnehmenden als Gäste in der Isardammschule agierend. Die Sekretärin, meine Frau und eine Kollegin aus Icking halfen mir dabei. Der Andrang war ungeheuerlich und übertraf alle meine Erwartungen (über 200 Kinder wurden angemeldet!). Die Prognose des Ministeriums erwies sich demnach als falsch. Wir mussten fünf Parallelklassen einrichten, in der 6.Jahrgangsstufe ergaben sich drei, in die 7. wechselten aus

Tölz so viele Mädchen und Jungen, dass wir zwei Klassen bilden mussten. Das ergab eine Schuleröffnung mit nicht weniger als 10 Klassen,- eine Seltenheit hierzulande! Und mit vielen Problemen verbunden: Wenn wir Glück hatten, konnten wir vorläufig zwar genau so viele Klassen räumlich unterbringen, aber bereits im zweiten Schuljahr könnte sich eine Überfüllung ergeben. - Genügend viele *Lehrer* beizubringen war Sache des Ministeriums, auf Grundlage des von mir errechneten Bedarfs, den ich mit der „Vorläufigen Unterrichtsübersicht“ am Salvatorplatz termingerecht abzuliefern hatte. Mittlerweile war im Amtsblatt des Ministeriums die Schulgründung publiziert und die Lehrerausschreibung so formuliert worden, dass man sich aus dienstlichen Gründen (und nicht etwa nur persönlichen) zur Mitarbeit am Schulversuch nach Geretsried versetzen lassen konnte,- was sehr hilfreich war und blieb, denn jeder, der sich hierher bewarb, konnte demnach sofort in die Versuchsarbeit eingebunden werden. Die Zahl der Bewerberinnen und Bewerber war groß, etliche stellten sich bei mir in Söcking vor; besonders erfreut war ich, wenn sich herausstellte, dass der/die Anwärter/in tatsächlich an einer Schulreform aus guten Gründen interessiert war; fast alle Kolleginnen und Kollegen dieser ersten Stunde (so bezeichnete ich alle, die uns in den ersten beiden Jahren zugewiesen wurden) blieben dieser Schule treu.

Vormittags hatte ich vorerst meinen Unterrichtsverpflichtungen in Starnberg ungekürzt nachzukommen, musste meine beiden 13.Klassen (die aus einer Teilung der zu groß gewordenen 12.Klasse hervorgegangen waren,- womit auch ich einverstanden gewesen war unter der Bedingung, dass ich dann eben beide als Abiturklasse behalten könne) - musste diese also auf die Prüfung vorbereiten. Es gab demnach viel Arbeit, und das steigerte sich im Sommer noch ganz erheblich,- aber keine Klagen meinerseits, denn ich hatte es ja so gewollt,- und ich hasste bereits damals das hierzulande so häufig demonstrativ geäußerte Selbstmitleid (meist zur Erhöhung der eigenen Bedeutsamkeit geäußert!).

Eine bescheidene Anfrage im Ministerium, ob ich bei dieser Doppelbelastung nicht wenigstens mit einem Fahrkostenersatz für die beinahe täglichen Touren ins Isartal rechnen könne, wurde abgewiesen, mein Dienstort sei ja immer noch Starnberg! - In Frau Kölzow fand ich eine Sekretärin, die ab sofort in dem einzigen Büroraum (mit Kanonenofen,- von einem rührend freundlichen Italiener gewissenhaft beheizt!) in der mickrigen, dunklen Baubaracke beim heutigen Sportplatz mir zur Hand ging,- auch wenn die polternden Bauleute hinter der hauchdünnen Wand nebenan mitunter so laut mit ihresgleichen umgingen, dass man kaum sein eigenes Wort verstand, geschweige ungestört telefonieren oder gar diktieren konnte. (Eines Abends im Herbst 1971 wurde ich, von mir unbemerkt, in meiner Direktorsbaracke tief eingeschneit,

gelangte, da beide Straßenverbindungen über Wolfratshausen blockiert waren, erst nach zweistündiger Rutschpartie über die Autobahn ab Beuerberg nach Söcking zu meiner ziemlich besorgten Frau, die telefonisch von meiner Verspätung zu verständigen ich glatt verschwitzt hatte.)

Vom Geretsrieder „*Elternkreis für eine Gesamtschule e.V.*“ erhielt ich mehr mentale Unterstützung, als zunächst erhofft. Erst nach und nach erfuhr ich hier, wie es dazu gekommen war, dass ausgerechnet in Geretsried ein Schulversuch mit der Gesamtschule eingerichtet wurde: Nämlich durch den sehr deutlich in die Öffentlichkeit getragenen Elternwunsch (formuliert durch eben diesen Kreis) nach einem solchen neuen Schultyp, angelehnt an die bekannt gewordenen Erfahrungen in Schweden, Großbritannien und Berlin, und ausgehend von neuen sozial-liberalen Bildungsideen, die von beinahe allen Medien (damals!) tagtäglich propagiert wurden;- zielgerichtet vornehmlich auch auf verbesserte Bildungschancen für bislang vernachlässigte Bevölkerungsschichten, also verknüpft mit dem Ruf nach größerer sozialer Gerechtigkeit auch im Bildungswesen. Der Weg dahin, so ihre Verfechter, sei nur möglich, wenn das bisherige sogenannte Dreigliedrige Schulwesen (Hauptschule, Realschule, Gymnasium) abgelöst würde durch eine Gesamtschule, wo alle Schüler eines Jahrgangs zunächst beieinander blieben, ehe sich dann durch entsprechende Differenzierungen allmählich mehrere Zweige ergäben, die den einzelnen Schüler je nach Begabung und Fleiß schließlich zu einem höheren oder niedrigeren Abschlussprofil hinführten. - Das alles faszinierte Eltern und Lehrer, es schien den Individualrechten und auch der demokratischen Festigung unseres Gemeinwesens mehr zu entsprechen als die Dreigliedrigkeit, die eher von einem vordemokratischen Ständebewusstsein geprägt worden war, auf das man nunmehr („mehr Demokratie wagen“!) meinte verzichten zu können. - (Nachtrag 2002: Die berühmt gewordene „Pisa“-Studie (Schulleistungstest im europäischen Vergleich) hat diesen richtigen Ansatz unseres Schulversuchs vollauf bestätigt,-auch in anderer Hinsicht,- der Leser möge aufmerken!)

In Geretsried hatte es darüber heftige Diskussionen im Saal der evangelischen Petruskirche gegeben,- die Vertreter des Ministeriums weigerten sich zunächst, im neu erbauten Schulzentrum an der Stifterstraße einen solchen Schulversuch zu installieren, gaben dann aber nach, als sich der Kompromiss abzeichnete, hier keine Integrierte, sondern eine Kooperative Gesamtschule ins Leben zu rufen, bei der die drei bisherigen Schularten zwar zu einer Gesamtschule in Teilbereichen zusammengeschlossen würden, aber jede in ihrer bisherigen Selbstständigkeit dennoch weitgehend erhalten bliebe.- Kreisrat und Stadtrat hatten dem mittlerweile zugestimmt.- Das etwa der Stand bei meinem Erscheinen auf der Bildfläche.

Bei einer abendlichen Zusammenkunft mit dem „Elternkreis“ schien ich mit meinen (damals noch recht vagen) Vorstellungen und auch als Person Anklang zu finden, man hatte sich wohl schon damit abgefunden, dass sowohl kein Berliner (!) als künftiger Gesamtschulleiter berufen werden könne als auch die Integrierte GS (und nur die sei ja eine echte!) derzeit nicht zu erwirken sei.- Ich erinnere mich noch lebhaft meiner Gefühle auf der mitternächtlichen Heimfahrt: Zum ersten Male empfand ich so etwas wie Triumph, eine ungeheure Genugtuung über meinen Entschluss, mich dieser Aufgabe zu stellen,- und momentan eine kaum noch zu zähmende Ungeduld, mich ausschließlich dieser Arbeit widmen zu können.

Dass noch viel Wasser die Isar hinunterfließen musste, ehe dann nach zahlreichen Sitzungen und Tagungen in München und Dillingen endlich das *Profil* einer Kooperativen Gesamtschule feststand, auch die Schulordnung (also der Rechtsrahmen) dafür und zusätzlich eine eigene Schulordnung für den Schulversuch mit der schulformabhängigen Orientierungsstufe --- und was sonst noch alles im personellen und administrativen Bereich geschah beziehungsweise zu erledigen war,- all das habe ich in meinem Buch „Erinnerte Geschichte der Gesamtschule Geretsried, Gymnasium“ (Selbstverlag, 1992) ausführlich dargelegt und muss es deshalb hier nicht wiederholen. Zwar äußerte ich mich auch dort, allerdings etwas zurückhaltend, über Biografisches,- was nun aber hier etwas breiter ausgemalt werden darf. Ich will also - (auch aus der (nicht ver-)klärenden Distanz meines nunmehr zehnjährigen Ruhestands) - persönlicher als dort zurückblicken und manches auch freimütiger einschätzen und werten, als in einer „Geschichte“ angebracht war.

Die *Aufgabe* lautete zunächst: Gleichzeitige Gymnasialgründung und Beginn eines Schulversuchs. Vom Ministerium wurde ich nicht nur zum Gymnasialleiter, sondern auch zum „Federführenden Leiter des Gesamtschulversuchs“ ernannt, war also in beiden Funktionen verantwortlich für Richtung und Weg.

In wenigen Wochen waren wir uns im Dreierdirektorium wie in den Kollegien über die beiden Schwerpunkte des Versuchs einig: Einführung und mehrjährige Erprobung der „Kooperativen Orientierungsstufe“ in den 5. und 6. Jahrgangsstufen an Hauptschule und Gymnasium,- und ergänzend dazu: Bildung von sogenannten „Schulartübergreifenden Neigungsgruppen“ für alle Klassenstufen an den Nachmittagen, die in ihrer Durchlässigkeit zwischen den drei Schulen auch der sozialen Integration dienen sollten,- eben ein Stück praktizierter „Gesamt“-schule.

Und dabei blieb es im Wesentlichen während des ganzen kommenden Jahrzehnts,- abgesehen natürlich von den vielen sonstigen Kontakten zwischen den drei Schulen im gemeinsamen Schulzentrum, z.B. auch die curricularen Abstimmungen in einigen Fächern der Mittelstufe; ebenso die häufigen Umstufungen in der Mittelstufe zwi-

schen Gymnasium und Realschule. Und nicht zu vergessen die ganz banalen Alltagsfragen, ohne deren Klärung ein geordneter Schulbetrieb im gemeinsamen Schulzentrum nicht zu gewährleisten gewesen wäre,- schließlich sei hier schon auf die spätere Erprobung der Kollegstufe am Gymnasium hingewiesen.

In paritätisch besetzten *Fach-Teams*, die sich hervorragend bewährten und sehr viel zu unserem pädagogisch orientierten Schulklima und auch zu menschlicher Nähe beitrugen, erarbeiteten zahlreiche Hauptschul- und Gymnasiallehrer die laufend anzuwendenden Unterrichtssequenzen in den Fächern Deutsch, Mathematik, Englisch, Technisch Werken und Physik/Chemie der Orientierungsstufe, mit dem Ziel, dass die Schüler beider Schulen (die Realschule begann ja erst mit der 7.Klassenstufe) dieselben Grund-Lehrpläne hatten,- allerdings abgestuft im Schwierigkeitsgrad, denn die Gymnasiasten konnten (und sollten!) natürlich mehr leisten als die Hauptschüler,- (noch einmal dann streckenweise weiter differenziert in der Hauptschule zwischen den dort Guten und den besonders Schwachen). Ziel dieser sehr mühevollen und zeitaufwendigen Unterrichtsabstimmungen war es, die beiden Schularten nicht zu früh so hoffnungslos auseinander driften zu lassen, dass eine Umstufung einzelner Schüler von der einen in die andere Schulart unmöglich würde (- und so war und ist es ja tatsächlich auch heute noch, landesweit!). Dieses bezog sich sowohl auf überforderte Gymnasiasten (die nicht halten konnten, was die abgebenden Grundschulen ihnen an gymnasialer Befähigung bescheinigt hatten) als auch auf Hauptschüler, die sich als unterfordert erwiesen und die, wer weiß aus welchen Gründen, den Eintritt ins Gymnasium verpasst hatten und nun nachträglich die Chance eines Wechsels erhalten sollten.- In einer Projektgruppe entstanden ausgezeichnete Unterrichtsmodelle für den Deutschunterricht in der Orientierungsstufe,- sie ruhen nunmehr ungenutzt in irgendeiner Ablage im Ministerium!

Parallel dazu entwickelten wir ein *Beratungs-* und Beobachtungssystem, das darauf gerichtet war, den Schüler in seinem schulischen Mittun und seinen Fähigkeiten möglichst genau kennenzulernen,- in das auch die Eltern durch häufige Gesprächskontakte und sonstige Informationsveranstaltungen („Klassenstufenabende“) miteinbezogen wurden,- immer das gemeinsame zentrale Ziel vor Augen, während der zweijährigen Orientierungsstufe zu überprüfen, an welcher weiterführenden Schule der junge Mensch ab der 7.Klasse am besten aufgehoben sei,- ob also seine (seit jeher ja nicht stichhaltig genug abgesicherte!) Zuweisung zu seiner jetzigen Schule seinerzeit richtig gewesen war, oder ob sich in dieser Beobachtungsphase andere Aspekte bezüglich seiner weiteren Schullaufbahn ergeben hätten. Da die unterrichtenden und beobachtenden Lehrer prinzipiell von der 5.Klasse in die 6.Klassenstufe mitwanderten, und da zusätzlich die in einer mit Fachleuten besetzten Projektgruppe entwickelten und laufend verbesserten Tests das Begabungsprofil des einzelnen ab-

fragten, hatten wir am Ende der Orientierungsstufe viel Belegmaterial zur Hand, um in einem umfänglichen Gutachten (in sehr ausgedehnten Sitzungen erarbeitet und eingegangen in das Übertrittszeugnis in die 7.Klasse) den Eltern eine gut untermauerte Empfehlung auszusprechen,- die dann von diesen auch weitgehend angenommen wurde (jahrelang z.B. bei der Empfehlung, nicht im Gymnasium, sondern in der Realschule die Schullaufbahn fortzusetzen, über 80%!)- eben weil sie uns Kompetenz und gute Arbeit zutrauten.

Ohne viel Aufhebens verfolgten wir auch das Ziel, dem sozial schwächeren Bevölkerungsteil, bei uns in Geretsried etwa die recht zahlreich angesiedelte Arbeiterschaft, den Zugang zu einer höheren Bildung zu erleichtern,- den Eltern also klarzumachen, dass es keineswegs schicksalhaft so bleiben müsse, dass Arbeiterkinder fast nur die Hauptschule, die Kinder des Mittelstands vorwiegend die Realschule und der Nachwuchs aller Höhergestellten selbstverständlich das Gymnasium zu besuchen hatten,- dazu bedurfte es aber gewisser Ermunterungen, die wir eben mit unseren Beobachtungen und Folgerungen zu leisten versuchten. Tatsächlich nahm von allem Anfang an der Anteil der Unterschicht-Kinder an unserem Gymnasium deutlich zu,--- ging dann allerdings in der zweiten Hälfte der Achtzigerjahre, in denen plötzlich von Bildungsreserve und Chancengerechtigkeit kaum mehr öffentlich die Rede war, wieder zurück.-

-- (Die Annahme, dass ein Oberschicht-Kind,- im Gymnasium aus Gründen mangelhafter Begabung oder ungenügenden schulischen Bemühens deutlich überfordert und deshalb von uns in eine weniger anspruchsvolle Schulart empfohlen,- nun tatsächlich auf Dauer einen eher mittelmäßigen Bildungs- und Berufsweg einschlagen würde, trog allerdings insofern häufig, als ich wiederholt beobachtete, wie Kinder aus gehobenem Milieu von ihren Eltern fast immer wieder „aufgefangen“ wurden (Papa wird's schon richten!) und dann doch noch einen gehobeneren Berufsweg fanden,- während die schulisch gescheiterten Jugendlichen aus der Unterschicht überwiegend dazu verurteilt blieben, ausbildungsmäßig unentrinnbar ihrer bisherigen Schicht auch weiterhin anzugehören, --- Erscheinungen, die einer viel grundsätzlicheren Debatte, als wir sie damals führen konnten, bedürften, um das komplexe Thema einer wirklichen Chancengerechtigkeit in unserer deutlich geschichteten Gesellschaft zu klären,- immer auch eingedenk historischer Erfahrungen, die uns bestätigen, wie nötig es wäre und auch noch ist, dass die Oberschicht (nennen wir sie wahrheitsgemäßer: die Oberklasse) sich durch tüchtige Aufsteiger regeneriert und nicht immer wieder die bereits Wohlsituierten in Beruf und Gesellschaft die Schlüsselpositionen einnehmen. - Ein weites Feld...) --

Ziel unserer Orientierungsbemühungen war es auch, zu verhindern, dass immer noch so viele Gymnasiasten in der Mittelstufe den Anforderungen dieses Schultyps nicht

gewachsen waren, also vorübergehend oder dauernd scheiterten und mit diesem Bewusstsein des Gescheitertseins fertig werden mussten,- kein angenehmes Schülerschicksal in einer Gesellschaft, die so erfolgsorientiert ist wie die unsere. Viele rechtzeitig in die Realschule eingestuften Gymnasiasten blühten dort förmlich auf,- ich sah sie ja täglich in den Pausen. Man ersparte ihnen eben den zu großen Druck und ein Scheitern,- und so mancher von ihnen setzte dann seine nunmehr erfolgreichere Schullaufbahn nach dem guten Realschulabschluss an einer Fachoberschule fort,- danach oft Student an der Fachhochschule, etliche von dort auch an die Universität überwechselnd.

Damit beschreibe ich schon längst auch unseren *Weg* und streue bereits auch etliche *wertende Folgerungen* ein.

Dass ein sehr rasch anwachsendes Kollegium im Zuge der Erörterung grundsätzlicher Positionen und pädagogischer Ziele zu einer wirksameren Arbeitsgemeinschaft zusammenwachsen kann, erlebten wir in den von mir wöchentlich anberaumten pädagogischen Konferenzen, wo wir uns u.a. auch mit hilfreichen Texten Hartmut von Hentigs und Heinrich Roths auseinander setzten. So etwas waren die von anderen staatlichen Schulen zu uns versetzten Gymnasialkollegen nun wahrhaftig nicht gewöhnt, huldigte man dort doch im allgemeinen der (illusionären!) Annahme, die pädagogische Ausbildung habe ja bereits in den Referendar-Seminaren stattgefunden! - Wenn wir nach zwei Jahren - mittlerweile waren über zwanzig Kolleginnen und Kollegen zu uns gestoßen - von diesem Konferenzrhythmus abwichen, so nur aus dem einzigen Grunde: Die immense Arbeit in den Fachteams war so sehr angewachsen, dass wir uns eine solche interne Dauerfortbildung einfach zeitlich nicht mehr leisten konnten, zumal ja auch die (begrüßte!) Inanspruchnahme der Lehrerschaft durch die nachgerade haufenweise herbeiströmenden Eltern die vorhandenen Kräfte arg strapazierte. Aber die zugenommene pädagogische Orientierung war schon längst in die Fachteams übergeschwappt und trieb dort weitere Blüten.

An dieser Stelle wird es nötig, hervorzuheben, dass der große Fleiß dieses neugebildeten *Kollegiums* alle meine bisherigen Erfahrungen sprengte: Man widmete sich hingebungsvoll den neuen Aufgaben,- die Frage, wie viel Zeit man aufwende (oder gar wer sie einem bezahle!), trat völlig zurück hinter die Überlegung, wie viel Arbeitsbelastung man aushalte, ohne seiner Gesundheit zu schaden. Dass eine solche Hingabe an die gemeinsame Sache vermutlich nicht übermäßig lange durchzuhalten sei, war mir bald klar,- und dieser Leistungsdruck ließ dann ja auch in jenem Maße nach, wie weit wir eben mit unserer curricularen Grundlagenarbeit gekommen waren. Die Nachbarschulen in Markt Oberdorf und Schongau, auch sie kooperativ

angelegt, halfen uns gelegentlich mit den Ergebnissen ihrer Arbeit, wir ihnen mit den unsrigen,- es gab einen lebhaften Austausch an Erfahrungen und Arbeitspapieren und viele Begegnungen dort oder bei uns.

Einen hohen Stellenwert nahmen die „Schülerbesprechungen“ ein (die ich ja an der Waldorfschule so sehr schätzen gelernt hatte). Sie entwickelten sich zunehmend zu einem ganz wesentlichen Instrument unserer internen Fortbildung und sorgten dafür, dass alle miterlebten, wie auch die vornehmlich fachlich vorgebildeten Gymnasiallehrer sehr wohl imstande und auch willens sein können, ihre Lehrtätigkeit auch auf die Auswirkungen auf den einzelnen Schüler abzustellen und obendrein permanent dessen Entwicklung wahrzunehmen. Treffend gelungene Analysen belegten immer wieder, dass wir nicht, wie sonst weitgehend üblich, nur die erbrachten Schülerleistungen ins Auge fassten, sondern ebenso aus dem allgemeinen Verhalten des Schülers abzulesen versuchten, wie es um ihn persönlich stand und welche pädagogischen Maßnahmen seine Entfaltung unterstützen könnten. Und darauf kam es mir immer wieder besonders an: Nicht stehenzubleiben bei der Begutachtung der Lernerfolge und bei einer gelungenen Zustandsbeschreibung, sondern, falls nötig, spezielle Formen der persönlichen Zuwendung zu finden und dann auch anzuwenden. Wie sehr Eltern, aber auch Schüler, diese Bemühungen honorierten, bewies auch das in diesen Versuchsjahren geradezu enorm ansteigende Ansehen dieser neugegründeten Schule: Man anerkannte den Einsatz, wusste, dass ein Gymnasiast hier genauso gut gymnasial ausgebildet wurde wie anderswo, dass er sich aber gleichzeitig in einer angstfreien Schule befand, in der man mit Verständnis und herzhafter Hilfe rechnen konnte,- dass hier nicht Leistung allein die pädagogische Messlatte war, sondern ebenso die allgemeine Entwicklung und vornehmlich auch das zu festigende Sozialverhalten,- und dass diese neue Schule außerdem eine Fülle weiterer Angebote bereithielt, die es sonst nirgendwo gab,- ich meine die *Neigungsgruppen*.

Vormittags „Pflicht“, nachmittags „Kür“, lautete eine meiner oft wiederholten Parolen (die man ja braucht, um sein Profil deutlich zu machen!). Da es in den Siebzigern erst wenige Angebote an außerschulischer Betätigung für Kinder und Jugendliche gab, wurden die Neigungsgruppen geradezu einer unserer Schlager,- von den Schülern aller drei Schulen sehr willig angenommen, ganz besonders von den Gymnasiasten. Aber auch die Lehrer waren davon angetan, bot sich ihnen doch so die Gelegenheit, jene Addita ihres Könnens und Wissens einzubringen, von denen sie annehmen konnten, dass sie den Jugendlichen gefielen und nützten und die sie im eigenen Pflichtunterricht nicht oder nur sparsam verwerten konnten,- vielfach gerade die Gegenstände ihrer eigenen persönlichen Neigungen und Studien! - Die jeweils zu Schuljahrsbeginn am Schwarzen Brett angeschlagene Liste der angebotenen Kurse,-

auch, wie ich hörte, tagelanger Diskussionsgegenstand in manchem Elternhaus! -, war beachtlich; auf dem Höhepunkt unserer Versuchsarbeit enthielt sie bis 60 Kurse pro Woche (besucht von etwa 1000 Schülern, geleitet von den Lehrern aller drei Schulen),--- endlich, so folgte ich, eine Schule, in der es nachmittags nur so von aktivierten Schülerinnen und Schülern wimmelte! - Unmöglich, hier annähernd alle Kurse aufzuzählen,- sie reichten von vielen Sportgruppen und musischen Beschäftigungen zu Kursen über das richtige Lernen des Lernens; über Sprach- und Fremdsprachengruppen bis zum Funkerkurs (in unserer eigenen Funkstation,- mit anschließender amtlicher Funkerprüfung, die u.a. auch mein Sohn ablegte), dem Kurs in Astronomie (in unserer allmählich mit Fernrohren bestückten Sternwarte bald ergänzt durch Sternbeobachtungen;- daraus entwickelte sich dann unter der Regie von Kurt Motl der für jedermann zugängliche Sternwarte-Verein), von Orchester- und Theatergruppen bis zur Filmgruppe von Wolfram Weiße, die in den folgenden Jahrzehnten mit penetranter Regelmäßigkeit zahlreiche Preise bei den diversen Festivals abräumte und in der ganz besonders intensiv jugendbezogen gearbeitet wurde.- Da alle diese Kurse freiwillig besucht wurden (es gab weder eine Überprüfung der Anwesenheit noch eine Zeugnisbemerkung oder gar -note) und zahlenmäßig überschaubar blieben, wurden sie zu einer besonders wirksamen Begegnungsstätte zwischen Schülern und Lehrern. Ohne dass ich dieses quantitativ je hätte messen können, was aber die Richtigkeit meiner Einschätzung keineswegs einschränken dürfte, trugen diese nachmittäglichen Neigungsgruppen sehr viel zu unserem Schulklima bei. Vor allem lernten auch die Schüler ihre Lehrer von einer anderen Seite und näher kennen. Natürlich war man auch hier vor manchen Überspitzungen nicht gefeit, sowohl was den Lehrereinsatz als auch was die Hingabe gewisser Schüler anbelangte, aber ich bin mir sicher, dass mancher Schüler erst über diesen so wichtigen Umweg auch in seinen sonstigen pflichtgemäßen Lerntätigkeiten positiv eingestimmt wurde,- dass er einfach ein anderes Verhältnis zu seiner Schule gewann. Die Genehmigung, solche Kursstunden dem Stundendeputat der Kursleiter wenigstens in gewissem Umfang anrechnen zu dürfen, musste wiederholt ziemlich hart im Ministerium erkämpft werden,- sie wurde dann in den Achtzigern in jenem Maße eingeschränkt, wie die außerschulische Jugendkultur allgemein zunahm und deshalb auch der Schülerzustrom zurückging,- und speziell das Interesse am Schulversuch in der Administration abnahm und sich obendrein der (keineswegs stichhaltige, dennoch allzu oft wiederholte) Grundsatz dort durchsetzte, ein Schulversuch müsse unter „Normalbedingungen“, d.h. bar jeder personellen und finanziellen Bevorzugung, durchgeführt werden,- womit ich überleite auf den Bereich der sogenannten „*Wissenschaftlichen Begleitung*“ unserer Versuchsarbeit. Natürlich unterlag ich bereits als Gymnasialdirektor der üblichen mehr oder weniger

nötigen Berichtspflicht nach oben; sie war minimal, gemessen an dem, was wegen unseres Versuchs fortlaufend irgendwohin zu melden war: Nach Bonn etwa in Form unserer zu begründenden Anträge auf Versuchsunterstützung durch den Bund, leider verknüpft mit den nachzuliefernden aufwendigen „Verwendungsnachweisen“ usw.,- aber hier nun meine ich nicht die üblichen Reflexe auf die Verwaltung von oben, sondern die *Wissenschaftliche Begleitung* des Schulversuchs durch die beiden Bildungsinstitute im Arabella-Park Münchens.

Sie fand nicht statt! Zwar gab es einen bekannt rührigen Professor am Institut für Bildungsforschung, der sich mit Fragen der Bildungsplanung und insofern auch mit Gesamtschulversuchen im Freistaat zu befassen hatte, aber dieser Herr orientierte sich vornehmlich an seiner eigenen These, dass man dem Reformdrang am besten genüge, wenn man Schulen, die diese oder jene Veränderung dringend wünschten, einen gewissen Freiraum böte und dann *beobachte*, was daraus würde. Einmal ganz abgesehen davon, dass in Geretsried ja gar kein Kollegium bestanden hatte, das zu solchen Reformen von sich aus hätte „drängen“ können (denn die Schule existierte ja gar nicht, und der „Versuch“ war anfangs nur ein angeordnetes Phantom), lehnte ich diese Form der Wissenschaftlichen Begleitung prinzipiell ab, was ich auch sehr deutlich im Ministerium den für die Versuchsschulen zuständigen Referenten sagte, weil eine solche „Nur-Beobachtung“ die viel dringender benötigte laufende Unterstützung, nämlich eine kompetente wissenschaftliche *Beratung* durch die Institute, gewissermaßen ausschloss. Ich konnte mich nicht durchsetzen,- musste fassungslos hinnehmen, dass es zwar offenbar Institute gab, die Schulversuche europaweit beobachteten, die aber nicht willens waren oder in die Lage versetzt wurden, uns fortlaufend beratend zur Seite zu stehen. Was doch im Klartext nichts anderes bedeutete, als dass man uns wertvolle Erfahrungen, die andernorts bereits gemacht worden waren, vorenthielt,- so dass wir gewissermaßen gezwungen wurden, bei Null anzufangen und dabei ganz und gar auf unsere beschränkten und zufälligen Einsichten und begrenzten Fähigkeiten angewiesen blieben. Das war in meinen Augen keine wissenschaftlich solide Wissenschaftliche Begleitung, hier steckte irgendein Wurm drin! - Ein anderer, nicht zweifelsfreier Grundsatz unserer „Begleiter“: Bei dem häufig erhobenen Zahlenmaterial ging es ausschließlich um erzielte Schülernoten in den Kernfächern, die mit den Ergebnissen (= Noten!) anderer Nicht-Versuchsschulen verglichen wurden. Auf *dieser* Grundlage sollte dann nach einer fünfjährigen Versuchsphase ermittelt werden, ob die Versuchsschulen effizienter oder weniger erfolgreich als die übrigen gearbeitet hatten. Ganz abgesehen davon, dass man eine solche „Noten-Ausweisung“ wegen gewisser Unterschiedlichkeiten von Schule zu Schule (was mit Versuchsarbeit ja gar nichts zu tun hat) nur als ein recht relatives Messinstrument ansehen kann, blieben bei derlei „Messungen“(?) alle anderen Fak-

toren, die etwas über Wert oder Unwert einer Schule oder Schulart aussagen, völlig unberücksichtigt. Ein solch einseitiges Messen des Versuchserfolgs trug den zusätzlichen Widerspruch in sich, dass Gesamtschulen ja nicht entstanden waren, weil man das in Noten messbare Lernergebnis durch sie verbessern wollte - (die uralten Lernmethoden an unseren Schulen hätten auch ohne die Gründung von Gesamtschulen reformiert, also verbessert werden können,- deren überzeugend begründete Absichten doch auf ganz andere Ziele, vornehmlich gesellschaftlicher und sozialer Art, gerichtet waren). - Begründet wurde diese skurrile Einseitigkeit in den Erhebungen unserer „Begleiter“ damit, dass etwa der ganze soziale Lernzuwachs, auch das Schulklima und all das, was man Schülern ansonsten zu ihrer besseren Entfaltung auf ihren Lebensweg gesundheitlich, psychisch, sozial und initiativ mitgibt, nicht messbar sei,- was mir zwar bedingt einleuchtete, weil ich solche Messmethoden auch nicht kannte, was aber deswegen noch keineswegs bedeutete, dass es solche wichtige Versuchsergebnisse nicht tatsächlich gäbe. Wir, die hier Wirkenden, stellten sie doch täglich fest, und wir hatten sehr wohl Vergleichsmaßstäbe mit anderen Schulen, an denen wir vordem gewirkt hatten! Es läge, so meinte ich, an den Instituten, solche Messmethoden zu entwickeln,- aber darum kümmerte man sich dort überhaupt nicht.- Für das zweite Institut, das Gymnasialpädagogische, existierten wir offensichtlich gar nicht,- keine einzige Anfrage von dort an uns in all den Jahren,- und dabei waren wir doch zentral auch als Gymnasium an einem solchen Schulversuch beteiligt. Es fällt mir schwer, so ein Defizit nur als übliche bürokratische Ignoranz zu deuten,- das hatte Methode! - Ein weiterer bedeutungsvoller (logischer!) Irrtum der uns begleitenden Projektgruppe, auf den ich allerdings leider erst verspätet stieß, als mir die schriftliche Versuchsauswertung vorlag (ein dicker, geradezu unlesbarer, inzwischen vermutlich eingemotteter Auswertungsbericht, der wahrscheinlich von niemand anderem gelesen wurde außer denjenigen, die Material brauchten, um die Beendigung der Versuche begründen zu können): Immer noch auf den Noten-Leistungserfolg fixiert, wertete die Projektgruppe nämlich alle Gymnasiasten, denen wir den Übertritt in die Realschule am Ende der Orientierungsstufe empfohlen hatten und die unserem Rat gefolgt waren, als Schüler, die das Klassenziel nicht erreicht hatten,- eine Folgerung, die nur wider besseres Wissen gezogen worden sein konnte! Denn fast alle Überwechsler hatten ja laut gymnasialer Schulordnung das Klassenziel notenmäßig eindeutig noch erreicht,- sie hatten aber trotzdem eine Umstufungsempfehlung bekommen, weil wir auf Grund unserer zweijährigen Beobachtung eine weitere gymnasiale Schullaufbahn (vornehmlich wegen der 2.Fremdsprache und Mathematik) pädagogisch nicht empfehlen konnten. Das festzustellen, war ja gerade zentrale *Aufgabe* unseres Schulversuchs. In meinen Augen war eine solche Wertung kein sachlicher Irrtum der Begutachter, sondern eine gera-

dezu unanständige Verfälschung,- gewissermaßen: Sehet nur her, wie hoch der Prozentsatz der gescheiterten Gymnasiasten in dieser Orientierungsstufe ist! Einfach absurd, zumal es durch unsere Zuweisungen an eine andere Schulart ja gerade darum ging, ein Scheitern in der Mittelstufe des Gymnasiums rechtzeitig zu verhindern, (- was übrigens tatsächlich in hohem Maße an unserer Schule eingetreten war und was man nur als großen (auch humanen!) Erfolg bezeichnen kann). - Das alles nur *kleine* Einblicke in die *großen* Ungereimtheiten der Versuchsauswertung,- es beeindruckte uns allerdings wenig, auch unsere Empörung hielt sich in Grenzen, denn wir wussten uns inzwischen in einer Schule, die wir (samt Schülern und Eltern) als einen Fortschritt in beinahe jeder Hinsicht einschätzten,- und nur darauf kam es an!

Trotzdem (oder gerade deshalb) die kritische Selbstbefragung: Was hat der Versuch nun *nicht* gebracht? Nicht gelungen ist die curriculare Annäherung der drei Schularten. In der Mittelstufe durften wir das gar nicht anstreben, aber auch in der Orientierungsstufe stießen wir trotz unserer Bemühungen bald an schwer überwindbare Grenzen. Es stellte sich heraus, dass die Vorsortierung in Gymnasiasten und Hauptschüler,- bereits in den abgebenden Grundschulen erfolgt!-, geradezu unüberbrückbare unterschiedliche Niveaus bewirkt hatte, die trotz des von uns erarbeiteten Lehrplans zu einer Überforderung an der Hauptschule führte,- man sah sich dort permanent zu gewissen Abstrichen gezwungen. Andererseits durften die Gymnasiasten keinesfalls unterfordert bleiben,- worauf ich stets ganz besonders zu achten hatte, denn in dieser Sache mussten wir zuverlässig den landesweit gültigen gymnasialen Anforderungen entsprechen. - Äußerst sparsam blieben auch die Umstufungen am Ende der Orientierungsstufe von der Hauptschule ins Gymnasium,- selten gab's Umstufungen vom Gymnasium in die Hauptschule,- sehr häufig dagegen die vom Gymnasium und der Hauptschule in die Realschule (die damals ja erst mit der 7.Klasse einsetzte); relativ wenige Umstufungen in der Mittelstufe von der Realschule ins Gymnasium, häufiger aber die freiwilligen Umstufungen aus der Mittelstufe des Gymnasium in die Realschule, (wenn sich herausstellte, dass sich trotz unserer positiven Begutachtung am Gymnasium in der Mittelstufe schulische Schwierigkeiten einstellten, die an der Realschule besser zu überwinden waren).- Ein sehr positives Versuchsergebnis blieb zwar die Annäherung der drei Schularten (man hatte sich kennen und schätzen gelernt; viele Vorurteile wurden ausgeräumt, etwa dieses, dass Gymnasiallehrer per se unpädagogische Lehrer seien, oder dass die zwar kinderfreundlicheren Volksschullehrer zu wenig Fachkompetenz besäßen),- für mich allerdings enttäuschend die etwas zögerliche Beteiligung der Realschule am Schulversuch,- wahrscheinlich doch so etwas wie eine mittelständische Vorsicht gegenüber allem, was in Veränderungen einmünden oder gar die eigene Bedeutung

einschränken könnte?

Aber erhalten geblieben ist uns noch etliche Zeit die Orientierungsstufe - (erst zwei Jahre *nach* meiner Pensionierung wurde der Schulversuch offiziell abgebrochen und die Schulbezeichnung „Gesamtschule“ abgeschafft) -: Meiner Überzeugung nach immer noch das beste mir bekannte System, um die richtige, weil gründlich erarbeitete Empfehlung für die weitere Schullaufbahn zu gewinnen. - Auf einer Sitzung im Ministerium, wo ich dem Ministerialdirektor über die Orientierungsstufe im Auftrag der übrigen anwesenden Schulleiter zu berichten hatte, sprachen sich alle 23 Direktoren solcher Schulversuche für deren Beibehaltung auch über den Versuchszeitraum hinaus, ja, wir gingen noch weiter und empfahlen dringend die landesweite Einführung,- was den MD nach seinen Worten so beeindruckte, dass er versprach, den Minister entsprechend zu unterrichten. Auch Minister Maier tauchte einmal auf und lauschte sehr aufmerksam mit schräggestelltem Kopf unseren Darlegungen,- er blieb allerdings zurückhaltender,- und es geschah nichts! Nach meiner Überzeugung konnte gar nichts geschehen, denn die staatstragende Partei betrachtete misstrauisch die Orientierungsstufe als mögliches Einfallstor in eine landesweit einzuführende Integrierte Gesamtschule (was doch keinesfalls folgerichtig so sein musste,- wir waren ja ein überzeugendes Gegenbeispiel!)- wobei mancher, der sich an solchen Diskussionen beteiligte, nicht einmal den Gegensatz zwischen integrierter Orientierungsstufe und kooperativer kannte,- (und sicher auch nicht einmal so recht wusste, worin sich eine Kooperative Gesamtschule von einer Integrierten überhaupt unterschied). (Schon wenige Jahre nach unserem Versuchsbeginn lag mir nur noch wenig an der Bezeichnung „Gesamtschule“; mir wäre „Kooperative Schule“ lieber gewesen,- übrigens auch sachlich richtiger. Grund solcher Überlegung: Sobald in einer Bildungsdiskussion das Wort Gesamtschule auftauchte, spaltete sich sofort emotional die Gesprächsrunde in heftige Befürworter und entschiedene Gegner,- „Gesamtschule“ war eben zu einem politischen Kampf-Reizwort verkommen!)

Dauernd geblieben ist unserer Schule vor allem die Fähigkeit eines Kollegiums, den Schüler als Person besser wahrzunehmen, ihn - und nicht den üblichen und vielfach unnötigen Verwaltungskrimskrams oder die ach so wichtigen Beamtenprobleme - ganz in den Mittelpunkt des Lehrerinteresses zu stellen und ihn nach besten Kräften zu fördern.

Um es einmal deutlich so auszudrücken: Ich wünschte *jeder* Schule ihren eigenen Schulversuch, der die Beteiligten zwingt, von grundlegenden Prinzipien ausgehend die schulische Menschenbildung endlich wieder einmal genau zu *überdenken* -

(selber, nicht anderen solches Denken überlassen, auch nicht den fast immer politisch eingefärbten Schulbehörden, die sich permanent und kurzsichtig in Tagesfragen verheddern!) Unser ganzes Bildungswesen bedarf ganz dringend erneuerter philosophischer und sozioanthropologischer Grundlagen - (und nicht nur ablenkender Organisations- und Finanzdiskussionen - vielfach arg populistisch eingefärbt!) -, um *dann* erst, auf Grund so gewonnener Einsichten und Zielvorstellungen, in der Praxis verbesserte Bildungsstrukturen zu planen und zu gestalten.

Das war und ist der eigentliche Vorsprung des Gymnasiums Geretsried gegenüber anderen Schulen: Die infolge dieses so mühevollen und seitens der Politik so schlecht belohnten Schulversuchs erfolgte *Pädagogisierung*, - die mindestens so lang erhalten bleiben wird, wie die im Schulversuch gewonnenen Erfahrungen und Gestaltungsimpulse in den Köpfen (und vor allem in den Herzen) des hier wirkenden Lehrpersonals weiterleben - (vielleicht sogar auch weitergegeben und ständig erneuert werden?).

Aus heutiger Sicht und etwas pointiert ausgedrückt: Erst im Umweg über den Gesamtschulversuch ist es uns gelungen, ein etwas anderes, weil von vielen pädagogischen Impulsen erfülltes *Gymnasium Geretsried* zu entwickeln. - (Ein Schelm könnte meinen, wir, die Aktiven in der Schule draußen, hätten letztendlich das Ministerium ausgetrickst und säßen mit diesem Gewinn, der nicht wegzunehmen ist, deswegen eben doch am längeren Hebel.) - Die Zukunft wird zeigen, ob der Geist dieser Schule, - wenngleich sicher jeweils den wechselnden Lebensumständen da und dort angepasst -, sich aufrechterhält oder (es ist ein hartes Oder!) ob er nicht doch der um sich greifenden Ideologie der „ökonomischen Gläubigkeit“, die zunehmend auch die bisherigen Vorstellungen von Menschenbildung vollständig ihren materiellen Interessen unterzuordnen bestrebt ist, unterliegt. Setzt sich z.B. die penetrant geäußerte Forderung, unsere Gymnasien müssten noch viel enger mit der Wirtschaft zusammenarbeiten und vorwiegend dieser einen dienstbereiten Nachwuchs liefern, tatsächlich durch, bedeutete dies das *Ende* des Gymnasiums in seinem bisherigen Selbstverständnis und auch in seiner Bildungswirkung! - (Wenn das nur die Konservativen in unserem Lande endlich begriffen! - Und können sie so etwas tatsächlich wollen?)

Während des ersten Jahrzehnts nahm hauptsächlich der Schulversuch meine Zeit in Anspruch, aber ebenso wichtig war natürlich die Installierung des Gymnasiums, was, abgesehen von der ewigen Raumnot, die uns zwang, die Orientierungsstufe für fünfzehn Jahre in die inzwischen freigewordene Alte Stifterschule auszulagern, eigentlich keine sonstigen unüberwindbaren Schwierigkeiten bereitete. Schichtunterricht mussten wir gottlob nicht einrichten.-

Beinahe jährlich erweiterte sich die Lehrerschaft um etwa 10 Kolleginnen und Kollegen, die rasch integriert werden konnten, weil sich hervorragende Methoden entwickelt hatten, wie diese, meist jungen, Mitarbeiter/innen kompetent von den schon länger hier Anwesenden eingeführt und obendrein persönlich, ja herzlich aufgenommen wurden. Fast alle bei uns eingesetzten Referendare (über hundert an der Zahl!) hatten nichts Eiligeres zu tun, als sich im Anschluss an ihre hiesige Mitarbeit um eine Planstelle in Geretsried zu bemühen. Und sie wussten warum,- hatten doch gerade sie, die Herumgestoßenen, die Möglichkeit gehabt, Vergleiche mit vielen anderen Schulen anzustellen. Sie waren begeistert, in welcher ungezwungener Offenheit man ihnen hier begegnete,- auch dass man hier als ernst genommener Kollege freiherzig mit allen über alles sprechen konnte,- dass es im Kollegium weder Fraktionen gab noch andere kontraproduktive Machenschaften,- sie waren auch von der hiesigen Schülerschaft recht angetan - dieser einmaligen Mischung von Großstadtkindern und Provinzpomeranzen-, sie genossen den Respekt, der hier noch galt, und staunten darüber, wie positiv die meisten zu ihrer Schule eingestellt waren,- eine geradezu noch heile Zone anständigen Miteinanders in unserer immer schlimmer von Menschenunfreundlichkeit gebeutelten Welt.- Jahrelang fiel mir übrigens auf, wie unsere Schule in der letzten Ferienwoche von Schülern förmlich umlagert wurde,- als ob sie es nicht erwarten könnten, dass es endlich wieder losgehe,- eine in meiner eigenen Schulzeit unvorstellbare Erscheinung!

Einen Teil unserer spürbar wachsenden Souveränität verdankten wir vermutlich auch dem Umstand, dass wir als Schulversuch eine Sonderrolle einnahmen: Weder einer der wechselnden Ministerialbeauftragten machte bei uns seine übliche „Inspektion“ (durchaus möglich, dass er es auch deshalb nicht tat, weil er sich im Schulversuch zu wenig auskannte!), noch erschienen andere Schulaufsichtspersonen aus der Abteilung Schulversuche im Ministerium. Durch meine häufigen dortigen Aufenthalte war ich den Herren ohnehin stets greifbarer Gesprächspartner, man traute mir offenbar und hielt es deshalb nicht für nötig, sich „die Bücher offen legen“ zu lassen. Besonders der für die Gesamtschulversuche zuständige Ministerialrat, mit dem gemeinsam ich 1971 einmal im Schlafwagen zu einer Gesamtschultagung nach Köln gefahren war, begegnete mir stets freundlich und auch hilfreich (sofern er es konnte bzw. durfte).- (Leider war er in späteren Jahren, inzwischen zum Abteilungsleiter für die Gymnasien avanciert, etwas weniger nett zu meinem Nachfolger, der ihn wohl auch (unnötiger Weise?) ein wenig provoziert hatte,-- was, so merkwürdig ist es eben mitunter, besagtem Nachfolger zu einem nicht unwichtigen Achtungserfolg in den Augen des Kollegiums verhalf -),- kurz: man ließ mich gewähren, und ich dankte es diesen Herren, indem ich sie meinerseits möglichst in Ruhe ließ,- ihnen

also nicht Nüsse ins Haus schickte, die sie entweder nicht knacken konnten, nicht wollten oder wenn, dann nur unter großen Mühen.

Wichtig für uns war auch das Verhältnis zum Sachaufwandsträger, dem Landkreis und seiner Verwaltung, vornehmlich die Zusammenarbeit mit dem Landrat (drei erlebte ich als Schulleiter). Ich durfte zufrieden sein,- man behandelte mich durchaus ebenso freundlich wie die anderen Schulleiter,- auch wenn ich natürlich nicht alle meine Wünsche durchbrachte und das übliche politische Vorurteil unwiderlegbar im Raume stehen blieb,- dagegen war kein Kraut gewachsen. Die Geldquellen sprudelten nach der Errichtung des neuen Landkreises im Zuge der Gebietsreform sogar etwas reichhaltiger als vorher, die benötigten baulichen Erweiterungen (Anbau 10.Klassen, Erweiterung des Lehrerzimmer-Bereichs und der Bibliothek, Kollegstufen-Pavillon und schließlich, kurz vor meiner Verabschiedung, der große An- und Umbau (den ich noch selber mitkonzipiert hatte) im Kunst- und Musikbereich mitsamt den Raum-Umschichtungen bei der Physik, Chemie und Biologie und - Krönung aller baulichen Zugaben - die Errichtung der so dringend benötigten Aula. Letztere ein Unikum insofern, als eine Aula im staatlichen Schulbauprogramm gar nicht vorgesehen ist, also vom Staat auch nicht „bezuschusst“ werden konnte. Aber Landrat Dr. Huber setzte sie, zu meiner sehr großen Genugtuung, bei seinen Kreisräten dann doch durch,- vielleicht auch eine kleine Anerkennung für die vielen öffentlichen Veranstaltungen und den mittlerweile erworbenen Ruf dieser Schule. - Besonders dankbar war ich für den jährlichen hohen Betrag, der uns vom Landkreis zum Aufbau unserer Zentralbibliothek, die mir ganz besonders am Herzen lag, zur Verfügung gestellt wurde,- mit einem im Laufe der Jahre beachtenswert angewachsenen modernen Bücherbestand, genügend vielen Arbeitstischen für unsere Kollegiatinnen und Kollegiaten und sogar einer eigenen Bibliothekarin (die ich einfach von meinem Sekretärinnen-Deputat dorthin delegierte,- jahrelang in Sorge allerdings, die Regierung von Oberbayern werde das nicht dulden,- schließlich eine unangezweifelte Institution!).

Natürlich hatten auch wir unsere Neider,- vorwiegend an anderen Schulen. Unsere Erfolge wurden u.a. etwa so interpretiert, dass wir eben ein privilegierter Schulversuch seien,- was zumindest auf eine völlige Verkennung der hier geleisteten intensiven Arbeit hinausläuft. Man streute auch Gerüchte aus, die uns vielleicht schaden könnten,- etwa den Verdacht, an unserer Schule gäbe es Drogenprobleme (die es zeitweilig natürlich überall verdeckt gegeben haben dürfte,- aber eine Bestätigung war dann doch nicht beizubringen - übrigens blieb ich bis zuletzt immer ein wenig misstrauisch gegenüber allen lokalen Stellen, die mit Suchtprävention zu tun hatten; ich mutmaßte, dass in zu engem Kontakt mit ihnen in kurzer Zeit ebenso viele Dro-

genprobleme erst herbeigeredet würden, wie danach dann zu beheben wären);- es gab in den zwei Jahrzehnten miterlebter Schulgeschichte keinen einzigen Drogen-“Fall“, der polizeiliche oder schuldisziplinäre Untersuchungen nötig gemacht hätte (im Gegensatz zu mancher benachbarten Schule!).- Man verdächtigte uns sogar, das gymnasiale Lernniveau zu vernachlässigen,- der unwiderlegbare Gegenbeweis: beinahe alle unserer Abitur-Durchschnitte (zentrale Aufgabenstellung!) waren *besser* als der Landesschnitt;- man neidete uns die Neigungsgruppen, und wenigstens darin hatten die Neider wohl tatsächlich recht, sie waren und blieben etwas Beneidenswertes;- aber am meisten neidete man uns, dass Eltern und Schüler zu uns strömten, weil man diese Schule - die natürlich auch nicht fehlerfrei und schon gar nicht vollkommen war! - in einem umfassenderen Sinn als schülerfreundlicher als andere Gymnasien - (deren höchster Stolz-(Wahn) etwa eine hohe Auslesequote war!) - ansah;- mit einer solchen Einschätzung konnten wir leben,- sie hat uns nicht hochmütig werden lassen, aber sicher da und dort geholfen, wenn auch bei uns das eine oder andere schiefgelaufen war,-- und so ist das eben: dann kann man dort, wo Vertrauen herrscht (erworben wurde!), eher mit gelassener Nachsicht rechnen.

Oft bin ich gefragt worden, wie ich das zustande gebracht hätte,- diese als ein gutes Schulklima bezeichnete und angenehm empfundene Atmosphäre. Die habe nicht *ich* erreicht, sondern *wir*. Wie und warum das gelang, ist schwer zu erklären, denn dieser Prozess vollzog sich in vielen Jahren und setzte sich aus tausenderlei Einstellungen, Ereignissen und Entscheidungen zusammen. Will ich - als Autobiograf mich damit wohl etwas unbescheiden weit aus dem Fenster hinaus lehrend - *meine* Rolle beschreiben, so kann ich eigentlich nur einige Willensimpulse und Eigenschaften nennen, über die ich zufällig im richtigen Alter, zum historisch richtigen Zeitpunkt und am richtigen Ort bei der Lösung eben dieser Aufgabe verfügte :

- der Versuch, die gemeinsame Aufgabe, wo immer es ging, pädagogisch, also schülerorientiert zu begründen und zu gestalten,- unter Zurückdrängung aller anderen Aspekte,- etwa der formal schulrechtlichen (- der berühmte Strohalm, an den sich mancher unbeholfene Schulleiter klammert! -) oder administrativ angeordneten (- ich schlug z.B. am Schwarzen Brett nur unumgängliche, das heißt also wenige amtliche Anordnungen an, weil ich nicht wollte, dass in diesen Kategorien (mitsamt deren juristischer Sprache pur) Schule gedacht und geprägt wird;- statt dessen verfertigte ich handschriftlich viele eigene Erläuterungen, Anregungen oder Anweisungen, die ich persönlich am Anschlagbrett des Lehrerzimmers anheftete;
- grundsätzlich gewährte ich den mir Begegnenden einen Vertrauensvorschuss,

gemäß meiner Redewendung (die Umkehr einer von Lenin formulierten): „Kontrolle ist gut,- Vertrauen ist besser!“

- wo es sich machen ließ, äußerte ich keine Befehle, sondern „bat“, dieses oder jenes zu beachten oder zu erledigen,- ein solcher eingeschlagener Umgangston zwischen Vorgesetztem und Untergebenen wirkte sich sichtbar auf die Umgangsformen *aller* aus;
- ich konnte zuhören. Kam ein Kollege oder eine Kollegin mit einem Wunsch zu mir, verlangte ich zwar, dass diese „Idee“ bereits auf Realisierung -(hatten wir die Mittel, passte es zeitlich, wie wirkte sich das positiv aus u.dergl.?) - wenigstens vorläufig schon überprüft worden war,- gute Einfälle haben nämlich viele, aber eben auch manche illusorische! -; und man musste darüber hinaus bereit sein, sich selber für seine Idee einzusetzen, also selbst etwas tun. Traf das alles zu, konnte der Beantragende mit meinem Einverständnis, also mit meiner vollen Unterstützung rechnen. In späteren Jahren hörte ich genau heraus, ob jemand persönlich hinter dem stand, was er sich wünschte, oder ob er nur anregend flunkerte.- Insgesamt war ich natürlich beglückt, wie viele solcher Ideen an mich herangetragen wurden und wie viele Kolleginnen und Kollegen bereit waren, sich zum Wohle dieser Schule und ihrer Schüler auch über ihre Verpflichtungen hinaus zu engagieren (das war eben auch eine Klimafrage!); jede solche Initiative bedeutete in irgend einer Weise auch für mich noch mehr Arbeit,- und natürlich musste letztendlich ich sie verantworten,- aber sie nützte den Schülern und verstärkte auch unser Ansehen;-
- ich war immer ansprechbar,- vor allem für jene, die gerade etwas erlebt hatten, was sie aufwühlte oder bedrückte (was im Lehrberuf ja häufig vorkommt), solche Personen hatten Vortritt. In den Pausen hielt ich mich grundsätzlich in der Halle oder im Lehrerzimmer auf, wollte und musste sichtbar und natürlich immer gesprächsbereit sein,- das nutzten auch viele Schüler. - Hatte ich vor Ferienbeginn einer Kollegin oder einem Kollegen etwas Unangenehmes zu sagen, verschob ich das Gespräch, wenn es sich nur irgendwie machen ließ, auf ausgeruhtere Zeiten,- jetzt sollte erst einmal abgeschaltet und mit freiem Kopf unbeschwert Kraft getankt werden;
- vorübergehend geminderte Schüler- oder auch Lehrerleistung akzeptierte ich durchaus, wenn es sich nicht um Leistungsverweigerung oder Bequemlichkeit handelte. - „Du sollst Dir kein Bildnis machen“, dachte ich sehr oft,- deshalb meine mit ein wenig Verachtung für die ganze Systematik gepaarte Abneigung gegen das Verfertigen von Dienstlichen Beurteilungen (die mir leider Gottes alle vier Jahre geballt ins Haus standen (jeweils mehrere Dutzend!)), sehr viel Zeit und Kraft raubten und trotzdem in ihrer Effizienz für das Schulganze unerheblich

blieben!),- war auch ansonsten grundsätzlich gegen verbale Verfestigungen im Urteil über andere Menschen,- denen man doch immer wieder eine Chance zum Besseren einzuräumen hatte;

- vielleicht trug auch mein „Sie-zen“, - das ich, mit Ausnahme meines so tüchtigen Stellvertreters während der letzten Jahre, beibehielt und das sich von der um mich verbreiteten „Du-Form“ gewollt abhob,- dazu bei, dass eine gewisse Distanz zwischen den übrigen und mir bestehen blieb,- abgesehen natürlich davon, dass ich, vorteilhafter Weise, ein gutes Jahrzehnt älter war als die Runde der Lehrer der ersten Stunde;
- etwas zu entscheiden (ohne umständliches, oft eine gewisse Ratlosigkeit signalisierendes Vor-sich-hinwälzen) fiel mir nicht schwer,- ich erkannte bald, dass es mitunter sogar wichtiger ist, etwas *sofort* zu entscheiden, als dass die Entscheidung auch wirklich immer die absolut richtige sein muss. - Was nicht im Widerspruch damit steht, dass wichtige Fragen ausführlich und gründlich im Kreise der Zuständigen beraten werden müssen; aber dann kommt der Punkt, wo eben der Schulleiter, weil verantwortlich für das Ganze, eine klare Entscheidung treffen *muss*,- mit der müssen die Mitarbeiter rechnen können!

Welch hohen Stellenwert aber die Offenheit für eine erst in der *Beratung* zu findende Lösung haben kann, erfuhr ich unzählige Male. Schulleiter sollten zwar schon im Denken durchaus fix sein und gute Einfälle haben, aber sie sind nicht allwissend,- und zu vielen Malen erlebte ich, dass ich zwar mit einer vorgefertigten Meinung in die Beratung eintrat, am Schluss dann aber eine Lösung im Raume stand, die meiner Eingangsmeinung diametral entgegengesetzt war,- und ich war überzeugt, dass die gemeinsam gefundene Lösung tatsächlich die bessere war. Diesbezüglich befürchtete ich nie, einen Zacken aus meiner Krone zu verlieren,- weil das die Mitarbeiter spürten, sprachen sie offen mit mir. - Von diesen Lebenserfahrungen her leitete ich schon damals meine hohe Ansicht über Teamarbeit ab, die ich nicht nur täglich im Direktorat praktizierte, sondern die wir auch unseren Schülern in zunehmendem Maße beizubringen hatten.

(Das alles liest sich zwar angenehm, aber das eigentliche Teufelchen steckt im Detail der Frage, wer nämlich die Ergebnisse der Arbeit in einem Team verantwortet (persönlich oder kollektiv?). - Dieses Rätsels Lösung ruht noch im Schoße der Zukunft,- sie wäre dringend erwünscht, weil die Teamarbeit eben mitunter so schwer ankommt gegen hierarchische Strukturen,- auch im staatlichen Schulbereich!);

- ich wollte nicht beliebt sein, hatte aber nichts dagegen, dass ich es wurde. Beliebtheit um der Beliebtheit willen ist unsinnige Eitelkeit. Aber fraglos hat man eine bessere Position in den Fährnissen des Alltags, wenn die Menschen einem

vertrauen, weil man eben auch beliebt ist, denn das muss ihrer Meinung nach doch seinen Grund haben. Wer sich aber, auch als Schulleiter, beliebt machen wollte durch faule Kompromisse oder ungerechtfertigtes Entgegenkommen, wird nicht mehr lange beliebt sein. - Echte Beliebtheit muss sich auf Berechenbarkeit und Durchschaubarkeit gründen, auch auf zuverlässig eingehaltene Prinzipien und Zusagen, mit denen die anderen rechnen können. Streng in den Raum gestellte Anforderungen sind als solche keine Feinde der Beliebtheit;- aber es gibt auch eine Gnade des Herzens, vor der man sich auch nicht fürchten darf und die höher stehen kann als mancher Paragraph;

- am wichtigsten war es wohl, dass es mir mühelos gelang, mein Gegenüber, wer immer das auch sei, spüren zu lassen, dass ich mitfühlen konnte, was im Jugendlichen vorging, dass ich mich am jungen Menschen als einem Werdenden schlicht und einfach freuen konnte und dass ich bei vielen Kolleginnen und Kollegen erreichte, dass auch sie ihr „pädagogisch Herz“ nicht erkalten ließen;
- weniger gezielt, als vielmehr den Impulsen in einer vorgegebenen Situation entspringend, streute ich immer wieder in Einzelgesprächen wie in Konferenzen Sentenzen ein, die auf das grundsätzliche Selbstverständnis des Pädagogen und unsere gemeinsame Aufgabe in dieser Schule abzielten. Ich tat es eine Spur absichtsvoller dann jeweils in den Schluss- oder Schuljahrsanfangskonferenzen, gewissermaßen damit ein alle umschlingendes Band des Einverständnisses herbei redend,- was mir nicht immer, einige Male dann aber doch tatsächlich gut gelungen ist. Dabei scheute ich mich auch nicht, meine nie nachlassende Überzeugung von der hohen Würde des Lehrberufs durchscheinen zu lassen;-
- wir wurden mit der Zeit zu einer wirklichen „Schulfamilie“, - ein Wort, das ich zunächst scheute, weil es allzu oft auch von solchen gebraucht wird, denen es nicht oder kaum zusteht. Und natürlich ließen sich nicht alle, auch nicht alle Kolleginnen und Kollegen, „familiär“ einbinden;- aber die meisten genossen es. Das ergab sich gewissermaßen von selbst, wuchs langsam heran, war nicht „geplant“. Es hing wohl einfach damit zusammen, dass wir offen aufeinander zuzingen, uns mögen *wollten* und uns deshalb umeinander kümmerten. Weitgehend unbeabsichtigt fragte ich zum Beispiel in die Familienverhältnisse und andere Lebensumstände hinein, war immer wieder überrascht, wie gerne man darüber mit mir sprach,- ich erfuhr sehr viel Wissenswertes, was mir wesentlich erleichterte, diesen Menschen besser zu verstehen. Und wie viele Probleme sie hatten! Man sprach eben darüber,- dazu war das Bedürfnis hier draußen vielleicht auch größer als in einer Großstadt.- Darüber hinaus meinte ich beobachten zu können, dass gerade die dem Achtundsechziger-Jahr entwachsenen Kollegen/Innen ein großes Bedürfnis hatten, sich in einer *Gemeinschaft Gleichgesinnter* gegenseitig zu stär-

ken (sogar über gewisse Gruppentherapien) und sich miteinander und aneinander zu freuen,- deshalb vielleicht auch die auffallende Lust, alle nur möglichen Begebenheiten (vorwiegend Geburtstage) festlich zu begehen,- mit zunehmender (abnehmender?) Tendenz übrigens: erst nur die Sechziger, bald auch die Fünfziger,- inzwischen vielleicht schon die Vierziger?

Überhaupt die Feste: Es begann mit den Sportfesten im Isarau-Stadion und dann in der endlich fertiggestellten Dreifach-Turnhalle,- stets hervorragend moderiert von den Sportlehrer/Innen und begeistert aufgenommen von der in Geretsried ohnehin an allem Sport lebhaften Anteil nehmenden Bevölkerung. Gezeigt wurden vornehmlich die Unterrichtsabläufe in fast allen Sparten und auf allen Altersstufen, aber auch viele Spiele und Tänze - überragender Cancan etwa -, ebenso spannende Wettkämpfe, denen auch die Lehrer nicht immer entkamen.

Im Fasching gab es anfangs allgemeine Schulbälle, die sich aber nicht bewährt haben: links saßen die Schüler, rechts die Eltern, die Lehrer in der Mitte! - Gelungener der jeweilige Lehrerfasching im Kunstbereich, in z.T. prächtigen oder ausgefallenen Kostümen (einmal erschien ich als Punk),- regelmäßig dann die Faschingsveranstaltungen der SMV, nach Altersstufen unterteilt, in der bunt dekorierten alten Aula. - Im ersten Jahrzehnt besorgte der Elternbeirat, unterstützt von etlichen Mitgliedern des Kollegiums und Schülern, die großen Sommerfeste im Schulgarten in jeweils lustiger, durchaus familiärer Stimmung, auch hier gab's etliche Spiel- und Geschicklichkeitsstände und außerdem die Kartenverschickung mit Luftballon, der weiteste flog bis nach Brunn,- natürlich auch Bewirtung und laute Musik,- das alles von den Eltern gut angenommen,- ich dauernd unterwegs von Tisch zu Tisch, wie es meine Art war und blieb, dabei auch viel Gutes über unsere Schule erfahrend. Am selben Ort oder im Lehrerzimmer feierten die Lehrer ihren Schuljahresschluss, natürlich mit rauchendem Grill nebenan und einem gut gekühlten Bierfässchen, das in Bayern bei einem solchen Beisammensein nicht fehlen darf. - Die Abiturbälle feierten wir viele Jahre hintereinander in der Aula unserer Hauptschule,- jeder Abiturient (Abiturientin) steuerte Speisen bei, die Getränke gab's gottlob nicht umsonst. Schwierigkeiten bereitete die Aufsicht, also die Abgrenzung gegen die in unserem Landkreis auffallend häufig umherschwirrenden Nachtgeister verschiedenster Couleur, die unter Umständen sogar hätten gefährlich werden können,- und immer ein wenig problematisch die „freiwillige“ Anwesenheit einiger Lehrer bis zum Morgen grauen,- ganz im Mittelpunkt stand natürlich das Tanzen,- später wurde es dann auch üblich, dass Ehemalige sich hier wiedersahen. Seit mindestens einem Jahrzehnt feiert man nun etwas vornehmer in irgendeinem angemieteten Saal (warum eigentlich nicht in unserer neuen Aula?) mit dortiger Bewirtung. Das eigentliche Feiern des

Abiturs geschah aber anderswo: an der Isar oder in einem Dorfgasthof, vielfach auch in kleineren Gruppen daheim. (Ich immer ein wenig besorgt wegen möglicher Verkehrsunfälle zu später (oder früher) Stunde, wie ich sie wiederholt in Starnberg erlebt hatte.) - Ich weiß immer noch nicht, ob diese geradezu manische Feierei eine inzwischen landesübliche oder nur lokale Erscheinung war; ich staunte aber nicht wenig, welch exzessive Formen sie annehmen konnte,- beinahe anstrengender als der ganze Examensstress,- ein wenig wohl auch ein gewollter Wink mit dem Zaunpfahl, wie sehr man unter den Anstrengungen der Prüfung doch gelitten hatte!

Die offizielle Verabschiedung der Abiturienten vollzog sich immer in feierlichem Rahmen: Musik, etliche Ansprachen (nicht immer beglückend, weil oft endlos die sogenannten Grußworte gewisser Gäste), die Aushändigung der Zeugnisse durch den Schulleiter (die Absolventen stets eifrig sich gegenseitig beklatschend,- mit interessanten akustischen Akzenten für Einzelne), sodann die in manchen Jahren mit Spannung erwartete Ansprache des Abiturientensprechers (an vielen Schulen in den Siebzigern nicht nur sehr kritisch, sondern oft auch provokant,- bei uns gottlob z.T. auch kritisch, aber eigentlich nie ausfallend oder gar beleidigend). Es war eine meiner Ideen, dass die sogenannte „Verabschiedung der Abiturienten“ nicht alljährlich (und sich ähnlich wiederholend!) der Chef, sondern jeweils ein anderes, von mir dazu aufgefordertes Mitglied des Kollegiums vornahm: Hervorragende Ansprachen, natürlich jeweils sehr sorgfältig bereits während der Pfingstferien konzipiert, die der hiesigen Öffentlichkeit überzeugend darlegten, über welche guten Köpfe dieses Gymnasium verfügte. (Bei meiner Verabschiedung wurde mir eine gebundene Sammlung dieser mir sehr wertvollen Äußerungen überreicht.)

Natürlich ließ ich mich von niemandem (außer dem Hausmeister, der es unbedingt so wollte) mit meinem Titel anreden,- das war in den siebziger und achtziger Jahren eine Selbstverständlichkeit, zumal bei einem jungen Oberstudiendirektor (schon mit 43 trat ich ja in Geretsried an!),- und alle anderen im Hause verhielten sich ebenso.- Dass die mir eignende Ungeduld zu manchem Ungemach hätte führen können, war mir bewusst;- es bleibt merkwürdig genug: Im Dienst gelang es mir viel besser, sie im Zaum zu halten,- das gilt wahrscheinlich auch für manche andere Charakterchwäche,- man unterliegt - vor allem als ein ständig von so vielen anderen Beobachteter - automatisch am Arbeitsplatz einer wirksameren Selbstdisziplin,- das erleben andere an sich selber sicher auch. - Weniger selbstdiszipliniert meine ausgeprägten Rauchergewohnheiten während der ersten Geretsrieder Jahre. Zwar war der Rauchende damals noch kein Verpöner, galt aber als kein gutes Vorbild,- was sich wahrscheinlich der eine oder andere meiner vielen Besucher auch dachte. Doch dann war von einem Tag auf den anderen damit Schluss: Eine Erkältungskrankheit er-

leichterte mir die Entscheidung,- ich bot Besuchern zwar nach wie vor eine Zigarette an, habe aber seitdem keinen einzigen Glimmstengel mehr geraucht. Seither bemühe ich mich, passionierten Rauchern zu erklären, dass mir die Entwöhnung gar nicht schwer gefallen sei (was ja voll und ganz der Wahrheit entspricht!)- für mich fast unbegreiflich, dass ich diesen unproblematischen Schritt nicht schon früher gewagt hatte.

Natürlich konnte ich zornig werden, zumal wenn die Nerven ohnehin vibrierten, aber getobt habe ich selten, (- und auch dann immer mit sofort einsetzendem schlechten Gewissen),- am lautesten vermutlich eines Mittags auf dem Schuldach, wo ein Handwerker im Zuge der Dachsanierung um ein Haar die Schule angezündet hätte (Trauma jeden Schulleiters: die Schule brennt!). - Viele Sorgen, die ich mir machte, waren sicher unbegründet,- nicht aber die wegen nächtlicher Einbrüche: achtmal hatten wir solche ungebetenen Gäste im Haus, einmal knackten sie sogar meinen Tresor, der allerdings nur die Portokasse enthielt,- dabei mein Büro in eine Schamotte-Staubwüste verwandelnd. Während in früheren Jahren meistens die Lehrerschränke aufgesprengt wurden, richtete sich die Habgier mit der Zeit immer mehr auf technisches Gerät verschiedenster Art. Seit der Installierung von automatisch und unregelmäßig ein- und ausgeschalteten Leuchtröhren über den vielen Eingängen (fünfzehn!), hatten wir unsere Ruhe. - Beschädigungen gab es während beider Jahrzehnte nur wenige, mutwillige kaum; der schlimmste Vorfall: in einer Toilette der Realschule wurden alle Kachelwände sinnlos besprüht,- in derselben Nacht der Inhalt eines Feuerlöschers im Turnbereich verpulvert,- erwähnenswert hier nur deshalb, weil abends zuvor genau derselbe Unfug in einem Fernsehfilm vorgekommen war. - Als ich eines Samstags telefonisch aufgeschreckt wurde, die ganze Pausenhalle sei mit politischen Parolen besprüht, wurde die Sache insofern ernster, als sich der Staatsschutz sehr genau darum kümmerte und eine Verbindung zum damaligen Terrorismus meinte erkennen zu können; außer dass ich mir, zusammen mit einigen Kollegen, die Finger nachgerade krumm rieb, weil wir die Schmierereien bis Montagmorgen beseitigen wollten, hatte auch diese Missetat keine weiteren Folgen. - Wie Schüler geradezu behutsam mit unserem Gemeingut umgehen konnten, zeigte sich auch bei den Abiturstreichen,- sie wollten einfallsreich, aber nicht schädlich sein: also verklebten sie die Schlüssellöcher mit Tesafilm, bevor sie nächtens den Schnee an allen Außentüren meterhoch aufschaukelten und mit Wasser begossen.- Die Abiturstreiche, regelmäßige Erscheinung im Jahresrhythmus, waren ausnahmslos keine Racheakte, vielmehr in allen Fällen eine witzig gemeinte freundliche Abschiedsgeste gegenüber der Schule, an der man es offensichtlich ganz gut ausgehalten hatte: Der Kunstrakt verwandelte sich über Nacht in eine perfekte Geisterbahn mit gräulichen Stationen und schauerlichem Gewinsel (sieben Stunden

Arbeit von 100 Abiturienten/Innen);- der Gang im Verwaltungstrakt war morgens mannshoch mit Luftballons aufgefüllt, die nach „Freigabe“ von unseren Kleinen mit ohrenbetäubendem Krach zum Platzen gebracht wurden;- in der Pausenhalle parkten bedeutungsvoll vor Schulbeginn viele Autos und Motorräder (keine einzige Schramme hinterlassend!), usw.;- während der ersten Stunde feierte das jeweils die ganze Schule mit,- dann ging es wieder an die Arbeit!

Sehr zufrieden konnten wir übrigens all die Jahre mit der gering entwickelten Gewaltbereitschaft der Schüler aller drei Schulen sein,- ich könnte auch sagen: es gab keine. Wir vermuteten, dass die Art und Weise, wie man hier allen Schülern begegnete, sich darin positiv niederschlug,- vielleicht sogar auch eine etwas entferntere Auswirkung meiner entschieden pazifistischen Einstellung,- nämlich der ständigen Wiederholung, dass vorhandene Konflikte grundsätzlich nur mit friedlichen Mitteln zu lösen seien,-- (gerechterweise ist hier einzuschieben, dass während der Siebziger und Achtziger die Gesellschaft der Bundesrepublik insgesamt noch weniger aggressiv gewesen ist als heutzutage: noch waren die Kriegserinnerungen nicht vollends verblasst,- noch hatten sich die Folgen der unerbittlichen und mit beinahe allen Mitteln (harten Bandagen!) ausgetragenen Wirtschaftskämpfe nicht so tief ins allgemeine Bewusstsein eingegraben, ebenso wenig die aggressions-enthemmenden Grausamkeiten, die täglich und immer furchtbarer die Fernsehschirme füllen,- noch gab es auch keinerlei Gewaltbereitschaft als Ausdruck neuen(-alten) politischen Wahns.) -- Deswegen wohl auch die so gut gelungene Beilegung des sich an fast allen Schulen zuspitzenden Konflikts mit der sogenannten Friedensbewegung (auch von unseren Schülern aktiv unterstützt). Wir verboten ihre Bestrebungen nicht (wie hätte ausgerechnet ich das auch tun können!), sondern gestalteten gemeinsam und mit meinem vollen Einverständnis einen wohl alle, mich ganz besonders bewegendes Friedensgottesdienst in der Heiligen Familie,- ein wirklich denkwürdiges Ereignis unserer Schulgeschichte. - Die Gestaltung der vielen anderen Schulgottesdienste gehörte zu dem Gelungensten, was diese Schule fortlaufend hervorbrachte und noch hervorbringt,- natürlich von Schülern mitentworfen und -gestaltet und statt einer Predigt mit jeweils einem sinnlich-sichtbaren, symbolträchtigen „Ereignis“ im Mittelpunkt, das die Schüler faszinierte und auch von den Jüngeren gut verstanden wurde;- dabei - obwohl der Besuch natürlich völlig freigestellt war - stets in einem überfüllten Kirchenraum,- und selbstverständlich ökumenisch.- Als regelmäßigem Besucher dieser wunderbaren Gemeinschaftsveranstaltungen wurde mir dort bei meinem Abschied von dieser Schule eine plakative Dauereinladung überreicht, der ich seither immer gefolgt bin, mich auch jetzt noch immer wieder am Einfallsreichtum der Gestalter und der wunderbaren Fröhlichkeit unserer Schülerschaft erfreuend.

Große Sorge - um noch ein wenig bei meiner vielseitigen Schulleiterrolle zu verharren - bereitete mir Ende der Siebziger Jahre die plötzliche Zunahme extremer Einzelfälle, die meist darin gipfelten, dass ein Junge oder Mädchen sich aus dem Staube machte, in einigen Fällen sogar in suizidaler Absicht. Aufregende Tage und Nächte bei surrenden Telefonen, bis sich die Dinge wieder einigermaßen einrenkten. Anlass genug für uns, die Ursachen kennen zu wollen, damit wir besser gewappnet seien. Dazu verhalf uns schließlich ein System, wie es wohl an keiner anderen Schule existierte (und bei uns vielleicht auch nur deswegen, weil ich es einführte, ohne mich vorher erkundigt zu haben, ob wir das überhaupt durften,- wahrscheinlich nicht so ohne weiteres!): Der Elternbeirat stellte mir Geldmittel in Aussicht, mit denen eine Sozialpädagogin für ihre von Fall zu Fall mit mir zu vereinbarenden Dienste zu entlohnen sei, wenn es wieder einmal brannte (wir nannten sie unsere „psychologische Feuerwehr“). Gerieten Eltern mit ihrem Kind in Not, schaltete ich unsere Mitarbeiterin ein, die den „Fall“ (Eltern natürlich eingeschlossen!) bis zu seiner Behebung oder auch Überleitung in weitere therapeutische Maßnahmen begleitete,- eine segensreiche Einrichtung, auch eine große Entlastung und Beruhigung für mich. Dabei, so zeigte der Überblick, handelte es sich beinahe ausnahmslos um Konflikte, die ursächlich mit Schule nichts zu tun hatten, sondern familiär (pubertär!) bedingt waren,- aber es waren ja *unsere* Schüler, um deren Existenz es ging! - Es gehört mit zum Wichtigsten meiner Direktorentätigkeit, dass kein Junge und kein Mädchen tatsächlich versucht hat, sein/ihr Leben zu beenden; genauso dankbar blicke ich darauf zurück, dass es bei all den vielen Schulfahrten u.dergl. keinen Todesfall gegeben hat,- bin aber auch heute noch bitter traurig darüber, dass mehrere Jugendliche und auch zwei Kollegen dem Moloch Verkehr zum Opfer fielen. Wie schrecklich es darüber hinaus war, an der Bahre früh Verstorbener stehen und womöglich sogar noch reden zu müssen, kann nur nachfühlen, wer so einen Notstand selbst schon durchlitten hat,- untröstlich darüber, dass hier Leben endete, ohne dass es die Weiten und Höhen, aber auch die Engpässe und die ja nicht immer beglückenden Tiefen menschlichen Daseins hatte voll ausschöpfen können. Es gibt im Leben nichts Wichtigeres als das Leben selbst,- die wahre „Ehrfurcht vor dem Leben“!

Ob mich die Verantwortung sehr gedrückt habe, werde ich mitunter gefragt. Natürlich mehr als in den vorangegangenen beiden Jahrzehnten als Lehrer. Denn damals war ich ja nur dafür verantwortlich, was ich selber tat (oder anrichtete); jetzt musste ich für alles geradestehen, was in meiner Schule geschah,- also auch für alle Fehler oder Schäden, die andere angerichtet hatten. Das war mitunter hart, denn selbst bei

noch so großer Vorsorge blieb es unvermeidlich, dass andere irrten oder versagten,- trotzdem trug letzten Endes der Schulleiter die Verantwortung. Eigentlich wurde ich mit diesem Problem auch zu meiner eigenen Überraschung ganz gut fertig (abgesehen von schlaflosen Nächten!), vermutlich auch dank einer allmählich entwickelten mentalen Technik sanften Verdrängens des Unbehaglichen oder offensichtlich nicht Abzuändernden (etwa in der Wesensart eines Mitarbeiters). Auch war ich mir bewusst, dass ich mit solchen Spannungen alleine fertig werden musste; sie nicht aushalten zu können und sich von ihnen befreien zu wollen, hätte nämlich u.a. bedeutet, ängstlich darauf bedacht zu sein, jegliches Risiko zu meiden,- was wahrscheinlich zu einer schrecklichen Einengung aller zusätzlichen Initiativen hätte führen können oder, genau so abscheulich, zu einem Wust zusätzlicher Regularien. Auch beabsichtigte ich, die Eigenverantwortung der Lehrer zu stärken und nicht durch eine ängstliche Überbeaufsichtigung zu schwächen. Sie mussten für ihr Tun gerade stehn, aber sie konnten mit meiner Nachsicht, ja meinem Schutz rechnen, wenn ihnen trotz guten Willens und vorangegangener Überlegungen ein Fehler oder gar Schlimmeres unterlief.

Natürlich stand ich als Leiter eines Gymnasiums, noch mehr als Chef eines Schulversuchs, in ganz anderem Maße im Licht der Öffentlichkeit, als ich durch meine vorherige Lehrtätigkeit gewöhnt (verwöhnt!) war. -(Übrigens unterrichtete ich selber in Geretsried nur noch einige Jahre in Geschichte, Erdkunde und Sozialkunde; auf den Deutschunterricht, mein bisheriges Lieblingskind, meinte ich im Hinblick auf die anfallenden Korrekturen verzichten zu müssen,- bald aber hatte ich überhaupt keine Zeit mehr für das unmittelbare Unterrichten,- auch gab es dafür genug andere vortreffliche Fachleute um mich herum,- und den Korrekturen trauerte ich ohnehin nicht nach!). - Aber jederzeit von der Presse angegangen zu werden, war etwas, woran ich mich nur schwer gewöhnte,- auch musste ich Lehrgeld zahlen: Etwa wenn die Reporterin mich eine Stunde lang über die Kollegstufe interviewte, in ihrem Artikel dann aber alles völlig durcheinander brachte, weil sie, man höre und staune, nicht stenographieren konnte,- wie sie mir nachträglich gestand! Zwar huldigte auch ich der selbstverständlichen Ansicht, Presse sei sehr nötig und es läge ja auch in unserem Interesse, transparent zu sein und die Öffentlichkeit, speziell die Eltern, fortlaufend über unsere Tätigkeiten und Vorhaben zu unterrichten,- aber die mitunter miese Praxis ertragen zu müssen, ohne sich entrüstet abwenden zu dürfen, fiel dann doch ziemlich schwer. Es bleibt unbegreiflich bis heute, wie wenig gründlich und umfassend Presseleute - auch in unserer Provinz - für ihre so immens wichtige Aufgabe geschult werden, um dann auch entsprechend kompetent und verantwortungsvoll ihren Beruf ausüben zu können. Für angestiftete Wirrnis mit

anschließender artikelträchtiger Aufklärung konnte ich kein Verständnis aufbringen. Persönlich wurde ich allerdings nie angegriffen, musste aber stets dagegen gewappnet sein,- denn wer hat nicht auch seine Widersacher! - Besonders empörten mich einige bei uns gedrehte Fernsehstreifen, wobei ich geradezu bewunderte, mit welchem Instinkt sich eine ihr Team stramm beherrschende Dame zielgerichtet auf solche Schüler stürzte, von denen sie, vermutlich schon ihres abgewetzten Äußeren wegen, annehmen konnte, sie gehörten zu den Frustrierten,- waren sie aber nicht;- was dann allerdings herauskam, war trotzdem schauerlich.- Auch als das Bayerische Fernsehen im Studienprogramm eine Serie über Schulversuche erstellte, staunte ich nicht wenig über die penetrant verzerrte Darstellung des oft völlig Unwichtigen und über die vielen ungerechtfertigten Folgerungen und geradezu herabwürdigenden Urteile, die z.B. auch über das Ministerium gegossen wurden. So, wie dargestellt, war es nun doch wirklich nicht,- selbst ich meinte die dort Verantwortlichen vor so viel Unwahrheit in Schutz nehmen zu müssen,- war auch Zeuge einer heftigen Auseinandersetzung im Studio Freimann (wo wir aufgenommen wurden) zwischen Vertretern des Rundfunkrats und des Ministeriums einerseits und den ziemlich unbedarften Filmern, die zu ihrer Rechtfertigung natürlich wieder grundsätzlich die Pressefreiheit meinten beschwören zu müssen, statt schlicht ihr berufliches Versagen einzugestehen. Persönlich bedrückte mich das alles wenig, aber um die verschwendete Zeit tat es mir natürlich leid. Dennoch blieb es fortlaufend unheimlich, wie sehr entstellt ich Berichte oder Filme stets dann fand, wenn ich die beschriebene Sache selber genauer kannte. Welch schauerlich „virtuelles“ Bild einer so gar nicht existierenden Wirklichkeit wir uns doch täglich (als in der jeweiligen Sache Inkompetente!) unbedacht einverleiben!- Nicht unerwähnt sei in diesem Zusammenhang, dass genau dieselben Presseleute, die zunächst unsere Schulversuche als den letzten Schrei moderner Pädagogik lautstark anpriesen und denen nicht schnell und radikal genug unser Schulwesen reformiert werden konnte, sich bald, keine zehn Jahre später, grundlos (ich glaube eher: gelangweilt) von den Schulversuchen abwandten,- sobald der neue (allerletzte) Schrei ertönte: etwa die ökologische Bewegung.

Über die Schulverwaltung möchte ich mich hier nicht näher auslassen: sie war unerlässlich, aber nicht das entscheidend Wichtige. Dass sie klappte, war den tüchtigen Sekretärinnen, den vielen Fachbetreuern und sonstigen Funktionsträgern, auch einem ausgeklügelten und reibungslos funktionierenden organisatorischen Ablauf zu verdanken,- besonders wohl aber Dietmar Baumeister, meinem Stellvertreter. Ein Jahr nach Schuleröffnung rief mich der Abteilungsleiter an und fragte, wieso ich noch keinen Ständigen Stellvertreter hätte. Ich bat um ein weiteres Jahr Aufschub in dieser

wichtigen Entscheidung, weil mir soeben etliche neue Kollegen zugewiesen worden seien, die ich mir noch etwas genauer ansehen wolle,- was er akzeptierte. Als ich mich dann für Baumeister entschied, wurde er innerhalb kürzester Zeit ernannt und blieb in dieser Funktion bis weit über meine Verabschiedung hinaus,- zu seiner eigenen Genugtuung, aber auch zum Segen aller, die zu „betreuen“ ihm geradezu eine echte Herzensangelegenheit geworden war,- ein schülerfreundlicher und den Lehrern zugetaner hilfsbereiter Vertreter, wie ich ihn mir nicht besser hätte wünschen können. Nach meinem Weggang - ich hatte ihn dem Ministerium als meinen Nachfolger empfohlen - dann tapfer und effizient sich für all das einsetzend, was an dieser Schule erhaltenswert war,- nebenbei mir gegenüber auch immer wieder zum Ausdruck bringend, dass er mein pädagogisches Erbe nicht aufzugeben bereit sei,- was ihn (und auch das mit ihm solidarisch verbundene Kollegium) bei meinem zweiten Nachfolger in eine ungemütliche Konfrontation zum Ministerium brachte. (Ihn hier so hervorzuheben verstößt zwar gegen meine Absicht, in diesen „Erinnerungen“ nicht alle jene aufzuzählen, die sich um unsere gemeinsame Sache verdient gemacht haben,- nun gut, es gibt Ausnahmen, die anderen mögen es mir verzeihen!) - Verschwanden in den ersten Tagen der Sommerferien die meisten Kolleginnen und Kollegen in der „Globalisierung“, so dass ich in ungewohnter, aber wundervoller Ruhe drei Wochen lang alles Liegeengebliebene aufarbeiten konnte und übrigens auch die Lehrerzuweisungen abzuwarten hatte, übernahm er - sobald wir wichtige Entscheidungen nach Rückkehr aus seinem Urlaub getroffen hatten - das Kommando bis zum Schuljahrsbeginn, verteilte die Lehrer auf Klassen und Kurse und war sogar immer selbst dabei, wenn dann in den letzten Ferientagen die Stundenplaner die Tafeln mit ihren Symbolen besteckten. Kein einziges Jahr, in dem der Stundenplan am letzten Ferientag nicht fertig vorlag, kein einziger Lehrerwunsch, den er nicht wohlwollend auf Realisierung überprüft hätte,- großartig für mich auch die Pünktlichkeit, mit der er alle zu beachtenden Termine wahrnahm,- und dabei immer freundlich und optimistisch fröhlich,- er gehörte zu jenen Frohnaturen, die, weil sie es unbedingt so wollen, dann auch tatsächlich zu einem Erfolg gelangen, an dem sich so richtig zu freuen ihnen dann zusätzlich noch geschenkt ist! Für mich ein Glücksfall auch insofern, als er mir gewissermaßen den Rücken freihielt für Wichtigeres, also verhinderte, dass ich mich allzu hektisch im Alltäglichen aufbrauchte. - Die Zeiten sind leider vorbei, in denen Schulleiter noch selber entscheiden konnten, wer ihr Stellvertreter sein solle. Auch in tausenderlei anderen Belangen war die Verwaltung einer Schule damals weit weniger kompliziert als in unseren Zeiten (der Jahrhundertwende),- in denen alles, was sich einsparen lässt, wegrationalisiert wird,- zumeist auf Kosten derer, die sich nunmehr mit den Folgen der alles noch mehr komplizierenden „Vereinfachung“ herumquälen

müssen.- Was mich heute, wäre ich noch Schulleiter, ganz besonders stören würde, wäre die so arg zunehmende Einschnürung in Denkkategorien, die dem Wirtschaftsleben (dem effizienten Markt!) entstammen und die mir die Zeit für das unverzichtbar Wichtigste in der Schule, nämlich die menschlichen Beziehungen und die Begleitung der Lern- und Entfaltungsvorgänge, vermutlich arg mindern würden.

Mit Schülern und Eltern hatte ich nicht allzu viele Probleme, aber sie beschäftigten mich natürlich pausenlos. Es wurde im Verlauf der beiden Jahrzehnte allerdings allmählich etwas schwerer, die bewusste Gratwanderung zwischen freundlicher Zuwendung und unabdingbarer Lernforderung so durchzuhalten, dass keine die andere zu dominieren versuchte oder gar ausschloss. Das begriffen und begrüßten die meisten unserer Eltern, auch viele Schüler, natürlich nicht alle,- auch fast alle Lehrer. Im regelmäßigen Umgang mit wechselnden *Elternbeiräten* kam es mir vor allem darauf an, die Gewählten möglichst umfassend zu informieren; also beantragte ich in den Sitzungen jeweils das Recht auf den ersten Tagesordnungspunkt für mich und konnte somit vieles, was vermutlich ohnehin noch zur Sprache kommen würde, aus meiner Perspektive sachlich richtig vorbringen und erläutern. Gefährlich wurde es nämlich nur dann, wenn Gegenstände, die zu behandeln waren, den Eltern und ihren Beiräten sachlich nicht durchschaubar waren und folglich sofort mit Mutmaßungen oder gar Vorurteilen behaftet wurden, die dann erst mühevoll und zeitraubend widerlegt werden mussten. Was Elternbeiräte zurecht nicht ausstehen können, ist Vertuschung oder Verharmlosung des Missglückten,- auch des gerade anstehenden Problems. Mit allen Vorsitzenden kam ich erfreulich gut zurande, Konfrontationen blieben aus, aber wir waren nicht immer sofort einer Meinung, besprachen schonungslos offen und trotzdem fair auch alle Schwachpunkte, aber eben nicht nur diese, sondern auch das Gelungene. Dass man als Schulleiter auch damit rechnen musste, dass manche modische Neuheit in dieses Gremium vehement eingebracht würde, war selbstverständlich, ebenso der leicht zu ertragende Umstand, dass ein gewisses Geltungsbedürfnis mit im (Rollen-)Spiel sein konnte,- aber hier saßen ja immerhin Damen und Herren, die diese Aufgabe aner kennenswerter Weise freiwillig übernommen hatten (Bürgerarbeit!)-, und außerdem lag es völlig jenseits meiner Absichten, Schule ohne Eltern oder gar gegen sie durchsetzen zu wollen,- solche Zeiten waren gottlob endgültig vorbei. Großen Wert legte ich auch darauf, dass im Elternbeirat wirklich beraten wurde,- dass man dort manches besprach, was noch ungeklärt war und für das man nun eine gemeinsame Lösung finden wollte. Es ging mir also nicht darum, nur meine mitgebrachten Wünsche durchsetzen zu wollen,- die natürlich schon auch,- sondern ich brachte viele Fragen mit, auf die ich die Elternantwort suchte, auf sie auch angewiesen sein wollte. Umgang in diesen Formen gefiel uns

allen, ich hatte all die Jahre das Gefühl, hier eine zuverlässige Rückendeckung zu haben, und das galt für alle meine Mitarbeiter auch. - Ende der Siebziger wurde ich aufgefordert, auf der Jahresversammlung der Landeselternvereinigung bayerischer Gymnasien in Nürnberg einen Vortrag über unsere Orientierungsstufe zu halten, auf den ich mich ausnehmend sorgfältig vorbereitete. Umso enttäuschender das Ergebnis: braver Applaus, keine weiteren Auswirkungen, nicht einmal eine wirkliche Diskussion. Man entschuldigte sich nachher bei mir mit dem Hinweis, die vielen Delegierten, die anschließend über Hunderte ihrer mitgebrachten Anträge bis weit in die Nacht hinein erbittert in der Kongresshalle stritten, seien wie auf Kohlen gesessen,- zu *ihrer* Redeschlacht gerüstet. Ich aber meinte deutlich spüren zu können, dass in diesen bürgerlich-behägigen Kreisen ein Reformbewusstsein (geschweige denn ein -druck) überhaupt nicht vorhanden war,- man war mit seinem bayerischen Gymnasium vollauf zufrieden,- was sollten dann diese störenden Gedanken? Von dieser Seite war also ganz sicher nicht mit einer Unterstützung zu rechnen, schon gar nicht im Hinblick auf eine landesweite Übernahme unserer Versuchsergebnisse (wovon wir damals tatsächlich noch zu träumen wagten!);- gut, das alles rechtzeitig zu wissen.

Der eingangs dieses Kapitels erwähnte „Elternkreis für die Förderung einer Gesamtschule“, der mich und meine Arbeit wohlwollend begleitet hatte, löste sich nach einigen Jahren auf mit der Begründung, seine angestrebten Ziele seien in unserer Schule verwirklicht worden.

Jeden neu aufgenommenen *Schüler* begrüßte ich mit Handschlag. Das geschah in den 5.Klassen jeweils zu Schuljahrsbeginn, wobei ich den Schülern der einzelnen Klassen auch erklärte, was unser Schulversuch mit der Orientierungsstufe sei und wie alles ablaufe. Ebenso wichtig war es mir aber, diesen Neuankömmlingen einiges über den Stil, der in unserem Hause gepflegt wurde, zu erzählen,- über die hier herrschenden Umgangsformen, über die Rechte, aber auch die Pflichten, die beide gleich wichtig seien, über die Art, wie man Konflikte rechtens löse usw.,- bot also ein kleines Hausprogramm. Meist schloss ich damit, dass ich dazu ermunterte, sich, falls wir uns trafen, gegenseitig zu grüßen und dabei auch in die Augen zu schauen,- mit stets verblüffendem Erfolg: sie suchten förmlich in der nächsten Zeit meine Nähe, grüßten vernehmlich und sahen mir fest in die Augen,- meist reichte ich ihnen dann die Hand. - Natürlich hatte ich nicht annähernd immer alle Schüler im Blick (Ende der Siebziger gab's 1300 Gymnasiasten um mich herum!), aber ab dieser ersten Begegnung bestand eine Verbindung, die bei vielen bis zum Abitur nicht mehr abbriss.- Ähnliche Begegnungsrituale dienten ebenfalls dem Zweck, deutlich zu machen, dass gerade an einer „Mammutschule“ der unmittelbare Kontakt zwischen Schulleiter und

einzelnen Schüler besonders erwünscht und möglich ist.

Die Aufgaben und Möglichkeiten der Schüler-Mitverantwortung (SMV) kannte ich von Starnberg. Wie dort mussten auch bei uns die müden Schülerlein förmlich zur Wahl ihrer Vertreter getragen werden. Wo ich nur konnte, kam ich den Schülersprechern entgegen, schon allein deshalb, um ihnen zu zeigen, dass ich sie ernst nahm, auch oder gerade weil sie so wenige echte Mitspracherechte hatten. Dass wir ihnen im Rahmen des Schulversuchs nicht größere Kompetenzen einräumen durften („Normalbedingungen“!), bedauerte ich,- vielleicht hätte ich mich in dieser Sache noch mehr im Ministerium engagieren müssen. Denn natürlich war auch ich der Meinung, dass demokratisches Bewusstsein nicht nur eine intellektuelle Einsicht bleiben darf, sondern erst im verantwortlichen Mitgestalten erworben und gefestigt wird. Bei einer Veranstaltung im Deutschen Museum zückten unsere Schülervertreter während einer Ansprache des Kultusministers Zehetmair plötzlich ihre mitgebrachten Transparente und hielten sie ihm stumm entgegen,-(ich kann mich beim besten Willen nicht mehr erinnern, um was es dabei ging); wütende Replik des Ministers in schneidendem Ton,- ich rechnete, da sich die Verursacher dieser Störung sicher leicht identifizieren ließen, mit Untersuchungen und vielleicht sogar Repressalien, aber es geschah nichts dergleichen. Wie sehr in den Achtzigern die Schülerschaft bayerischer Gymnasien in Opposition zur Staatsregierung und den Herrschenden in Bonn stand, zeigte die schon erwähnte Friedensbewegung, aber auch die echte Empörung in der Folge der Katastrophe von Tschernobyl, in den Augen vieler, nicht nur der Schüler, ein wirklicher Ernstfall, in dem viele verantwortlichen Staatsorgane sich geradezu als jämmerlich unvorbereitet erwiesen, sich auch unaufrichtig, weil verharmlosend verhielten.

Mit den zumeist recht geweckten Sprechern der Schülerschaft, die damals insgesamt politisch sehr interessiert war (so war das einst!), befand ich mich in stillem Einvernehmen einer etwa gleichgerichteten gesellschaftspolitischen Orientierung,- auch ich war für die Friedensbewegung und gegen die Raketennachrüstung - (noch heute bin ich der Meinung, dass wir dadurch so nahe an den Rand des 3. Weltkriegs gerieten, wie vordem nur in der Cuba-Krise) - auch ich reagierte empört-erschrocken auf die Explosion des Atomkraftwerks bei Kiew - wir befanden uns an jenem Tage zu Besuch bei Tochter und Familie in Bad Neustadt, Spaziergänge in schönstem Sonnenschein mit Klein-Isabel,- daheim dann Regenfälle, die zu der unheimlichen Kontaminierung des Bodens führten. Ich ließ die Schüler einige Tage während der Pausen nicht in den Schulgarten, sperrte die Sprunggruben und ließ den Sand ersetzen, forderte die Lehrer, selber auch als Eltern zutiefst betroffen, auf, mit den Schülern vernünftig und eben nicht verharmlosend zu sprechen; einige Kolleginnen und Kollegen stellten die Verbindung zu kompetenten Strahlenforschern her, deren tägliche

Messengergebnisse im Lehrerzimmer angeschlagen wurden - mitsamt einer Fülle von Ratschlägen, wie man sich richtig zu verhalten habe,- wir taten also nicht nichts, litten aber trotzdem unter der lähmenden Ohnmacht derer, die hier schicksalhaft getroffen worden waren und sich machtlos einem Übergreifenden ausgeliefert fühlten. Die einzige echte Krise zwischen mir und den Schülervetretern ereignete sich etwa fünf Jahre vor meiner Emeritierung: Das Kultusministerium hatte wegen einer Verlängerung der Wehrdienst-Dauer den Abiturtermin vorverlegt, damit die Absolventen einen Monat früher eingezogen werden konnten. Größte Empörung! Die Schüler sprachen von einer Minderung der ihnen zustehenden Ausbildungszeit,- so etwas müsse verhindert werden. Überregional organisierte Gruppen riefen zum Schulstreik auf. Ich betrat morgens, trotz sehr schlechten Gesundheitszustands, den Schulhof und sah mich einer schreienden Masse gegenüber, die vom Schülersprecher mit Megaphon in ihrer Empörung noch saftig bestärkt wurde,- betrat das Podium und bat ums Instrument, das er mir merkwürdigerweise anstandslos überließ, und versuchte nachdrücklich den Sachverhalt zu erklären, ließ sogar durchblicken, dass auch ich kein Befürworter dieser Kürzung sei,- fand aber kaum Gehör, man wollte streiken, basta, und nicht argumentieren. Natürlich wies ich auf das allgemeine Streikverbot an Schulen hin und auch auf mögliche Konsequenzen,- man wollte das nicht hören,- die Dinge nahmen ihren Lauf. Groß meine Enttäuschung, dass unser gutes Einvernehmen nicht stark genug gewesen war, um auch diese Sache in die richtige Richtung zu biegen,- zumal ich bereits aus vorausgegangenen Gesprächen wusste, dass die Schüler ja gar nicht so sehr für die zeitliche Ausschöpfung ihrer Bildungschance eintraten (das ist nämlich eine spätere Verlegenheitslegende, die man im Ministerium erfand!), sondern schlicht die Gelegenheit beim Schopfe packen wollten, um endlich eine Großaktion gegen die Politik der CSU starten zu können. Auch hatte ich den Eindruck (oder bildete mir das nur ein?), dass viele Schüler, weniger deren gewählte Vertreter, auch mir ganz gerne eine Lektion erteilen wollten,- offenbar war ihnen zu viel allgemeines Einverständnis auf Dauer einfach unerträglich harmonisch. Ich fühlte mich hundeelend, floh in eine Krankheit, stand natürlich mit Baumeister in lockerer Verbindung und erlebte, wie geschickt er die Strafe des Ministeriums, nämlich ein Nachholschultag an einem Samstag, den Schülern erklärte, indem er an ihre Ehre appellierte: Wer für seine Sache rebelliere, müsse dann auch den Mut haben, dafür geradezustehen; wie mir berichtet wurde, war die Präsenz der Schüler vorbildlich. - Merkwürdig genug: ab diesem Ereignis hatte ich ein noch besseres Verhältnis zu meinen Schülern, das die paar Jahre bis zu meinem Abschied immer herzlicher wurde,- so krumme Wege geht mitunter das Leben.

Was mir leider nicht gelungen ist: ein stärkeres außerschulisches Sozialengagement unserer Schülerschaft einzufädeln. Ich meinte, erst durch eigenes Tun erfahre man

die Lage der tatsächlich Hilfebedürftigen so unmittelbar und nachhaltig, dass man eine lebensbegleitende caritative Einstellung in sein tägliches Verhalten, auch ins spätere berufliche, mitnehme. Die Schüler bissen nicht an,- sie waren eben doch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. - Heute würde ich solche Initiativen noch viel energischer zu wecken versuchen, denn die A-Sozialisierung unserer Gesellschaft ist mittlerweile weiter fortgeschritten. (Aus Solidarität auf einen eigenen materiellen Vorteil zu verzichten, ist nachgerade unvorstellbar geworden; kaum jemand fällt noch den Verkündern der Glaubenslehre, man dürfe eben nehmen, was man kriege, ins Wort. Welchen Stellenwert werden in einer solchen Gesellschaft die Schwachen künftig haben?) - Über die Jahrzehnte hinweg geblieben ist allerdings die von mir angeregte Hilfe für die Armenschule „San Juan“ in einem Vorort der Stadt Mexico, wo die in Hunderten von Kleinaktionen hier mühsam erarbeiteten Geldbeträge sich als sehr nützlich angelegt erwiesen,- vielleicht auch, weil unsere Freunde Wankel dort engagiert waren und es noch sind,- auch meine Frau Gretl ist immer noch an solchen Aktionen beteiligt. Aus kleinsten und bedürftigsten Anfängen hat sich dort im Verlauf zweier Jahrzehnte eine voll ausgebaute Schule mit über tausend Kindern entwickelt, dazu gehören jetzt auch zwei Kindergärten, eine Vorschule und etliche Werkstätten, auch eine ärztliche Betreuung ist vorhanden,- aus Geretsried sind mittlerweile nahezu zweihunderttausend Mark dorthin geflossen, (- aber natürlich gibt es noch weitere Sponsoren).

Nicht ausgeschlossen, dass es Leser gibt, die wissen wollen, wie der Alltag eines Schulleiters aussah. Deshalb, ein wenig auch mir zum Spaß, diese knappe Beschreibung:

Während der ersten drei Jahre wohnten wir noch in Söcking. Etliche Jahre vor meiner jetzigen Versetzung dorthin gezogen, um die Last der täglichen Fahrten zwischen München und Starnberg zu entgehen, war ich als Geretsrieder Schulleiter nun wieder viel auf der Achse, entweder „über die Dörfer“ oder auf der neu erbauten Autobahn. Aber solche Fahrten im eigenen Auto störten mich wenig: Morgens hatte ich so noch eine halbe Stunde Zeit, den Tageslauf zu bedenken, nachmittags oder abends zog ich heimfahrend erste Bilanz. Unangenehmer die durchschnittlich zwei bis drei Tage der Woche, an denen ich abends in der Schule einen Termin wahrzunehmen hatte (ausgedehnte Sitzungen des Elternbeirats, Klassenstufenversammlungen, Elternabende, Theaterspiel, Konzerte, Vorträge und Darbietungen sonstiger Art); dann blieb ich entweder von morgens bis nachts in Geretsried (im Sprechzimmer nebenan hatte ich mir eine Couch aufstellen lassen, wo ich nach dem zumeist sehr turbulenten Vormittag ein Stündchen ausruhen konnte,- etliche Male nächtigte ich hier auch, wenn es abends so spät geworden war, dass eine

Heimfahrt kaum mehr lohnte), oder ich fuhr mittags nach Hause und kam erst zum Abendtermin wieder, fuhr an solchen Tagen dann immerhin viermal die Strecke.

Als wir dank glücklichen Zufalls die von uns auch jetzt noch bewohnte Doppelhaus-Hälfte in Wolfratshausens Fichtenweg 6 anmieten konnten, vereinfachte sich manches: Ich war zwar auch jetzt noch auf einen fahrbaren Untersatz angewiesen, aber schon in wenigen Minuten in der Schule. Gewöhnlich verließ ich das Haus etwa um halb acht Uhr, während der letzten Dienstjahre etwas später, weil ich mir den schulischen Morgenrummel ersparen wollte,- dem ich mich im ersten Jahrzehnt aber schon allein deshalb hatte stellen müssen, weil mein Sohn Florian sich ebenfalls rechtzeitig dort einzufinden hatte. Dass Florian, Sohn des Chefs, dessen Schule besuchte, bereitete mir weder vorher noch während seiner ganzen Schulzeit Kopfzerbrechen. Da ich mich nie um seine Position kümmerte, auch alle Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen mied, die seinen Leistungsstand betrafen (dafür war, nach meinem Dafürhalten, meine Frau Gretl zuständig,- die aber auch keinen Anlass sah, vorzusprechen. Wir hatten einfach Glück, dass alles von alleine gut klappte, es gab auch niemanden im Kollegium, der sich über diese Sache irgendwie negativ meinte äußern zu müssen,- allenfalls warf ich hie und da ein blinzelndes Auge darauf, dass er keinerlei Privileg genoss. Es war mir wichtig, dass er völlig unbefangen und gerne diese Schule besuchte und von allen als guter Kumpel angenommen war, was auch ich ihm insofern erleichterte, als ich ihn nie auszuhorchen versuchte oder von seinen Mitteilungen Gebrauch machte.) - An „normalen“ Schultagen (gab`s die überhaupt?) genoss ich auch in diesen letzten anderthalb Jahrzehnten meiner Berufstätigkeit die mittägliche Einkehr an den gedeckten Tisch, ein „Privileg“, dessen ich mir ständig sehr wohl bewusst war, und es ging dabei ja auch nicht nur um Essen und Entspannung, sondern auch um Gespräche, bei denen ich Luft ablassen konnte. Dass Gretl nicht nur zuhörte, sondern mir auch mit dezentem Rat in vielen Alltagskonflikten zur Seite stand, war auch einer der Glücksfälle, die ich hier nicht verschweigen will. Da sie nicht „vom Fach“ war, konnte sie mit unverstelltem Blick beobachten und urteilen, hilfreich vor allem dann, wenn es um Zwischenmenschliches ging. Nicht immer traf sie den Nagel auf den Kopf (wie hätte sie als Außenstehende auch immer all die Verworrenheiten durchschauen und entwirren können), aber in manchem Problemfall brachte sie es fertig, dass ich mich zwang, meinen Blickwinkel zu überprüfen, was dann oft in eine nachsichtigere Lösung einmündete. In jedem Falle war ihr Urteil eine Art Gradmesser, gleichgültig, ob ich mich nun daran hielt oder auf andere Weise etwas zu klären versuchte.

Auch als Schulleiter achtete ich darauf, genügend Schlaf zu finden - (allerdings längere Zeit nur mit Hilfe eines sehr bewährten Mittels, von dem ich mich in spannungsloserer Zeit dann auch wieder unkompliziert lösen konnte) - und möglichst

täglich an die frische Luft zu kommen. Sofern das Wetter es zuließ, strampelte ich in den Nachmittagsdienst auf meinem Fahrrad (was entgegenkommende oder überholende Schüler sichtlich zu erheitern schien),- und die Seepromenade bei Ambach hatten wir ja ohnehin schon für so manchen abendlichen Spaziergang förmlich gepachtet; aber auch die herrliche Puplinger Au durchradelten wir so oft wie möglich. In all den Berufsjahren machte ich immer wieder die Erfahrung, dass es sehr wichtig für mich war, der Arbeitshektik (ich konnte sehr zügig arbeiten!) eine Entspannung entgegenzustellen, die mich davor bewahrte, mit hängender Zunge pausenlos, aber dann wohl immer ineffizienter bis zu einem lahmen Ende weiterzuwursteln. Hierauf gründet sich auch meine oft geäußerte entschiedene Forderung, dass der beruflich Eingepannte nach vormittäglicher Umtriebigkeit eine erholsame Mittagspause einlegen müsse (W.Churchill lässt grüßen!), ehe das zweite Tagespensum zu erledigen sei. (Traurig und sicher auch schädlich, dass sich diese Einsicht, von Arbeitspsychologen immer wieder und gut begründet vertreten, in unserer doch ach so fortschrittlichen Arbeitswelt nicht allgemein durchsetzen konnte; man spricht nicht einmal mehr ernsthaft darüber.) - Die vielen Abendtermine waren durchaus nicht mein Fall: Lehnten sich Nachbarn und Freunde nach dem Abendbrot gemütlich zurück, musste ich wieder ins Auto steigen, oft leicht lampenfiebrig, denn zumeist hatte ich dann auch eine Ansprache vor mir,- von denen mir eigentlich alle erst dann gefielen, wenn ich sie endlich hinter mich gebracht hatte; viel lieber als zu dozieren, diskutierte ich mit dem Publikum; flogen dabei aber tatsächlich die Worte erregt hin und her, konnte ich oft erst sehr spät nachts einschlafen. Ich sprach mitunter von meiner Schlaf-Achse (etwa halb drei Uhr morgens): mit so vielen Stunden, wie ich vorher bereits geschlafen hatte, konnte ich jenseits dieser Achse mit weiteren Schlafstunden rechnen, d.h. wenn ich erst sehr spät in den Schlaf fand, verkürzte sich dementsprechend auch der Schlaf der zweiten Nachthälfte,- eine merkwürdige und auch lästige Schlafgewohnheit. (Leidet jemand unter zu wenig Schlaf, so nicht nur deshalb, weil er ein erwünschtes Stundenmaß nicht erreicht hat, sondern weil er in seiner Schlaflosigkeit auch von der Angst gepackt wird, wegen zu wenig Schlafs den beruflichen Strapazen des nächsten Tages nicht voll gewachsen zu sein. Das erlebte ich leider etwas zu häufig, und das war die eigentliche Plage meiner Schlafstörungen.)

Dass bei solchen arbeitserfüllten Tagesabläufen die kulturelle und gesellschaftliche Unterhaltung zu kurz kam, war vornehmlich ein Zeit-, aber auch ein Neigungsproblem. Wer sich schon stundenlang den Mund hatte fransig reden müssen, konnte nur noch schwer die Lust haben, sich zusätzlich am Abend auszutauschen,- jedenfalls erging es mir so. Das Zusammensitzen war einem wie mir ohnehin kein Wert an sich, zumal mich manches Gespräch einfach zu wenig interessierte, also langweilte

ich mich, was ja bekanntlich zusätzlich anstrengt. Von Einsiedelei freilich keine Spur, und natürlich war ich dankbar, dass wir über einen so großen Bekannten- und Freundeskreis verfügten. Aber gleichzeitig wuchs beständig das Bedürfnis, mich in meiner freien Zeit selber mit etwas oder mit mir zu beschäftigen. Neben der eingefleischten Lust am Lesen (-ich vertrat jahrelang als Lehrer die Meinung, ein Germanist müsse täglich mindestens zwei Stunden lesen, wolle er nicht den Anschluss verlieren -als Lehrer hielt ich mich lange daran, als Schulleiter war es unmöglich -) verstärkten sich meine arg vernachlässigten Bedürfnisse nach körperlicher Betätigung. Wie gerne hätte ich als Schulleiter mit Hilfe des Elternbeirats eine Berghütte als eine Art Schullandheim angemietet,- ich träumte oft davon, wie schön es sein müsse, seine Wochenenden dann dort werkelnd zu verbringen. Mein Hang zum Alleinsein (- ich habe nie verstanden, wieso Bergwanderer sich unentwegt über irgendwelche abseitige Dinge unterhalten können, statt ihren eigenen Gedanken nachzugehen und ihre Sinne scharf auf die Dinge zu richten, die sie umgeben. -) mündete dann u.a. in die unzählig vielen Langläufe, bei denen auch Gretl (ihre eigenen Kreise ziehend) ebenfalls gern mitmachte: die Jachenau und das geliebte Risser Tal wurden so zusätzlich zu unserer Winterheimat, die schweißtreibende Dauerbelastung zu einer Art Jungbrunnen,- auf was wir mit den Jahren ebenso wenig meinten verzichten zu können wie auf das jährliche mehrwöchige Schwimmen im Golf von Korinth. Den Abfahrtslauf hatte ich aufgegeben, nachdem ich mich im Christlumer-Skizirkus bei einem Sturz an der Schulter ernsthaft verletzt hatte. Florian half mir vom Hang ins Auto hinunter und chauffierte mich sogar ein Stück. Aber es gab auch andere Gründe, die mir den Abfahrtslauf zu verleiden begannen: die überfüllten Straßen in die Skireviere, der geradezu widerliche Andrang und dort herrschende Ton an den Liften, das Gewurre und auch unfaire Verhalten all der vielen auf den Pisten;- aber am meisten störte mich, dass man als moderner Skifahrer zusehends der Natur, in der man sich aufhielt, nicht nur nicht näher gebracht, sondern ihr sogar eher entfremdet wurde.

Mit einer ganz besonderen Art von solchem Drang in die Natur möchte ich diese „Streiflichterlein“ beschließen: Während der sommerlichen Konferenzzeiten, wenn ich zusätzlich zu meinem vormittäglichen Tun noch mehrere Stunden Zeugniskonferenzen leitend abgesessen hatte, zog es mich unwiderstehlich in die vorabendliche Einsamkeit der Wälder, vornehmlich in etliche Schlage, in denen die Himbeeren herangereift waren. Daraus entwickelte sich mit den Jahren die nicht mehr wegzudenkende Beerenernte, wie ich sie intensiver und schöner nicht einmal in Brätei mitgemacht hatte,- natürlich mit anschließendem Einkochen und feierlichem Aufstellen vieler Dutzend Einmachgläser in den Kellerregalen,- eine mich zutiefst befriedigende Vorratsmaßnahme,- entferntes Erbe bäuerlicher Vorfahren? Obwohl unser

Marmeladeverbrauch anwuchs und gleichbleibend hoch geblieben ist, überreichen wir seitdem oft den von uns besuchten Gastgebern ein Glas Himbeermarmelade statt eines Blumenstraußes,- man flüstert schon darüber!

Soviel an dieser Stelle über nichtberufliche Alltäglichkeiten,- manch Ernstes, aber auch befreiend Schönes, was uns in diesen beiden Jahrzehnten widerfuhr, wird noch gesondert nachzutragen sein.

Mit der Einführung der Kollegstufe (noch während ihrer Erprobungsphase) war unser Gymnasium vollendet. Bereits an meiner Tochter hatte ich den großen Nutzen dieser wohl wichtigsten Nachkriegsreform an bayerischen Gymnasien kennen und schätzen gelernt, nun erlebte ich mit unsern Schülern, wie sinnvoll die Unterteilung in Leistungs- und Grundkurse war; auch sorgte ich dafür, dass möglichst viele verschiedene Leistungskurse zustande kamen (auch in Sport und Kunsterziehung!),-- und beobachte nunmehr seit zwei Jahrzehnten misstrauisch, wie die reaktionären Kräfte sich eifrig darum bemühen, diesen echten Fortschritt rückgängig zu machen, mit dem Ziel, in der alten Oberstufe auch die Inhalte und Arbeitsweisen des gutbürgerlichen Gymnasiums von vorgestern wieder installieren zu können,- mögen sie scheitern! (Aber leider sitzen, historisch gesehen, die Restaurateure gewöhnlich am längeren Hebel,- sie können mit der allmählichen Ermüdung der Reformwilligen und auch der Medien rechnen und der Gleichgültigkeit aller übrigen). - Einer unserer besonderen Geretsrieder Tricks: Wir setzten drei (statt nur zwei) Kollegen als Kollegstufenbetreuer ein: Jeder begleitete die Kollegiaten ab der 11.Klasse (mit all den vielen Beratungsgesprächen und Kursentscheidungen) bis zum Abitur,- was die übliche Kollegstufenhektik entschärfte und den Kollegen die Arbeit erleichterte und diese (eine vermaledeit aufmerksamkeitsheischende Tätigkeit!) auch besser absicherte. - Was mir an der Kollegstufe bis heute nicht behagt, ist der so ziemlich ersatzlose Wegfall der Klassengemeinschaft (durch Kurse offenbar nicht so recht zu kompensieren!) und die Verführung der Kollegiaten zum oft geradezu skurrilen Punktesammeln, das sie mit schulischem Erfolg verwechseln und dabei mitunter sogar aus den Augen verlieren, welche Chancen zur Selbstbildung ihnen diese beiden so kostbaren Jahre - über das Erstreben einer guten Abschlussnote hinaus - böten; (aber die Gymnasiasten früherer Generationen waren ja auch nicht ständig vom Gedanken beseelt, ihre Schulzeit für die Entfaltung ihrer vielen Fähigkeiten zu nutzen! Seit jeher wird eben an allen Schulen nur mit Wasser gekocht!).

Jede Gesellschaft hat *die* Schulen, die sie verdient,- aber auch jede Schule hat *ihre* Zeit. Meine Schule in Geretsried stand *noch* ganz in der Tradition eines vorgestellten Menschenbilds, auf das hinzuwirken ihre unterrichtlichen und erzieherischen Maß-

nahmen ausgerichtet waren,- stark geprägt vom humanistischen Ideal einer gebildeten Persönlichkeit, die in sich selber zu „entwickeln“ den Schülern beizubringen war. Hinzu kamen die in der Nachkriegszeit als unmittelbar lebensnotwendig erachteten Impulse für Frieden und soziale Gerechtigkeit in einer sich selbst frei gestaltenden demokratischen Gesellschaft,- fußend auf den Menschenrechten und frei von Not und Gewalt.- Ich erwarte nicht, dass an diesen Zielsetzungen, die auch meiner eigenen gesellschaftlichen Zukunftsperspektive entsprechen, sich in absehbarer Zeit entscheidend viel verändern wird.- Aber es wäre möglich, dass man sich in unseren Schulen künftig auch schon deshalb anderer Wege und Mittel bedienen wird, weil jede offene Zivilisation die Veränderung aus sich selbst hervorbringt,- vorhandene Stile und Formen sich seit jeher automatisch ändern. Die meisten Wahrheiten sind weniger absolut, als diejenigen meinen, die sie vertreten.

Warum dann nicht auch sich verändernde Schulen? Die äußeren Strukturen (Schulart, Schulzeitdauer, Schulordnung und -aufsicht, erworbene Abschlüsse usw.) sind, wie wir auch und gerade in Geretsried erfahren haben, nicht das Wichtigste,- auf die *Inhalte*, auf die Stoffe und Prinzipien, auf die Grundorientierung, auf den alles belebenden Geist kommt es an! - Die Mittel werden sich ändern (der Computer verringert die Bedeutung des Schulbuchs;- der Lehrervortrag ist längst auf dem besten Wege, durch dialogische Formen der Wissenserweiterung ersetzt zu werden;- die Selbsterarbeitung der nach wie vor unverzichtbaren Wissensbereiche wird weiter zunehmen;- recht oft ergänzen bereits Tonbänder, Filme, Bilder, Tabellen und Graphiken das früher alles beherrschende Wort,- die Kette möglicher weiterer Einfälle und Veränderungen ist noch unübersehbar).

Im Augenblick (Jahrhundertwende), so will mir scheinen, drängt sehr vieles ungeduldig zu solchen Veränderungen, dennoch herrscht in unserer Gesellschaft eine mich immer wieder bestürzende allgemeine *pädagogische Ratlosigkeit* vor,- es gibt keine überzeugenden Entwürfe, keine überragenden Persönlichkeiten, die den Geist unserer Öffentlichen Schulen prägen. (Was dann, so der gegenwärtige Stand, zum komischen Salto mortale führt, dass man die veränderten Mittel, sprich die neu auf-gekommenen und gut vermarkteten elektronischen Medien, zur allein selig machenden Lösung oder dümmlicher Weise gar zum Selbstzweck erklärt, weil man sich dann entsprechend „modernisiert“ (also zukunftsorientiert) wähnt.)

Worauf es wirklich ankäme, wäre eine umfassende Klärung der Inhalte dessen, was in unseren Schulen zu erarbeiten ist, und vor allem: was sie zu erreichen haben,- die Ziele eben und nicht nur perfektionierte Straßen ins postmoderne Nirgendwohin.

Dazu bedarf es eines entsprechend breit angelegten Diskurses, an dem sich möglichst viele relevante Kräfte unserer Gesellschaft beteiligen müssten. Die Zeit dazu ist reif! Unsern Politikern, gleich welcher Färbung, traue ich eine solche Aufgabe nicht zu;

aber sie wären aufgefordert, einen solchen Riesenvorgang in Schwung zu bringen, die Medien (auch da sitzen doch Eltern von Schulkindern!) stünden sicher nicht abseits. Dieser Diskurs darf nicht um weitere Jahrzehnte verschoben werden. - Mir kommt oft vor, als ob wir eben wieder einen neuen Buchdruck erfunden hätten, nun aber beim besten Willen nicht mehr wissen, was in den zu druckenden Büchern stehen soll.

Und natürlich liegt auf der Hand, dass ein solcher Diskurs sehr tief in die Frage des Selbstverständnisses unserer Zivilisation einzudringen hätte,- wovor wir uns aber permanent drücken und im Zuge skurriler Verdrängungsrechtfertigungen uns selber vorgaukeln, man könne einfach so weiterwursteln wie bisher,- die größten Ignoranten meinen gar, der Markt werde das schon regeln. Ohne Visionen, die auf einer breiten Grundlage menschlichen Selbstverständnisses aufbauen, wird die Beliebtheit zweckmäßiger Entscheidungen uns immer weiter in die Unlösbarkeit all jener Probleme hineinführen (auch und gerade im schulischen und erzieherischen Bereich), die wir uns in unserer Orientierungslosigkeit selbst eingebrockt haben. Kant wollte uns den Weg weisen, wie wir uns aus selbstverschuldeter Unmündigkeit kraft unseres Verstandes lösen könnten,- heute sind allenthalben (in der ganzen Breite unserer gesellschaftlichen Existenz!) Kräfte am Werk, die Menschen (die Menschheit) in neue Unmündigkeiten hineinzulocken. Ein belächelter Narr, wer es noch wagt, sich auf Ideologien, Utopien oder wenigstens Visionen zu beziehen,- kaum jemand denkt öffentlich noch ernsthaft darüber nach, wohin das alles in dieser kaum noch zu überbietenden Orientierungslosigkeit führen wird und wie wir drauf und dran sind, uns sanft in eine menschenunwürdige Zukunft einzugewöhnen.

Die Schule der Zukunft wird sicher das eine oder andere kulturelle Artefakt über Bord werfen, auch manches vertraute bürgerliche Bildungsgut, sie wird ganz neue Methoden der Denkschulung und der Wissensaneignung beschreiten müssen, die Rolle des Lehrers wird über kurz oder lang eine andere, nämlich nicht mehr eine so stark lehrende, dafür um so mehr interpretierende und wertende (ordnende und klärende) sein, alles das ist möglich und realisierbar, trotzdem:

Es gibt *Kernbereiche*, die als das unverzichtbar Wesentliche der Schulbildung erhalten bleiben *müssen*, solange es Schulen (mit Schulklassen-Unterricht) überhaupt gibt: Nämlich intakte menschliche Beziehungen ohne Hass und Gewalt;- Schulungsvorgänge, die den jungen Menschen nicht niederdrücken, sondern seinen aufrechten Gang stärken;- eine systematisch erworbene Sozialisation (bald auch aus eigenem einsichtigen Willen weitergestaltet);- Solidarität mit den übrigen Menschen (den besonders Bedürftigen, aber auch der weiteren Menschheit), hergeleitet aus der unverzichtbaren und ausbaufähigen christlichen Nächstenliebe,- verknüpft mit der tief zu verankernden Wertvorstellung, dass man nicht immer nur ans eigene Ich

denken darf, sondern ebenso mit Anderen das Leben mitzuerleben und die Schöpfung zu bewahren hat. - Wer diese „Wesentlichkeiten“ vernachlässigen wollte oder gar - durchaus eine aktuelle Gefahr! - opportunistischen Nützlichkeitserwägungen opferte, handelte nicht nur sehr kurzsichtig, sondern zerstörte nach und nach den gesunden Nährboden für all das, was auch heute noch im Lebensraum einer Schule gedeihen kann respektive gedeihen könnte.

Summa summarum: Ich habe es nie - auch nicht in den Stunden sogenannten Verzagtseins - bereut, mich nach Geretsried beworben zu haben. Gründungsdirektor zu sein und dabei die möglichen Spielräume auch nützen zu können, gehört wohl zum Schönsten, was im Lehrerberuf erreicht werden kann. Sicher hätte ich es mir bequemer machen können und mir dabei sogar manche bittere Stunde erspart, aber ich hätte dann auch auf gewisse Höhenflüge verzichten müssen, die glücklicherweise mein Beruf eben auch bereithielt. Es war eine erfüllte Zeit, ein Geschenk,- durchaus (ich wäge die Worte sorgfältig!) eine hingebungsvoll ausgeübte und auch als solche empfundene Berufung,- auch im Bewusstsein, meine Sache ganz gut gemacht zu haben, zumindest nicht schlechter als ein anderer.

Der Abschied von der Schule fiel mir schwer,- man machte ihn mir, mich mit herzlicher Zuneigung einige Tage förmlich eindeckend, nicht leichter, aber die dabei erlebten Freuden waren groß und wirken bis heute nach.

Schon bei der Verabschiedung meiner letzten Abiturienten (29.Juni 1990) gebrauchte ich Worte, die über eine normale Abiturfeier hinausgingen.

Ein Festkomitee traf schon wochenlang geheimnisvolle Vorbereitungen, viele Gruppen probten im Haus, wovon ich nichts erfahren durfte. Die Spielgruppe (Max Strack) bot mir als Abschiedsgeschenk eine wunderbare Aufführung von Lorcass „Bertrada Albas Haus“ (die ich an drei aufeinander folgenden Abenden förmlich in mich einsog!). Das Schulorchester (Manfred Schmid) überbot sich förmlich in einer Aufführung mit anspruchsvollen klassischen Stücken. Am darauf folgenden Montag (23.Juli) verabschiedete mich die Schülerschaft mit einem zweistündigen Nonstop-Programm in der festlich geschmückten und voll besetzten Turnhalle: Ein bunter Reigen köstlicher Darbietungen: Tanz und Spiel, Akrobatik und Theaterszenen, zumeist so angelegt, dass auch ich zu kleineren Aktivitäten herangezogen wurde, etwa zu einem sehr lustigen Sketch oder bei der Steck-Montage eines Schulmodells aus Holzklötzen (R. Gschwind) oder als Drehpunkt einer langen Einrad-Kette,- das alles eingebettet in viel Musik, begleitet von einem großen und begeisterten Publikum, und ausgezeichnet von den Schülersprechern moderiert. Als besonders gelungen empfand ich eine Szene aus „Leonce und Lena“ (Büchner) mit feinen Anspielungen auf meinen gegenwärtigen Zustand,- mich tief rührend auch die große Schar

anwesender Ehemaliger, die alle Abiturientenjahrgänge dieser Schule vertraten und sich bedankten. - Zwei vornehm gekleidete junge Herren, die meine Frau und mich von unserer Wohnung zu dieser Veranstaltung mit feinem Wagen abgeholt hatten, brachten uns zu einer kurzen Ruhepause wieder heim,- dann ging es an den Starnberger See, wohin das Kollegium zu einer prachtvollen abendlichen Rundfahrt auf gechartertem Dampfer eingeladen hatte (E. Frank). Unvergessliche Bilder von diesem ausnehmend lauen Sommerabend: Zu den Klängen der Big-Band (Nicolaescu) saß man an Deck, das Schiff glitt am dicht besetzten Ufer (mit fröhlich winkenden Badegästen) entlang, ein köstliches Buffet stand bereit, man plauderte und tanzte, gekonnte kabarettistische Einlagen begeisterten immer wieder mit ihren herzlich-boshaften Anspielungen,- und die vielen lieb gewonnenen Menschen um mich herum!

Nach dem Jahresabschluss-Gottesdienst am nächsten Morgen versammelte sich die Schulgemeinde zur offiziellen Verabschiedungsfeier wiederum in der Turnhalle. Vor großem Publikum sprachen der Ministerialbeauftragte für die Gymnasien, der Landrat, der Bürgermeister, der Realschuldirektor, der Personalratsvorsitzende und der Vorsitzende des Elternbeirats; das Schlusswort sprach ich selber (alles zusammengefasst im Video: „Reden nach der Schule“). Musik von Haydn, Mozart und Orff erklang,- als mich überaus beglückendes „Finale“ (nur soviel war im Programm angekündigt!) ertönte schließlich das ohne mein Wissen einstudierte „Halleluja“ aus Händels „Messias“ (man wusste in meiner Umgebung, wie viel mir Händels „Messias“ bedeutete!), dargeboten von einem aus Schülern, Lehrern, Eltern, ehemaligen Schülern und sonstigen Freunden dieser Schule zusammengesetzten Orchester und sehr großem Chor,- es verschlug mir die Sprache, ich sprang unwillkürlich auf, wie auch das Schlussbild des von der Filmgruppe (W. Weiße) Video-Films („D`Schulzeit is vorbei“) zeigt. (Dass ich von dieser Darbietung tatsächlich völlig überrascht wurde, wollte man mir zunächst nicht glauben: Überall im Hause sei doch zu jeder Tageszeit ein Halleluja zu hören gewesen,- nur ich Ahnungsloser hatte davon nichts bemerkt!) - Zum anschließenden Empfang erschien auch Leitender Ministerialrat Dr. Pütterich und beendete unsere vieljährige, nicht immer ganz einfache, aber ungetrübte und von gegenseitigem Respekt geprägte Zusammenarbeit mit Worten, die mich herzlich freuten, ebenso trefflich gelungen die vorangegangenen Ausführungen des Ministerialbeauftragten (und gleichzeitig Vorsitzender des Philologenverbands) und die feinsinnigen Bemerkungen Gerhard Vogels (Personalrat). - Am Abend ging es zum Ball in die Ratsstuben, wohin der Elternbeirat geladen hatte. Dabei strömten so viele herbei (Eltern, Schüler, Lehrer, Ehemalige), dass die Hälfte der Gäste stehen musste und es mir unmöglich war, allen die Hand zu drücken. Und wieder mit vollem und größte Begeisterung auslösendem Programm: Besonders erfreuten mich

zwei Rosenbäumchen, an denen viele, viele Briefe der Kolleginnen und Kollegen hingen (was drinnen stand, lasen Gretl und ich noch spät in der Nacht daheim,- es war sehr bewegend), sodann wurde mir vom Elternbeirat eine Sitzbank (mit aufgestickten Unterschriften) als Abschiedsgeschenk übergeben. Eine kabarettistische Gesangsdarbietung einer aparten Damen-Riege (Kolleginnen) mit lustig-frechen Texten zu alten Schlagermelodien rundete diesen überaus gelungenen Abend vollmundig ab.

Einen solch großartigen Abschied von der Schule hätte ich mir niemals zu erträumen gewagt. Heute, im Abstand von über einem Jahrzehnt, stehen diese ereignisvollen Tage noch äußerst lebendig vor mir. Sie halfen mir sehr beim erst allmählich einsetzenden, insgesamt doch etwas schwierigen Ablösungsprozess,- und wahrscheinlich war es für mein Wohlbefinden im nachfolgenden Lebensabschnitt ein ganz besonderer Glücksfall, mit diesen schönen Erlebnissen meine Berufstätigkeit abschließen zu können. Ich möchte, noch weiter gehend, annehmen, dass es ganz allgemein für das Wohlbefinden eines jeden Ruheständlers ziemlich wichtig ist, ob er auf Anerkennung und einen harmonisch verlaufenen Abschied aus der Verantwortung des Berufslebens zurückblicken kann oder ob er frustriert und ungeduldig seinen ungeliebten Tätigkeiten zu entfliehen trachtet.

Eingebunden in den Ernst des Lebens:

Bedrohungen - Lösungen

Unbedrohtes Leben gibt es nicht. Trotzdem neigen wir dazu, unser Alltagsleben so zu gestalten, als ob wir unbedroht dahinleben könnten. Sicher eine weise Einrichtung, diese Verdrängungsmöglichkeit, denn ohne die Fähigkeit, Ängste (im Extremfall die Todesangst,- aber auch die sonstigen Lebenssorgen) auszuschalten oder wenigstens auf ein erträgliches Maß zu reduzieren, gäbe es wohl kaum die unbeschwerte Lebensfreude, kurzum das, was wir, ernsthaft (!), als Lebenslust bezeichnen.

Das mag zu anderen Zeiten und in anderen Lebensräumen nicht immer möglich gewesen und auch jetzt noch nicht so sein. Das Fernsehen schickt uns täglich Bilder ins Haus, die so schreckliche Lebensverhältnisse dokumentieren, dass es schwer fällt, sich die dargestellten Menschen als auch nur annähernd lebensfroh vorzustellen, als angstfrei, als Wesen, die sich nicht ständig in ihrer Existenz bedroht fühlen.

Trotz lebensbedrohender Kriegserlebnisse und riskanter Lebensumstände im elenden Nachkriegsdeutschland, die mich frühzeitig gelehrt haben, Bedrohungen vielleicht schneller und klarer zu erkennen und mich mental und physisch besser gegen sie zu wappnen, als es den nachrückenden Generationen hierzulande mangels entsprechender Erfahrungen möglich ist, gehört es wohl zu einer meiner Ureigenschaften, das Schicksal, mein Schicksal, nicht in unnötiger Weise herauszufordern. Schon als Junge gefiel mir nicht, mit welcher Unbefangenheit Gleichaltrige sich sinnlos Gefahren aussetzten. Gewöhnlich stufte ich derlei Herausforderungen als Dummheit ein und hielt mich raus,- hatte auch nie das Bedürfnis, mir auf diese Art beweisen zu müssen, welch toller Kerl ich sei (- noch am ehesten, wenn es um sportliche Leistungen ging -). Auch im Kriege erlebte ich, dass Heldenmut der Unvernunft fatal eng benachbart ist. Hinzu kam auch, dass ich in der fast grenzenlosen Freiheit meiner Kinderjahre in Busteni (ebenso während der Gymnasialzeit in Kronstadt) gelernt hatte, selber zu überlegen, wie weit ich mich in dieser oder jener Bestrebung ungefährdet vorwagen dürfe,- auch das Klettern am Bucegi war eher eine Erziehung zu Umsicht und Eingrenzung, als eine Herausforderung zu besinnungsloser Tollkühnheit.- Und als Angehöriger einer Minderheit inmitten fremdländischer Mitbürger war uns ja im Umgang mit anderen ohnehin und geradezu automatisch eine gewisse

Vorsicht anerzogen worden.- Auch übertriebener Ehrgeiz, dessen Negativfolgen ich zeitlebens an anderen beobachtete, empfand ich als eine Art Bedrohung, der ich mich nicht auszuliefern gedachte,- ebenso wenig dem hierzulande gefährlichen Hang zu einem zähen Streben nach immer größerem Wohlstand und anzuhäufendem Reichtum.

Aber es gibt eben auch jene Bedrohungen,- ähnlich den aufoktroyierten Kriegsgefahren und nicht vorhersehbaren Naturkatastrophen -, die nicht vom eigenen Handlungswillen abhängen, sondern vielmehr wie ein unabwendbarer Schlag niedersausen und vieles oder gar alles in Frage stellen. Einige wenige, die aber allesamt mit dem Gefühl verbunden waren, dass mir plötzlich der Boden unter den Füßen weggezogen würde, möchte ich in diesen „Erinnerungen“ festhalten, denn sie prägten entscheidend mein Lebensgefühl in den dargestellten Jahrzehnten meiner beruflichen Entfaltung und unserer familiären Gemeinsamkeit,- auch und besonders das seither unabdingbar ins Bewusstsein gerückte „memento mori“.

Gemeint sind natürlich in erster Linie gesundheitliche Gefährdungen, vor denen ich während der vier Jahrzehnte meiner beruflichen Tätigkeit unbegreiflicher Weise nahezu verschont blieb. Gefährlich wurde es für mich nur, wenn ich, ungewollt leichtsinnig, meine physischen Kräfte schonungslos einsetzen musste, um etwa eine unumgängliche Arbeit zufriedenstellend zu vollbringen oder eine drohende Gefahr abzuwenden,- das betraf vor allem die sehr intensiv gelebten Jahre meiner Unterrichtstätigkeit am Gymnasium Starnberg und den Auf- und Ausbau meiner Schule in Geretsried.

Das schlimmste Ereignis dieser Art : Nach einem ohnehin anstrengenden Arbeitstag, mit obendrein vielstündiger Konferenzleitung bis in den Abend hinein, falle ich - Gott sei Dank erst daheim! - bewusstlos um; der schon nach wenigen Minuten anwesende Hausarzt findet keine Ursache außer eben dieser maßlosen Überanstrengung - und behandelt die klaffende Stirnwunde.

Unterzog ich mich während meiner ersten Chef-Jahre noch einigermaßen regelmäßig den sogenannten Vorsorge-Untersuchungen, unterließ ich diese seit Beginn der achtziger Jahre (bis heute noch),- bringe mir trotzdem und umso nachdrücklicher täglich dankbar ins Bewusstsein, dass ich noch nie in einem Krankenhaus habe liegen müssen,- dass so etwas allerdings eines Tages nötig werden könne.

In diesem Zusammenhang ist es, weil biografisch ja nicht uninteressant, schon wichtig, wenn ich meine nur schwer zu überwindende Abneigung gegen ärztliche Behandlung erwähne. Woher sie kommt bzw. welche Motivstränge sich zu einer solchen Aversion miteinander verflechten, ist schwer deutbar. Eine instinktgebun-

dene Angst? Sie dürfte auch Frucht einer sehr modernen, anhaltend „schicken“ Skepsis gegenüber der sogenannten Schulmedizin sein, der man ja vorwirft, nicht ernsthaft genug alternative Heilmethoden zu erproben und anzuwenden (die moderne Chirurgie und andere medizinische Fortschritte, die auf einem anderen Felde liegen, natürlich ausgenommen).- Übrigens fanden wir als Familie schon bald Anschluss an die anthroposophische Medizin, was bei meiner damaligen Verbindung zur Steiner-Schule nahelag, so dass auch unsere Kinder vorwiegend in dementsprechenden Heilverfahren kuriert wurden). - Meine Abneigung gegen ärztliche Behandlung hängt emotional vielleicht auch damit zusammen, dass ich während der sogenannten Aufbaujahre Zeuge einer sehr raschen Entwicklung des Ärztestandes zu einem noch nie da gewesenen Wohlstand wurde. Neidgefühle? (Mit offenem Mund sich anhören zu müssen, wie der tüchtige Zahnarzt mir von seinen Häusern in Spanien vorschwärmt und wie großartig die Segeltörns im eigenen Boot quer durchs Mittelmeer seien, wäre ja noch erträglich gewesen, wenn er, wie es so oft auch andere Ärzte taten, anschließend nicht darauf zu sprechen gekommen wäre, wie herrlich wir Beamten es mit unserer Pensionsberechtigung hätten. Welche Verknennung bzw. Verschleierung der tatsächlichen Finanzabsicherungen,- man betrachte etwa nur den Lebensstil mir gleichaltriger Ärzte im Ruhestand!)

Seit langem beobachte ich außerdem, wie sich da und dort in unserem Bekanntenkreis der allzu häufige Arztbesuch geradezu negativ auf die Gesundheit auswirkt,- wie dadurch auch ständig neue Ängste geschürt werden (denn es findet sich doch fast immer eine zusätzlich notwendige Therapie);- ja, viele (vielleicht dereinst auch ich?) sind schon so weit verunsichert, dass sie sich nicht gesund dünken, selbst wenn sie sich wohl fühlen,- vielmehr muss erst der Arzt ihnen bestätigen, dass sie sich gesund fühlen *dürfen* - will sagen, sie verlieren ein naturgegebenes Grundvertrauen in die ihnen eignenden Heilungskräfte,- nicht sie haben zu gesunden (dazu gehört auch Geduld!), sondern der Arzt hat sie so rasch wie möglich zu reparieren. Vielleicht hat eine solche sich verändernde Grundeinstellung zu Krankheit und Gesundungsprozess noch nachhaltige negative Auswirkungen auf ein zukünftiges Körperverständnis im Fortgang unserer Zivilisation. Naiv natürliche Grundeinstellungen werden offensichtlich auch in diesem Lebensbereich leichtsinniger Weise geschwächt und durch übertriebene Möglichkeitseinstellungen ersetzt.

Andererseits hatte ich genug Gelegenheit, ärztliche Hilfeleistung voll zu bewundern,- hingebungsvoller, ja hochidealistischer Einsatz, der nicht nur des lieben Geldes wegen geleistet wird, (- hier etwa dem Tun des seinen Beruf richtig auffassenden Pädagogen vergleichbar, der ja ohnehin für alles, was er über seine unmittelbaren Pflichten hinaus leistet, nicht zusätzlich entlohnt wird; sein Lohn ist völlig anderer Art,- erheblich wertvoller als es eine Geldzuwendung zu sein vermag).

Und dann sausten, im Abstand etlicher Jahre, zwei Hiebe auf uns nieder, die unser Leben veränderten,- auf uns, die Familie, die sich bislang guter Gesundheit erfreute,- wir Eltern immer wieder bedenkend und es auch aussprechend, wie glücklich wir uns schätzen könnten, zwei gesunde und vielseitig begabte Kinder zu haben,- ich meine die beiden Brustoperationen, denen Gretl sich unterziehen musste,- erlebten dabei allerdings auch unmittelbar, wie großartig die Medizin heutzutage eben doch helfen kann.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen Krankheitsbericht aufzuschreiben. Aber die Stationen und Wirkungen seien doch benannt,- vielleicht auch, um Nachfolgenden zu zeigen, wie so eine Erkrankung und Genesung in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts ablief:

Dr. B. diagnostizierte den Verdacht, Dr. M., der Chirurg, schloss sich dem an, der im selben Haus in Münchens Maximilianstraße praktizierende Röntgenologe bestätigte den Befund. Nur wer Ähnliches erlitten hat, kann mitvollziehen: Wir waren wie vom Donner gerührt,- Gretl hielt sich überragend und bewundernswert tapfer, ich fühlte mich genau so betroffen wie sie. Gleichzeitig erfasste uns ein geradezu ungeheurer Wille, mit dieser Bedrohung physisch, seelisch und auch strategisch fertig zu werden.

Operation im Krankenhaus Bogenhausen (Dr. M., assistiert von Dr. B.), dort nur kurze Verweildauer, dann Erholungswochen daheim in Wolfratshausen; dem folgte die wiederum sehr belastende Phase der Bestrahlungen (ich brachte Gretl zum Röntgenologen,- umwanderte, während sie sich im Bunker den bedrohlichen, aber für eine anhaltende Gesundung als unerlässlich angesehenen Strahlen aussetzen musste, mehrmals den Stachus,- geradezu geistesabwesend, nein: eher -anwesend;- anschließend lange gemeinsame und ein wenig entspannende Spaziergänge in der Pupplinger Au). Alle zwei Tage gab ich Gretl eine Spritze des von uns sehr geschätzten Mistelpräparats Iscador. Die Erholung schritt erstaunlich gut voran,- ganz allmählich stellte sich wieder eine gewisse Normalisierung in der Verrichtung der Alltäglichkeiten, bei mir natürlich auch die der Berufsausübung, ein. Sehr tiefe Verbundenheit zwischen uns beiden,- tagsüber im häufigen Beisammensein mit vielen Gesprächen, nachts in Konzentrationen besonderer Art, die ich - (etwas gehemmt, das überhaupt zu erwähnen) - als Meta-Erlebnisse bezeichnen möchte,- sie prägen bis heute meine Grundeinstellung über mögliche mentale Verbundenheiten und Weckung heilender Kräfte.

Gretl widmete sich ab dieser Zeit in vermehrtem Maße der Malerei, in der sie es mittlerweile (und anhaltend!) zu sehr schönen Ergebnissen gebracht hat. - Das Er-

gehen in der Natur, auch mäßige Reiseferien (z.B. mit Keesens am Lago Maggiore) trugen das ihre dazu bei, sich wieder zu fangen. Aber es dauerte seine Zeit, bis der Druck nachließ und schließlich einem neuen Lebensoptimismus wich.- Natürlich war nicht *mein* Leben, sondern das meiner Frau bedroht. Von der Intensität, mit der die Bedrohung und ihre Abwendung erlebt und erlitten wurden, empfand ich zwischen uns beiden keinen spürbaren Unterschied,- ein unglaubliches Erlebnis, diese Identität im Leiden und vor allem im Überlebenswillen,- so von mir schon damals ganz bewusst erlebt (und nicht hier erst nachträglich gedeutet). - Bange, aber zunehmend zuversichtliche Monate danach,- wir spürten, dass wir hoffen durften.

Und dann, etliche Jahre später, der zweite Hieb: Eine weitere Operation erwies sich als unumgänglich,- von uns zunächst als ein arger Rückschlag gedeutet und so auch empfunden. Prof. H., zu dem Gretl schon ab der ersten Begegnung großes Vertrauen hatte, erwies sich als ein außergewöhnlich souveräner Chirurg und als ein Heilkundiger, dem es gegeben war, eine spürbare Zuversicht auszustrahlen.- Tägliche Fahrten ins Klinikum Großhadern, wo Gretl bestens aufgehoben war und wiederum bewundernswert das ihr Auferlegte ertrug. Und schließlich der Tag, an dem alle Ergebnisse vorlagen und Prof. H. Gretl mitteilte, dass nicht nur der Eingriff gut gelungen sei, sondern dass weder eine Bestrahlung noch eine sogenannte Chemotherapie nötig sei. Ungeheure Erleichterung, dass sich die weiteren Maßnahmen nur noch auf ein zwar sehr teures, aber offensichtlich richtiges Präparat beschränkten,- wie sehr es geholfen hat, erwiesen die verflossenen zwei Jahrzehnte,- eine Zeitspanne, die mittlerweile längst bestätigt hat, dass Gretl nicht nur von einem zähen Lebenswillen erfüllt blieb, sondern sich insgesamt wieder ihrer sehr guten Gesundheit erfreuen kann.

Schon nach Gretls erster Operation fanden wir in unserer Tochter Mikala tatkräftige Unterstützung, indem sie von Kempten,- wo sie inzwischen so sehr erfolgreich das Abitur bestanden hatte, dass ihr alle Studienrichtungen offen standen -, zu uns zurückkehrte und den Haushalt führte. Zwar fühlten Gretl und ich uns noch nicht in jenem Alter, wo sich die elterliche Fürsorge für die Jungen dann allmählich in eine Betreuung der Eltern durch die Jungen umzukehren beginnt, aber es tat sehr wohl, sich in unserer Verfassung nicht allein gelassen zu fühlen, sondern tatkräftig gestützt zu werden. Familie nicht nur als Nest und Zufluchtsort, sondern auch als tatkräftig zusammenstehende Gemeinschaft, besonders wenn Gefahren drohen.

Während Gretls zweitem mehrwöchigen Krankenhaus-Aufenthalt fanden Florian und ich uns im Haushalt einigermaßen zurecht (ich erweiterte meine Kochkenntnisse und lernte sogar Oberhemden bügeln). Ob unser Bub beim ersten Malheur so richtig

mitbekommen hatte, wie ernst die Situation sei, weiß ich nicht,- ich denke schon, auch wenn er sich eher bedeckt hielt. Heute neigen wir zu der Ansicht, dass wir mit ihm offener und öfters darüber hätten sprechen sollen,- obgleich es mir ein ungelöstes Problem zu sein scheint, wie weit man da insbesondere bei Kindern gehen kann, ohne nachwirkende Schäden auszulösen. - Ich meine auch heute noch, dass er sich damals eine gewisse Fähigkeit, sich auch mit dem Unangenehmen abzufinden beziehungsweise auch dann nicht panisch auszurasen, wenn Bedrohliches ansteht, selbst aneignen hat.

So hielt er sich auch angemessen tapfer, als er schon vor Gretls erster Operation zusammen mit seiner Mutter und Schwester ein Schuljahr lang in Kempten verbrachte und dort die erste Klasse des Allgäu-Gymnasiums besuchte (wo ich selber das Abitur abgelegt hatte), dessen Direktor ein Schulfreund von mir war.

Zu dieser vorübergehenden Wohnort-Veränderung war es gekommen, weil Mikala, nur noch zwei Jahre vom Abitur entfernt, sich in einer nicht unmotivierten, aber turbulenten und aufreibenden Abkehr von ihrem bisherigen Gymnasium in Starnberg, wo sie bis dahin sehr erfolgreich war, unbedingt in eine Schule mit Kollegstufe überwechseln wollte, und eine solche gab's zwar schon in Kempten, nicht aber am Starnberger See. Hinzu kam, dass meine Schwiegermutter, seit kurzem Witwe und mittlerweile von Fürstenfeldbruck nach Kempten in eine Eigentumswohnung umgezogen, unser aller verstärkter Zuwendung bedurfte,- und als dann zufällig noch eine kleine Wohnung im großen Neubau am Göhlenbach, eben im Hause meiner Schwiegermutter, frei wurde, waren wir alle der Meinung, dass wir zugreifen sollten,- und dieser Entschluss erwies sich auch dauerhaft als richtig. Florian musste zwar in den etwas sauren Apfel der dortigen Gymnasialeinschulung beißen (ehe er dann, ohne Schaden genommen zu haben, ab nächstem Schuljahr in meine Schule in Geretsried überwechseln konnte), und Mikala war auf diese Weise gut versorgt (sie verblieb dann bis zum Abitur in Kempten, bewohnte im letzten Schuljahr mit einer Freundin die Wohnung meiner Schwiegermutter, die mittlerweile in ein Altenheim umgezogen war),- und Gretl konnte sich während dieses komplizierten Jahres auch sehr viel um ihre Mutter kümmern. Von dieser vorübergehenden Regelung war insofern natürlich auch ich betroffen, als ich nun von Montag bis Freitag nach meinem Berufstag allein in unserm Haushalt in Söcking zurechtkommen musste;- aber abgesehen von den weiten Autofahrten am Wochenende war dies doch eine gute Zeit, in der sich manches stabilisierte und wir auch sehr schöne Wanderungen mit Familie Kees im wunderbaren Allgäu unternahmen.

An dieser Stelle möchte ich einflechten, dass wir beide, Gretl und ich, zum Zeitpunkt dieser überstandenen Krisen bereits unsere Väter verloren hatten.

Mein Vater starb nach kurzer schwerer Krankheit am 5. April 1968 in Kempten. Ich war weder über die Art der Erkrankung noch über die Möglichkeit, dass Vater sie nicht überleben würde, rechtzeitig und hinreichend informiert worden,- einziger bedauerlicher Grund dafür, dass ich ihn nicht noch einmal, ein letztes Mal, besuchte. Zwar hatten wir uns in den letzten Jahren nicht allzu häufig gesehen,- er schien mir sehr eingebunden in seine neue Familie (und dort eben gut aufgehoben und auch den Umständen entsprechend zufrieden), und auch ich war zu dieser Zeit beruflich so sehr belastet, dass mir der Gedanke, er könne uns jetzt schon verlassen, gar nicht gekommen war. Eine merkwürdige Scheu hielt mich auch nach seinem Tode davon ab, mir sein Ableben in allen Einzelheiten erzählen zu lassen. Auch hatte ich während seiner letzten Jahre den Eindruck, dass er sich für die Alltäglichkeiten unseres familiären Lebens und meines beruflichen Tuns nicht mehr so sehr interessierte,- vermutlich vertraute er darauf, dass sich alles in geordneten Bahnen zum Guten hin bewegte,- und geradezu typisch Schielisch war es ja, in so einem Fall nicht viele Worte zu machen,- machen zu müssen. Sicher war auch die Tatsache seiner Wiederverheiratung, die ich, wie schon erwähnt, aus Vernunftgründen ja gebilligt hatte, ein Grund dieser schleichenden Distanzierung,- es fiel mir zusehends schwer, mit ihm in gewohnter Weise unbefangen zu sprechen, wenn, wie fast immer, seine Frau anwesend war, die sich grundsätzlich in jeden Gedankenaustausch einschaltete und die Gespräche zwanghaft dominierte. Was oft zur Folge hatte, dass ich nach manchem Besuch das ungute Gefühl hatte, ihm kaum etwas von mir und dem, was mein Leben prägte und mir gegenwärtig bedeutete, erzählt zu haben.

Erst mit zunehmendem Alter kann man nachdenkend erkennen, was man von seinen Eltern mitbekommen hat und welche Wesenszüge und Fähigkeiten durch sie geformt worden sind; das gilt bei mir für Mutter und Vater gleichermaßen, ich betrachte mich diesbezüglich,- also von den Ansätzen her und nicht von dem, was ich daraus gemacht habe - als eine gleichmäßige Mischung.

Kein Jahr später (am 5. Februar 1969) verließ uns Gretls Vater. Auch sein Ableben kam überraschend, wenngleich wir ungefähr ahnten, dass er unter einem Herzleiden mehr litt, als er anderen über Jahre hinweg zuzugeben bereit war. Beide Schwiegereltern huldigten, seitdem ich sie kannte, religiösen Auffassungen, denen zufolge eine positive geistige Grundeinstellung der Krankheit keine Chance bieten dürfe. - Für uns schon deshalb ein sehr spürbarer Verlust, als er in den Jahren seines Wohnaufenthalts in Fürstfeldbruck, von wo aus er seinen erfolgreichen Geschäften mit der Bundesbahn in München leichter nachgehen konnte als vom vorigen Standort Kempten, sich sehr um uns kümmerte: Immer bereit einzuspringen, wenn wir Hilfe brauchten (etwa die Schwiegereltern als gelegentliche Babysitter sowohl noch in

unserer Zeit in München als dann auch in Söcking),- ein von den Enkelkindern heiß geliebter Opa, der seine Verbundenheit mit jedem einzelnen in der Familie schon dadurch fühlbar machte, dass er jeden so herzlich innig anschauen konnte und immer bereit war, zuzuhören. Insbesondere Mikala genoss das auf vielen Spaziergängen, wo sie köstlich unbefangen drauflos schnatterte, was „Vati“ geradezu begeistert mit seinen Einwüfen nur noch weiter anzustacheln vermochte - und sich herzlich darüber freute. Wir verbrachten viele Wochenenden bei den Schwiegereltern in Fürstfeldbruck, von „Mutti“ bestens bekocht und von Vati im Auto hin und her gefahren,- Tage herrlicher Entspannung für uns beide, an denen wir wieder einmal so richtig durchatmen konnten.

Die Sterblichen Überreste unserer beider Elternpaare ruhen im Städtischen Friedhof Kemptens.

Mit dem letzten Beispiel einer großen Bedrohung, die sich trotzdem leichter und lockerer erzählen lässt als das eben Festgehaltene, möchte ich dieses Kapitel schließen: Auf einer der vielen Fahrten nach Griechenland hatten wir einen schweren Verkehrsunfall. Wie so oft in den Jahren vorher und nachher, worüber noch ausführlich zu berichten ist, fuhren wir zu frühester Morgenstunde auf der Autobahn in Richtung Ancona, von wo wir noch am selben Abend mit der Fähre nach Patras auslaufen sollten.

Kurz vor der Po-Brücke bei Mantua - eben dämmerte es bei stark dunstigem Wetter - füllten wir an der dortigen Tankstelle unsern Benzintank auf, und Gretl löste mich am Steuer ab. Mitten auf der langen Brücke, wo wir gewöhnlich ein wenig langsamer fuhren und den Fluss zu beäugen pflegten, krachte ein Fahrzeug von hinten auf uns auf: schrecklich lauter Knall und heftigster Schlag, Gretl hielt krampfhaft das Steuerrad fest, und auch ich griff mit voller Kraft zu, wir schlitterten auf die linke Spur, von dort an die Planken des rechten Brückengeländers, an dem wir eine gehörige Strecke entlangschrammten, ehe der Wagen stehen blieb. Nichts wie raus, was nur auf der Fahrerseite möglich war. Da keine Standspur existierte und der gottlob noch etwas spärliche Überholverkehr uns ausweichen konnte, kam es zu keiner weiteren Auffahrt, die unter Umständen unser Ende bedeutet hätte. Wir standen am Geländer und starrten fassungslos auf den tiefgelegenen Wasserspiegel unter uns. Auch stellten wir fest, dass die Schrammspur auf der ganzen rechten Seite und nur wenige Zentimeter unterhalb der Tanköffnung verlief. Bevor wir uns so richtig ausmalen konnten, wie leicht es hätte sein können, dass unser Wagen in Flammen aufging oder wir vom (weiter hinten haltenden) Verursacher dieser tödlichen Bedrohung sogar in den Fluß hätten bugsiert werden können, wurde uns bewusst, dass wir eiligst von hier verschwinden mußten. Wir liefen zum

Brückenende, und während ich die Anrufsäule betätigte, sah ich, wie in weiter Ferne am anderen Ende der Brücke Straßenwärter bereits begonnen hatten, mit einer Kette qualmender Funzeln den Verkehr von der rechten Spur auf die linke umzulenken, auch dauerte es nur wenige Minuten, bis die Polizei eintraf. Festzustellen, dass der Verursacher (drei Männer auf der Fahrt zur Frühschicht; vielleicht war der Fahrer eingeschlafen) auch der Schuldige sei, fiel nicht schwer und wurde auch nicht bestritten. Ein Abschleppwagen war bald zur Stelle, der Besitzer einer Werkstatt in einem nahe gelegenen Städtchen sprach deutsch, was die weitere traurige Abwicklung, die ich hier nicht in allen Einzelheiten festhalten will, wesentlich erleichterte. - Aus der griechische Traum für heuer? - (Aber wir flogen dann doch noch ins Land unserer Sehnsüchte!) - Am selben Abend trudelten wir hundemüde, aber auffallend lebensfroh mit dem in Modena besorgten und mit unserm ganzen griechischen Gepäck voll gestopften Leihwagen daheim ein. Meinen total demolierten Opel, eine alte Kiste Gott sei Dank, brachte eine hiesige Abschleppfirma einige Tage später herbei,- zwar schrottreif, aber auf diese Weise sparte ich viel Zeit und Geld in Italien. Ein Rechtsanwalt in Verona vertrat meine weiteren Interessen,- was er erstritt, reichte knapp aus, um die mir entstandenen Kosten zu decken,- aber ein neues Auto musste dann doch ich allein bezahlen.

Je mehr wir Abstand gewannen und immer wieder darüber nachdachten und alles besprachen, desto klarer wurde es uns, dass wir in dieser und auch in allen anderen Bedrohungen doch noch sehr viel Glück gehabt haben,- übrigens ist dies eine durchaus zutreffende Aussage für Menschenschicksale ganz allgemein in unsrer insgesamt immer bedrohlicher werdenden Zeit,- in unserem Lebenszeitalter.

Dass es über die hier dargelegten „Bedrohungen“ hinaus noch sehr viel anderes gibt, was sich wie eine schwere Gewitterwolke über die Menschen und diesen Globus legt, ist zwar kein unmittelbar biografisches Thema, gehört insofern aber doch auch in diese Aufzeichnungen, als wir, als relativ gut informierte Zeitgenossen, die es sich obendrein zu einer anhaltenden Pflicht gemacht haben, sich umfassend durch die Medien, eigene Gedanken und aufgespeicherte Lebenserfahrungen ein Bild der vorhandenen Umstände zu schaffen, ja nicht blind sind gegenüber den langfristig angelegten Gefahren, die dieser Menschheit und unserem Blauen Planeten drohen: der anhaltende, ja wiederauflebende Trieb vieler Staatsmänner, Probleme kriegerisch und nicht friedlich-evolutionär zu lösen, und die schleichende, aber systematisch angelegte Zerstörung unserer Umwelt. Ein weites Feld...! Wobei ich gestehen muss, dass ich zu denen gehöre, die in diesen globalen Überlegungen genauso in Widersprüche verstrickt bin wie so viele andere gleichaltrige Zeitgenossen: Ich bleibe Pazifist, kann mich aber der entgegengesetzten Logik, dass man über eine

rechtzeitige kriegerische Prävention manches noch viel Schlimmere verhüten kann, auch nicht ganz verschließen (- Nachtrag: Im auslaufenden Jahr 2002 verfolge ich fasziniert, wie es einem amerikanischen Präsidenten nicht nur gelungen ist, sein eigenes Volk in einen patriotischen Taumel zu versetzen, aus dem heraus jedwede militärische Aktion möglich zu werden droht, sondern wie es ihm gleichzeitig offensichtlich nicht möglich ist, einen friedlichen Ausweg aus der amerikanischen Sackgasse zu wollen, weil er in Kategorien zu denken und zu entscheiden scheint, die mir zutiefst fremd sind. -) Ich nehme wahr, dass die zunehmende Erderwärmung infolge menschlicher Eingriffe gestoppt werden muss,- und fahre dennoch mein Auto,- schwer aufzulösende Interessenkonflikte,- Standpunkte, die sich jeweils mit plausiblen Argumenten vertreten lassen,- der Einzelmensch steht mittendrin, teils ohnmächtig, weil die Entscheidungen ganz anderswo fallen bzw. sehr viele Weichenstellungen bereits erfolgt sind, teils auch vom egoistischen Wunsch beseelt, dass, wenn schon nicht auf der ganzen Welt, dann wenigstens in unserem Lebensraum, der Friede erhalten bleibe und auch ich mich ungestört der zivilisatorischen Annehmlichkeiten bedienen kann, die das Leben erleichtern und verschönern.- Die ewig währende Spannung zwischen Altruismus und Egoismus.

Eben doch so etwas wie eine Urheimat?

Mein Griechenland

Bereits bei einem der ersten Besuche,- wir hatten soeben den langwierigen Vorgang der Ausschiffung gut hinter uns gebracht und rollten nun von Patras auf der Küstenstraße zum einstündig entfernten Xylokastron dahin,- durchfuhr mich der Gedanke: Das hier ist so etwas wie deine Urheimat,- dieser sonnenerfüllte Küstensaum: Zur Linken das leicht schäumende tiefblaue Meer des Golfs von Korinth, dahinter schemenhaft die Bergzüge zu Parnassos, Helikon, Kitheron und Gerania hin, zur Rechten die wuchtigen Klötze der zur schmalen Ebene steil abfallenden peloponnesischen Gebirgszüge, jeweils getrennt durch tief eingeschnittene, schotterreiche Schluchten, die sich geheimnisvoll ins Ungewisse hinaufziehen,- und neben uns, viel zu schnell vorbeihuschend, die herrlichsten saftig-grünen Wälder der langnadeligen Küstenkiefer, unterbrochen von Ebenen, die mit geometrisch gegliederten Zitronenplantagen und hellgrünen Weingärten besetzt sind. Und überall, wo in diesem fruchtbaren Landstrich noch Platz geblieben ist, die wundervollen Ölbäume, im Winde silbrig schimmernd und sich wie im Tanze wiegend,- da und dort auch mahnende Zeigefinger dunkler Zypressen, - das alles kennst du ja, da warst du doch schon immer, alles ist dir so innig vertraut,- hier musst du längst vor diesen Besuchen gewesen sein - vielleicht sogar in einem früheren Leben? -, du befindest dich in deiner Urheimat, hast hier deinen Ursprung.

So gemeint: „Mein“ Griechenland,- unser seit über zwei Jahrzehnten geliebtes Feriendomizil, wo wir uns, auch mancher harmloseren Schwierigkeit und dieser oder jener Unbequemlichkeit zum Trotze, sehr gerne drei bis vier Wochen ab Mitte August in einer ganz anderen Lebenssphäre aufhalten und gebündeltes südliches „Licht-Wasser-Land-Menschentum“ einsaugen.

Merkwürdigerweise lernte ich dieses Land erst mit über Vierzig kennen. Natürlich hatte ich schon sehr viel darüber gelesen: Gemäß Goethe dieses Land ebenfalls „mit der Seele suchend“, mit G.Hauptmann, W.Hausenstein u.a. als kunstsinnigen Führern die antiken Stätten bestaunend,- sehr stark (vor allem gefühlsmäßig) vorgeprägt auch durch Großvaters Reiseberichte und Bildbände an langen Kindheitsabenden in Busteni;- schließlich das durch Erhart Kästners fabelhafte Bücher geradezu zu einer Sehnsucht hochgesteigerte Verlangen, Land und Leute und

die Spuren der Vergangenheit zu erkunden und möglichst gründlich zu erfassen. Wahrscheinlich ein Glück, dass ich diese Frucht Griechenland nicht zu früh pflückte,- vermutlich befand ich mich jetzt eben genau an jenem Punkt meiner Lebensbahn, ab dem man allmählich zu lernen beginnt, unseren Erdkreis nicht nur in der Weite durchstreifen zu wollen (sich darin neugierig flüchtig zu verstreuen oder gar zu verlieren), sondern ihn auch in der Tiefe seiner historischen Dimension, der Mentalität seiner jetzigen Bewohner und seiner klimatischen und ästhetischen Qualitäten da und dort intensiver zu erleben. Einzutauchen in eine andere Lebensform,- und zwar durchaus jährlich in dieselbe, wie das der „erfrischenden Sommerfrische“ von ihren Ursprüngen her schon immer eignet,- sich in diesem einfacheren, vielfach noch „primitiven Süden“ gesund zu baden,- und so war`s dann tatsächlich.

Wie es dazu kam, dass wir das mittlere Griechenland und die Peloponnes für uns entdeckten? Wie so oft in Reiseangelegenheiten durch puren Zufall einer hiesigen Bekannten und deren schwärmerische Erzählungen. Dabei stellte sich heraus, dass ausgerechnet ein Ehepaar aus Wolfratshausen dort ein Haus besaß, das man für einige Wochen anmieten konnte. - Zum besseren Verständnis:

In Xylokastron (deutsch: Holzburg), im Ortsteil Synikismos (also im Vorort), lebt die Großfamilie Tsavára: Babúsch, der Stammvater, ein vortrefflicher Mann mit kantigem weißhaarigen Schädel, schlank und trotz seines Alters aufrecht in wiegendem Gang dahinschreitend, wortkarg, aber wenn, dann entschieden sich äußernd, trotzdem ein rührend liebender Vater seiner Töchter. Immer irgendwie berufsähnlich tätig,- für die hiesigen Verhältnisse ungewöhnlich zuverlässig,- der es, für uns rätselhaft, geschafft hatte, seine vielen Kinder durchzubringen. Sein Tod vor etwa zehn Jahren ging mir so nahe wie der eines lieben Verwandten.

Ihm zur Seite die Jajá, zierliche, aber energische Mutter (und vielfache Groß- und Urgroßmutter) mit recht munterem Mundwerk,- für den sehr einfachen Haushalt (Hof mit Hund und Katzen eingeschlossen) zuständig, was sie natürlich nicht hindert, wie alle Nachbarinnen stundenlang vorm Haus zu sitzen und für viele da zu sein (Griechen müssen eben so oft es geht miteinander reden),- inzwischen steinalt geworden (wohl bald an die 100),-- die Kinder natürlich längst flügge (Athen, Xylokastron, zwei in San Diego, eine Tochter in Wolfratshausen),- also notgedrungen weltkundig wie so viele Griechen, die anderswo Arbeit suchen *müssen* (mit dem Hintergedanken, natürlich nur so lange in der meist ungeliebten Fremde auszuharren, bis der allernötigste Grundstock für ein bescheidenes Leben im unvergessenen und unentbehrlichen Heimatort ausreicht).- Besuchten wir sie nach unserer Ankunft oder zwischendurch, bot sie uns zunächst immer grässlich große Zuckerbonbons an, die wir mindestens eine Viertelstunde lang im Mund herumwälzten,- später ging sie zu

Ouso über, dann ließ sie derlei Bewirtungen ganz sein,- also gehörten wir quasi jetzt auch zur Familie. Die Verständigung mit ihr war und blieb nicht einfach. Zwar akzeptierte sie kritiklos unser griechisches Gestammel, immer willens, uns zu verstehen (- im Vergleich zu Franzosen also nicht beleidigt, dass man ihre Sprache nicht beherrschte,- die es ja obendrein nicht lassen können, einen zu korrigieren, selbst wenn sie längst verstanden haben, was man meinte!). Und was die sonstige sprachliche Verständigung mit den uns umgebenden Griechen anbelangt, wurden wir im Laufe der Jahre natürlich etwas gewandter, weil wir doch einige hundert Wörter beherrschten, aber der Satzbau blieb trotzdem recht kümmerlich. Gab es in Xylo oder im übrigen Lande Übersetzungsprobleme, fand sich fast überall in kürzester Zeit ein „Jermanikó“, ein in Deutschland Gewesener, der dann liebend gerne dolmetschte. Im übrigen hat es mich nie gestört, ein Land zu bereisen, dessen Sprache ich nicht beherrschte; eher gegenteilig: erst dadurch fühlte ich mich so richtig in der Fremde.- Jajás religiöse Vorstellungen begriffen wir schließlich auch ein klein wenig: Ein wirres Gemisch apokalyptischer Visionen, verursacht durch die bösen Russen und Amerikaner, ein unvermeidlicher Höllensturz stand bevor,- was aber, Gott sei`s gedankt, keinerlei Auswirkungen auf ihre geradezu liebenswürdig-fröhliche Freundlichkeit hatte. Sie mochte uns, wir sie,- und das blieb all die Jahre so.

Eine der Tsavara-Töchter war mit einem Bayern verheiratet, dessen Schwester die Besitzerin eines der beiden Bungalows geworden war, den die beiden Ehepaare sich in den sechziger Jahren nicht unten im Ort (wie das bei Griechen geradezu zwingend üblich ist!), sondern auf einer Hochfläche etwa 200 Meter über der Küstenebene errichtet hatten. Dorthin gelangt man nur über eine sehr steile und kurvenreiche Straße, und von hier oben bietet sich dem Betrachter ein ganz herrlicher Ausblick auf das von grünen Plantagen umgebene Städtchen, aufs Meer und die dahinter aufgetürmten Gebirgszüge des Parnassos (Gegend um Delphi). Fährt man an der Kante des steil abfallenden Kiefernwalds entlang, gelangt man nach wenigen hundert Metern zu „unserem“ Haus,- dasjenige der Tsavara-Schwägerin liegt gerade noch in Rufweite - (mit einem recht lauten bayerischen Jodler, den ich auf unserm Dach ausstieß, teilte ich den lieben Nachbarn jeweils unsere Ankunft mit!)-, ebenfalls ein Haus in schönster Randlage vor herrlichst ausgebreitetem Panorama. Beide Häuser umgeben von vielen Zitrusbäumen, in den ersten Jahren auch von Gemüsebeeten und Weinreben, die aber mangels regelmäßiger Pflege nicht viel brachten,- in unserem Garten wurden auch Ölbaum-Pflänzchen gezüchtet.

Beide Häuser nach denselben Plänen im neugriechischen Betonschachtel-Stil ebenerdig und mit flachem Dach errichtet, unser geräumiges Wohnzimmer, wohlüberlegt „schön“ möbliert, mit großen Fenstern zu der an zwei Seiten verlaufenden sehr ge-

räumigen und vor allem schattigen Loggia, wo man sich - hitzebedingt - praktisch den ganzen Tag aufhält, daneben eine gut eingerichtete Küche mit großem Kühlschrank und kleinem Herd,- im nördlichen Bereich das Schlafzimmer, daneben noch zwei Einbettzimmer und schließlich ein geräumiger hübscher Baderaum mit allem zivilisatorisch Nötigen. - Hier würden wir es schon aushalten,- und wir hielten es aus, mehr als zwei Jahrzehnte alljährlich!

Der große Garten fiel sanft gegen die Meeresseite hin bis zur kiefernbestandenen Plateaukante ab, im Obstgartenbereich leicht terrassiert, damit das Wasser nicht abfloss, sondern versickern konnte,- im Gartenwinkel der mächtige Betonklotz unserer Zisterne, auf die wir während der ersten Jahre besonders angewiesen waren, ehe dann endlich Trinkwasser-Leitungen in der „Avra“ verlegt wurden, - so hieß nämlich dieses mit vielen Obstplantagen und Ölbaum-Hainen bestandene, etwa einen halben Kilometer breite und etwa doppelt so lange, nach allen Seiten fast senkrecht abfallende und fast unbewohnte Hochplateau. Avra heißt sowohl „Brise“ als auch „die Dunkle“,- wahrscheinlich einst dunkler (unheimlicher?) Kiefernwald,- aber auch die Brise existiert, am angenehmsten spürbar, wenn wir mittags aus der heißen Ebene in unsere luftigere Höhe herauf fuhren, wo wir vor der langen Siesta stets ausgiebig aßen und tranken [Bemerkung d. Hrsg.: Das stimmt nicht ganz: 'Mavra' heißt 'die Dunkle' und laut einem Freund von Christo hieß die 'Avra' früher 'Mavra' im Sinne von 'das von der Sonne Verbrannte' und wurde erst umbenannt, als Leute anfangen, sich dort oben anzusiedeln.]. Wochenlang die gleichen Speisen: frisches Weißbrot, verschiedene Käsesorten, Tomaten mit Zwiebeln, Oliven, Sardinen, sehr viel Salz dazu, und, am wichtigsten, viel Wein (nach einigen Jahren nur noch den geliebten Retsina), stets mit viel Wasser gemischt, (Gretl hat unsern Mittagstisch in einem lustig-bunten Stilleben festgehalten,- auch in vielen Filmszenen prosteten wir in beherzter Stimmung der Kamera zu). Eine köstlich befriedigende Mittagsstunde, der ich fast immer noch eine kürzere oder auch längere Weile folgen ließ, in der ich, am Loggia-Geländer lümmelnd, nichts weiter tat, als in diese von Tzitzikas (Zikaden) lärmefüllte, sonnenheiße Luft zum Meere hinunterzuschauen, die sich ungemein flink und geschickt umschwärmenden weißen Schmetterlinge oder das dahinsiegelnde Falkenpaar zu beobachten -- schönsten dolce far niente,- ehe auch mich der in diesem Lande unentbehrliche (und obligate!) Mittagsschlaf übermannte.

Nachdem die ersten Versuche, in den Schlafräumen zu nächtigen - selbstverständlich bei weit geöffneten Fenstern und Türen - wegen unausstehlicher Wärme scheiterten, gab`s nur die eine Lösung: Nachtlager auf dem Dach,- was wir dann zwei Jahrzehnte beibehielten. Und das hieß: Ich schleppte die Schlafzimmermatratzen (auf ungesicherter Treppe,- die Gretl übrigens zum schlimmsten Verhängnis hätte werden können, als sie auf halber Höhe stolperte und abstürzte,- Gott sei Dank von Schwa-

ger Sepp Kees aufgefangen, der zufällig unten vorbeiging!), hinauf in unser „Lager“ beim Kamin, gegen den oft urplötzlich nachts einfallenden Wind mit einer improvisierten, aus diversem Mobiliar zusammengebundenen Ballustrade einigermaßen geschützt.

Herrliche Abende und Nächte in unserem Schlafnest,- unter uns der immer noch leicht gewärmte Betonboden,- bald aber im leichten Lufthauch eines kühlenden Bergwinds, vor uns, jenseits der Dachkante, der Blick aufs beleuchtete Städtchen, dahinter das Meer, eher erahnt als erschaut (in stillen, aber meerbewegten Nächten auch „erhört“), auf dem die beleuchteten Passagierschiffe lautlos-sanft vorbeizogen und die unsichtbaren Nachtfischer dahintuckerten,- und schließlich über uns das Allerkostbarste, was man sich nur wünschen könnte: der Sternenhimmel, den wir zunächst nur seiner funkelnden Pracht wegen bestaunten, ehe wir uns nach und nach (aber das dauerte mehrere Jahre) an Hand von Sternkarten die Ordnung der Sternbilder einprägten, die wir dann stets begeistert begrüßten, sobald wir am gewohnten Fleck uns unterm Sternenzelt wiederfanden und eine lange Nacht vor uns hatten. Meine Himmels-Erregung hielt fast den ganzen Urlaub an: ich konnte mich nicht sattsehen, und wenn ich dann endlich doch eingeschlafen war, genügte das kleinste Geräusch, um mich wieder hellwach zu machen,- und dann verlängerte sich das Schauen in die nächsten Stunden hinein. (Schlafen konnte man tagsüber am Meer oder, wie ich sagte, in Herbst und Winter daheim!) Auf dem Rücken liegend, ermüdete das Schauen durch das Fernglas kaum, weil man sich aufstützen konnte (auch das Fernglas auf die Brillengläser),- und wenn ich dann wieder einige Zeit weg war, begeisterte es festzustellen, wie die ja erst durch einen Blick durchs Fernglas ihre volle Pracht entfaltende Milchstraße und alle uns bekannten Bilder sich mittlerweile um die Himmelsachse (Nordpolarstern) weitergedreht hatten. Meine nächtlichen Lieblinge neben Wega, Schwan, Adler, Herkules und Delphin (der aus unserer Perspektive doch tatsächlich geradewegs nach „Delphi“ schwamm!) die erst zu späterer Stunde so richtig gut sichtbaren Bilder des Pegasus mit anliegender Andromeda, der Kassiopeia, des Perseus, des Fuhrmanns (mit der blanken Kapella) und Stiers (hier meine besonderen Freunde der goldene Aldebaran und die Hyaden, natürlich auch die munteren Plejaden) und schließlich der unerschöpfliche und geheimnisvolle Orion. Mit einem Fernrohr, das anzuschaffen ich trotzdem all die Jahre zögerte, hätten wir vielleicht manches genauer und deutlicher sehen können; ich befürchtete aber, dass sich dann das Sichterlebnis qualitativ verändern würde und vielleicht eine Unruhe einsetzen könnte, die zu einer ganz anderen Form der Himmelsbetrachtung führte. - Die moderne Astrophysik interessierte mich nicht sonderlich,- die funkelnde Sternenwelt, wie sie mir mein Auge darbot, war mir stets genug,- eben das

wunderbare Sternenzelt, wie es wahrzunehmen uns unser wunderbarer Augensinn ermöglicht,- mit meinen Sinnen *wahr* genommen, nicht mit wissenschaftlichen Theorien eines entsinnlichten Makrokosmos,- jener ist nicht mein Sternenhimmel,- *meiner* funkelt mich an, mich ganz persönlich.- Den Himmel über längere Zeit beobachten ist eben nicht nur ein Ereignis oder eine Erkenntnis, sondern versetzt in einen Zustand.

Die eigentlichen Störenfriede auf dem Dach waren der Mond und - der Hund. Ich gewöhnte mir an, bereits daheim nachzuschauen, wann, leider, wieder Vollmond sein würde. Er überdeckte nicht nur das Sternenlicht, sondern störte empfindlich auch unsern Schlaf; erst behalfen wir uns mit Augenbinden, dann spannte ich einen großen Sonnenschirm über unsere Köpfe, der allerdings gut verankert sein musste, damit ihn plötzliche Böen nicht fortrissen,- trotzdem kostete es mich mitunter etliche Mühe, unser Schlafnest gegen heftige Windstöße zu verteidigen. Einige Male mussten wir mitten in der Nacht unseren Dachplatz räumen, wenn der Wind gar zu heftig wurde oder Gewitter im Anzug waren; verreisten wir für einen oder mehrere Tage, mussten die Matratzen natürlich ebenfalls vom Dach herunter. - Der Wolfshund: Wächter einer unweit gelegenen Bauschreinerei, die aus unerfindlichen Gründen ausgerechnet auf dieser schwer zugänglichen Hochfläche angelegt worden war. Er bellte nicht nur, wenn sich auf unserem Dach oder in seiner Nähe etwas regte, sondern heulte unbarmherzig und bemitleidenswert seine Einsamkeit in die Nacht hinaus,- wir gewöhnten uns mit der Zeit an ihn (und er wohl ein wenig auch an uns), andere Schlafnest-Bewohner, z.B. unsere Verwandten, brachten das nicht alle fertig,- denen es auch aus anderen Gründen, die ich nie erfuhr, in der Avra nicht so gut gefiel wie uns, und die sich uns dann auch nicht mehr anschlossen, wenn wir wieder gen Griechenland zogen,- was uns nicht störte, aber wunderte. Aber Trudel B. hielt nicht nur wacker auf dem Dache aus, sondern genoss ebenso wie wir die illustren Nachterscheinungen; während ihr Mann, Rudi B., in der Loggia sich ein Bett aufschlug, in das er sich auch während der Siesta verzog. An beiden Gästen gefiel mir sehr, wie sie sich in diesem Lande und den hiesigen Verhältnissen zurechtfinden,- Rudi ein landeskundlich Versierter, der die Gegenwart allzu gerne mit den Impressionen vergangener Griechenlandreisen verglich,- an den Abenden, wenn wir uns bereits aufs Dach verzogen hatten, saß er noch lange in der Loggia und hing seinen Gedanken nach,- in der Frühe war er gewöhnlich schon wach, wenn ich im Morgengrauen vom Dach stieg, den Kaffee aufsetzte und den Tisch deckte. Unvergesslich, das sei hier schon eingeleitet, sein „Fige“, wenn er das Gartentor hinter uns abgeschlossen hatte, sich auf den Beifahrer-Sitz zwängte und mir den Aufbruch signalisierte. Dass er ebenfalls malte und sich deshalb in der Natur die

Motive holte, war Ausgangspunkt vieler fachlicher Gespräche mit Gretl,- für mich immer wieder verblüffend, wie unterschiedlich Maler ein und dasselbe Motiv in ihre persönliche Kunstsprache übersetzen,- und verblüffend auch, wie liebevoll Rudi seine Malutensilien pflegte und sie vor sich aufbaute, bevor er in der Loggia eine Skizze auf den Malblock übertrug. Und was das Malen überhaupt anbelangt: Ringsum eine unglaublich künstlerisch motivierende Welt,- Gretl beinahe täglich mit Malkasten und Wasserflasche in der näheren Umgebung unterwegs, fast immer den Ölbäumen ergeben, deren windbewegte Blätter eine echte Herausforderung ans malerische Können bedeuteten. Was ich, als Untalentierter, besonders bei einem kurzen Besuch bei der auf ihrem Hocker Sitzenden genoss, war die Wahrnehmung, mit welcher Intensität sie sich ins Schauen hineinversetzte,- und natürlich wie gut es ihr gelang, den lebenden Baum wesensmäßig zu erfassen. - In diesen „Erinnerungen“ nicht zu unterdrücken (und deshalb hier eingeschoben) auch jenes Wiedersehen mit Bindernagels am Xylokastroner Busplatz, wo sie soeben den Bus verlassen hatten, mit dem sie aus Athen angereist waren und der eben wieder in die Hauptstadt abgefahren war, als Rudi plötzlich bemerkte, dass er seine Jacke mit allen wichtigen Papieren im Bus liegen gelassen hatte. Wir rasten auf der Landstraße dahin, konnten ihn am Ortsausgang tatsächlich überholen und zum Stehen bringen,- die Jacke lag noch unangetastet auf Rudis Platz.

Noch zur abendlichen Avra: Gingen wir zum Abendessen nicht aus, weil wir selber kochen wollten, erlebten wir die Nachtwerdung in der allmählich immer angenehmeren Kühle hier oben: Viele Gespräche (auch etwas temperamentvollere!), wenn es etwas zu bereden gab, und wunderbare Konzerte in der abgedunkelten Loggia,- hier konnte man so richtig aufdrehen, denn es gab ja niemanden, den man hätte stören können,- ganz ausgezeichnete Übertragungen auch von sommerlichen Festspielkonzerten aus aller Welt. - Einmal meinte ein Käuzchen, sich in die Klänge oder Gespächsgeräusche einmischen zu müssen, und als Florian die Schreie dann so echt nachahmte, dass man sie wirklich für die frechen Äußerungen eines Revier-Rivalen halten konnte, wollte der unsichtbare Besucher in der gegenüberliegenden Pinie überhaupt nicht mehr mit seinen lauten Gegenforderungen aufhören,- auch am nächsten Abend erschien er wieder,- Florian antwortete ihm aber vorsichtshalber nicht mehr. Als wir eines Abends Jajá im Dunkeln heimfuhren, schrie sie nach einer Kurve auf: Vor uns auf der Straße kauerte ein Käuzchen im Scheinwerferlicht und wir mussten warten, bis es sich davonmachte.

Doch nun zurück zum „Dach“:

Ganz unbeschreiblich schön die zu Ende gehende Nacht (oder der beginnende Tag?), - und das einige Wochen lang täglich wahrgenommen: Das langsame Verblässen der Sternbilder (Ende August/Anfang September die Sternbilder Stier,

Fuhrmann und Orion, auch schon der aufgehende Sirius,- nur die Planeten, so vorhanden, sah man bis in den Tageshimmel hinein, man musste sich allerdings gemerkt haben, wo sie standen),-- die ganz mähliche Einfärbung eines Helligkeitsstreifens am Osthimmel, der erste Rötlichkeitsschleier in der Himmelskuppel (falls es ein paar Wölkchen gab: die Homerische „Rosenfingrige Morgenröte“ Eos), verstärkt wenige Minuten später als rotes Band am östlichen Horizont,- das nachfolgende geradezu sichtbar anschwellende Himmelsleuchten (analog der Himmelshelle abends kurz nach Sonnenuntergang, die, beide, uns erst hier in diesem Lande so richtig auffielen),- das allmählich hellgrau aufschimmernde Meer, sich im Osten langsam zu einer Bahn verstärkend, schließlich das urplötzliche Aufblitzen des ersten Sonnenstrahls über Kitheron oder Gerania, der sich sofort in der Meeresoberfläche spiegelte und sich dort rasch zur zunächst rötlichen Sonnenbahn verbreiterte und verlängerte,- die zunehmende Tageshelle um uns herum, so dass die Welt mit allen ihren Pflanzen und sonstigen Gegenständen langsam wieder Farbe (also Leben) gewann,- und gleichzeitig das Verschwinden der Fledermäuse über unsern Köpfen und das sofort einsetzende Gebrumm uns umschwirrender größerer Insekten,-- die von der Avra zu ihren Arbeitsplätzen in der Küstenebene hinab segelnden Raben und Krähen, das erste Kreischen der Eichelhäher im benachbarten Gebüsch, vielleicht schon die ersten Bussard-Schreie oder die ersten uns umkurvenden Falken,- und bald danach das erste Geknatter der Mofas oder gar das Tuckern uralter Traktoren, auf denen die Plantagenbesitzer schwerfällig herauf rollten,- die dann spätestens gegen zehn Uhr ihre Arbeit einstellten und die Avra der Tageshitze wegen wieder verließen.

Vielleicht auch bimmelte es kurz danach hinter uns am Gartenzaun,- wenn nämlich Babusch mit seiner Aphroditi, seiner glöckchenbewehrten, sanften, hellgrauen Eselin mit seidenweichem Rückenfell, bei uns eintraf und anschließend die Pinienbäume der Umgebung abschritt, die Harzrinnen erneuerte und den Saft aus den an den Stämmen befestigten Blechdosen in seinen Eimer entleerte; dieser Retsina-Harz brachte gutes Geld! Während Aphroditi weiterhin an vertrockneten Pflanzen herum knabberte, bekam Babusch nach getaner Arbeit gewöhnlich einen Kaffee in der Loggia,- nur einmal wies er ihn entsetzt zurück, da im Kupferkännchen, wo das Kaffeepulver mit dem Zucker zum Aufschäumen gebracht wird, irrtümlich Salz statt Zucker verwendet worden war. Noch jahrelang später erinnerte er verschmitzt lächelnd immer wieder an dieses Malheur, und ich bin mir sicher, dass halb Synikismos darüber gelacht hat.

Ich weiß nicht, wie viel hundert solche Tagwerdungsvorgänge wir auf dem Dach in Xylo erlebt haben,- ich kann mich an keinen Morgen erinnern, wo ich erst aufgewacht wäre, als die Sonne schon über dem Horizont stand; (also wohl kein Ort für Langschläfer!).

Natürlich gab es auch nächtliche Störungen: In solcher Einsamkeit habe ich ohnehin einen viel leichteren Schlaf als im geschützten Raum, man registriert jeden fremdem Laut,- etwa wenn die Meute verwilderter Hunde im Rudel am Gartentor vorbeizieht, oder wenn ein unbekanntes Auto in der Nähe hält, oder wenn jemand nachts hinunter muss und Gretl etwa von einem Tier erschreckt wird, das an ihr vorbei aus dem Haus über die Loggia in den Garten schoss,- vermutlich ein Dachs, den ich am Zaun im Kegel der grellen Taschenlampe sogar noch erspähte,- wir wussten, dass in der Schlucht nebenan Dachse hausten, deren Grunzen und Schnaufen wir oft vom Dach aus hörten,- es könnte aber auch ein Marder gewesen sein, der eines späten Abends unweit von unserem Haus auf der Straße im Scheinwerferlicht vor uns herlief und mit einem Sprung ins Baumgeäst entfloh,- aber auch Füchse liefen uns in der Avra über den Weg. Vielleicht war das „Untier“ gar nur eine Katze? Die herrenlosen trieben sich immer wieder ums Haus herum, armselige, scheue Tiere, die sicher ein sehr gefährdetes Leben führten. Auch Hunde versuchten sich uns anzudienen,- ein derart Zugelaufener, abgemagert, aber dann doch so anhänglich, dass er sich nachts auf die oberste Betonstufe unserer Dachtreppe legte und uns bewachte (bzw. selbst ruhig schlafen konnte in menschlicher Nähe). Seine Scheu verhinderte jede Berührung; erst wenige Tage vor unserer Abreise gelang es mir, ihn ganz leicht am vorgereckten Kopf zu streicheln, wobei er die Augen schloss, als ob er sagen wollte: ich will zwar gestreichelt werden, aber ich darf es nicht sehen! - Schlimm dann unsere Abfahrt: Er lief unserm Auto nach bis an den Rand der Avra; wir waren uns sicher, dass er den nächsten Winter nicht überleben würde.

Geht es um die Avra und ihre Tiere, sind natürlich die Skorpione entsprechend zu würdigen. Von den Besitzern waren wir vorgewarnt: Sie schlichen sich auch ins Haus und versteckten sich etwa in Schuhen oder hinter Bildern. Also schüttelten wir regelmäßig die Schuhe und schauten hinter jedes Bild, wenn wir heimkamen. Der Stich eines größeren Skorpions (der etwa 3 bis 5 cm lang wird) bedeute arge Schmerzen in den nächsten 24 Stunden,- auch der Kreislauf könne in Mitleidenschaft gezogen werden, vielleicht sei auch ein Arztbesuch (Kalziumspritze) nötig. Um möglichst zu vermeiden, dass sie ins Haus schlüpfen, gewöhnte ich mir an, jeden Abend (nicht vor zehn Uhr) das Haus zu umrunden, die weißen Wände und den Boden abzuleuchten und sofort mit der Kaminschaufel zuzuschlagen, sobald ich so ein Geschöpf erblickte (denn sie konnten sehr flink in eine Ritze verschwinden). In den ersten Jahren, als noch Reste von Bauschutt ums Haus herum lagen, in denen sie gerne hausten, erledigte ich fast allabendlich einige dieser schön gestalteten Geschöpfe,- immer in ernst genommenem Selbstzweifel, ob ich das dürfe; aber hier gab es kein Entweder-Oder,- es musste sein, oder wir hätten hier nicht wohnen dürfen. So lächerlich-pervers es klingt: In späteren Jahren entschuldigte ich mich bei den

Opfern für das, was ich ihnen antat. Gott sei Dank wurden es immer weniger,- aber einmal erwischte es unsere Schwiegertochter, als sie kurz nach unserem Eintreffen in ein Küchentuch griff, in dem sich ein junger Skorpion versteckt hatte; die Schmerzen waren groß, hielten aber nicht lange an. Auch der auf der Avra angewendete Kunstdünger dürfte zur Dezimierung solcher Geschöpfe beigetragen haben.- Harmloser, ja liebenswert dagegen die vielen Geckos in Loggia und Haus, die die Wände und Decken auf ihren Jagden entlang huschten, aber auch stundenlang bewegungslos in den Ecken ausharrten und uns mit ihren schwarzen Knopfaugen beobachteten. Lag man nachts in der Loggia, hörte man ihr leises Schnalzen. Wir amüsierten uns darüber, dass deutsche Touristen, die in der Nähe ein Haus angemietet hatten, Fenster und Türen nachts verschlossen (und sich damit der Haushitze erbarmungslos auslieferten!), nur um sich diese doch so harmlosen Tierchen fern zu halten. Hübsch anzusehen auch die Gottesanbeterinnen, die so unschuldig-fromm dreinschauten, dann aber blitzschnell auf ihre Beute zuschießen konnten, die sie gierig verschlangen. - Einmal lag eine Schlange vor der Haustür. Im Winter davor hatte ich die Biologen meiner Schule befragt, ob und welche Schlangen in Griechenland gefährlich seien; sie konnten mir nicht antworten, weil sie so etwas nicht wussten,- es war eben nicht etwas Mikrobiologisches oder gar Chemisches, sondern etwas tierisch Lebendiges, wonach ich gefragt hatte, was in dieser Disziplin offenbar nicht mehr so sehr gelehrt wurde. Also musste ich auch in diesem Fall vorsichtshalber zuschlagen,- eine Tat, die mich wochenlang belastete.

Abgesehen von den Fahrten, auf denen wir die Peloponnes und die Zone nördlich des Golfs recht gut kennen lernten - darüber gleich mehr! -, verliefen unsere Urlaubstage ziemlich gleichmäßig: Aufstehen kurz vor Sonnenaufgang (zu dieser Jahreszeit kurz vor und schließlich nach sieben Uhr Ortszeit), Frühstück in der schon bald warm angestrahlten Loggia, etwa einstündige Gartenarbeit, die vornehmlich darin bestand, dass ich die Zitrusbäume, die z.T. schon Früchte trugen, wässerte bzw. die trocken-erlahmten zu neuem Leben erweckte und zum Blühen brachte. Auch die Äste mussten geschnitten, die Wasserwannen um die Bäume repariert werden. Das hohe vertrocknete Gras rodete ich an einigen Stellen mit einer mitgebrachten Sichel, schuf so einen Zugang zur Dusche, die sich vor der Zisterne befand und die wir fleißig benützten, (- obwohl es seit etlichen Jahren auch am Strand Duschen gab, die wir vorher sehr vermisst hatten). Und schließlich mussten täglich die Blumen und Sträucher des Vorgartens einschließlich der Pälmmchen und Oleandersträucher gegossen werden,- das alles Urlaub für Urlaub,- Tätigkeiten, die mir richtig Spaß machten (ich liebe Urlaube nicht, in denen ich keine Gelegenheit habe, tätig zu werden,- wohl auch deshalb meine Abneigung gegen Hotelaufenthalte). Das alles

brachte mich schon am frühen Morgen so richtig ins Schwitzen. Wären unsere Aufenthalte zahlreicher oder länger gewesen, hätten wir auf diesem fruchtbaren rotbraunen Boden und in diesem Klima noch manchen gärtnerischen Erfolg erzielen können.- Dann Abfahrt ins Städtchen (Einkäufe, Bankbesuche, Friseur u.dergl.), wobei wir in jedem neuen Urlaub feststellten, dass man uns schon recht gut kannte, ja unsere regelmäßige Wiederkehr als selbstverständlich ansah,- z.B. der eifrige Friseur, für den ich jeden Sommer meine Mähne aufsparte, die er dann hingebungsvoll bearbeitete; oder der gut deutsch sprechende Kaffeeröster von nebenan, mit dem ich mich über eben gehörte klassische Musik im „tritos programmu“ gut austauschen konnte, ein echter Liebhaber schöner Musik,- während er mir nebenher in einer Sonderanfertigung unsern Filterkaffee „deutsch“ mahlte. - Bei zugenommener Hitze dann Weiterfahrt am Parkwald entlang, der, ein seltener Glücksfall in diesem Lande, sich in frischem Grün zwischen Küste und Landstraße kilometerlang hinzog, täglich gesäubert und die wertvollen Pinien sogar gewässert,- außerdem eine gute Gelegenheit, auf gepflegtem schattigen Gehweg im Laufe des Vormittags ins Städtchen zu flanieren, etwa um die bis dahin eingetroffene Süddeutsche Zeitung zu besorgen,- was in den Sommern, als Bindernagels bei uns waren, vornehmlich Rudi übernahm, dem offenbar das lange Sitzen am Strand weniger behagte und der vor allem täglich sein Cafehaus am Kirchplatz besuchen wollte, wo er sich inmitten redefreudiger Griechen sehr wohl fühlte,- er und sein heller Strohhut! (Übrigens versuchte der listige Besitzer des Zeitungsladens, wohl ein alter Nazi aus deutscher Besatzungszeit, mich ständig an die Glorie vergangener Zeiten zu erinnern, und schaute dann enttäuscht drein, wenn er demokratische Antworten bekam.)

Und schließlich unser begehrter Badeplatz auf kiesigem Strand,- auch so ein Fleckchen meiner winterlichen Sehnsucht nach dieser sonnigen Welt! Wassertemperatur meist zwischen 26 und 28 Grad, die Wassersauberkeit im allgemeinen sehr erfreulich (mit entsprechender blauer Strandflagge,- europäisch!),- im letzten Jahrzehnt gab es auch wenige bis gar keine Quallen, die einem zwar nichts taten, denen man aber doch lieber auswich. Vor dem Städtchen ein lustig bevölkerter Strand, hier, etwas außerhalb des Orts, ziemlich menschenleer; nur vor einem abseits gelegenen und musikberieselten Cafe räkelte sich müde jeunesse doree auf Plastikliegen oder spielte Karten im Schatten der Bäume. Brannte die Sonne zu heiß, krochen wir unter den Schirm, blies der Wind zu heftig, verzogen wir uns an den Rand des Wäldchens,- stets herrlich ungestört in der Weite dieser schönen Bucht, die ich liebend gerne gleich am Morgen durchschwamm, je nachdem, aus welcher Richtung die Brise (also die Wellen) kamen: Entweder bis zum ersten Cafe am Stadtkai oder, in östlicher Richtung, bis zum Hotel am Kap,- Schwimmdauer jeweils eine gute halbe Stunde, zum Strandnest dann zu Fuß zurück. Aber ich konnte auch faul die Sonne so richtig

genießen, meist auf unserer Liege ruhend,- und natürlich wurde, wie in jedem Urlaub, dabei viel gelesen,- ich mit Vorliebe Bücher, die in diesem „Menschheitswertungsraum“ entstanden waren,- Homer, Platon, Aristoteles,- mit Blick auf den Helikon, der direkt uns gegenüber lag, den Hesiod, der dort (auf der anderen Seite) gelebt hatte vor über zweieinhalb tausend Jahren; ihm verdanke ich viele Einsichten in die Kulturwertung dieses Lebensraums und die ersten Sinndeutungen mythologischer Art, die mir immer noch partiell Gläubigkeit vermitteln können,- nebenbei gesagt verdanke ich ihm auch den Hinweis auf das unerlässliche Mischen des Weins mit Wasser, was mir zur täglichen Gewohnheit (auch daheim!) geworden ist, aber ich mische halb zu halb, während er empfahl, einem Fünftel Wein vier Fünftel Wasser beizumengen (böse Zungen behaupten, weil der damalige Wein ansonsten zu sauer geschmeckt hätte). - Mehrmalige Bäder am Vormittag ermüdeten zusehends, wie es auch wegen der einsetzenden Mittagshitze geraten schien, gegen ein Uhr in die Avra hinaufzufahren,- vielleicht noch rasch beim Bäcker oder Obsthändler vorbei.- Es ist unglaublich, welcher Erholungswert darin liegt, dass sich solche Ferientage ohne stringentes Programm so oft wie möglich wiederholen,- bei mir keine Spur von Langeweile, weil in dieser Welt der Farben, der Sonne, freundlich entspannter Menschen, des ungestörten Nachdenkens und des herrlichsten Meerwassers meine Sinne „aufs vortrefflichste“ vollauf und rundum beschäftigt waren.

Hielt die Sommerhitze an, fuhren wir oft gegen Abend nochmals ans Meer, dann gewöhnlich an den bevölkerteren Strand vor den Vierteln, in denen die etwas begüterteren Athener abseits des Meeres ihre Sommerwohnungen und heimeligen Schattengärtchen hatten,- deutsche Touristen gab es auch hier so gut wie keine, was uns nicht störte; es konnte vorkommen, dass wir wochenlang mit keinem Landsmann sprachen.- Hier herrschte volles Strandleben, ganze Clans breit dahin gelagert, viele Rauchenden (in Griechenland für Frau und Mann offenbar immer noch die pure Selbstverständlichkeit), eifriges Mehrstimmen-Gezwitscher, unermüdlich im Wasser raufende und Schabernack treibende Knaben, schick tauchende und beim Auftauchen das schwarze lange Haar mit unnachahmlicher Kopfbewegung in den Nacken befördernde Badenixen. Unser besonderes Amusement erregten die gewöhnlich im Kreis versammelten älteren Damen, größtenteils abenteuerlich „behutet“, weniger schwimmend als vielmehr im Wasser herumstehend, die stundenlang die allerneuesten Nachrichten austauschten. Kaum störende Segelboote oder gefährliche Surfer in Strandnähe,- auch unser Entsetzen, dass eines Sommers diese schrecklich lauten Wasserrenner angemietet werden konnten, war insofern unbegründet, als die Griechen auf derlei Schmarrn nicht hereinfließen,- sie wollten am Strand das Nichtstun und sich selbst und andere genießen. - Vielleicht gaben sie in

ihrer stets ein wenig erregten Rhetorik nicht weniger an als Strandbenutzer anderer europäischer Regionen, aber das störte uns nicht, weil wir es ja nicht verstanden. Die Kleinkinder wie überall von jungen Tanten und betagten Großmüttern verwöhnt, zärtlich und sehr geduldig mit ihnen beschäftigte Väter und Babuschs,- eine herrlich entspannte Atmosphäre, von der so mancher Athener sicher an seinem Schreibtisch im Spätherbst ebenso träumte wie wir nördlicheren Zeitgenossen an den unsrigen. Dass wir Ausländer, gar Deutsche waren (alljährlich auftauchende Exoten), kümmerte hier niemanden,- ich genoss es immer wieder, in diese vertraute Fremdheit einzutauchen. Sollte ich dieses Milieu gesellschaftlich definieren, so würde ich es als gutbürgerlich bezeichnen, so etwa dreißiger Jahre folgend, durchaus gesittet und keineswegs zeitgemäß „urlaubsgrell“.

Gutbürgerlich auch die abendliche Volta im Städtchen, so etwa zwischen 7 und 9 Uhr abends. Man war inzwischen daheim gewesen, hatte sich gepflegt und umgezogen, und nun erging sich die Familie vor dem späten Nachtmahl gemächlich auf der langsam etwas abkühlenden breiten Seepromenade oder auf dem Kirchplatz. Im Mittelpunkt ganz die lieben Kleinen, teils prächtig herausgeputzt und natürlich putzmunter, da sie ja nachmittags ihre zwei Stunden hatten schlafen müssen. Wir beobachteten diese Szenen oft und immer wieder, teils selber flanierend (und dann vielleicht von irgendeinem Kiosk aus daheim anrufend), oder als Restaurantgäste vor einem der vielen Lokale. Wer solche Abende miterlebt, versteht, warum Griechen es in Deutschland nicht aushalten: Jeder kennt hier viele und wird von vielen freundschaftlich angesprochen, in den Cafes diskutieren distinguierte Herren laut und gestenreich, die Jugend schleckt Eis oder versorgt sich in einem Sacharoplasteion mit sehr süßen Leckereien,- aus dem weit geöffneten Tor der erleuchteten Kirche ertönt die Popenstimme (oder es findet gar eine abendliche Trauung statt, zu der viele bestens angezogene Stadtbewohner erscheinen), man geht dort nach Belieben ein und aus,- bald schießt der hellerleuchtete Wasserstrahl des Springbrunnens aus dem Meer in die Höhe (Klein-Genf!), von überall erreichen einen Essensdüfte und Radioklänge, auf den Balkonen der umstehenden höheren Häuser beugen sich die Bewohner übers Geländer, in einer Ecke des Platzes steht das Monstrum einer Trafostation, von der unzählige Leitungen über die Hausdächer abenteuerlich hinwegführen,- Kinder kurven auf ihren Rollern geschickt durch die auf dem plattenbelegten Kirchplatz Herumstehenden oder spielen ungeniert mit ihren Bällen,- wir verzehren unsere Pizza, trinken den Retsina (mit Wasser!) und sind zufrieden, hier sein zu können.

Natürlich gab es auch Unzulänglichkeiten,- und wie sollte es diese ausgerechnet in Griechenland nicht geben?

In den ersten Jahren war es etwas mühevoll, seine DM in Drachmen auf den Banken umzutauschen: Endloses Warten in der Schlange, umständliches Hantieren der Schalterbeamten, denen zwischendurch von geschickt mit dem Tablett jonglierenden Laufburschen der Vormittagskaffee serviert wurde; das änderte sich mit der Einführung der Euroschecks, seit dem Euro ist es ohnehin gegenstandslos. - Als ausgesprochen störend empfanden wir anfangs auch den allseits vorhandenen Schmutz. Zwar hielt der Grieche seit jeher seinen eigenen Bereich und sich selber sehr sauber, aber was darüber hinaus ging, etwa auf Straßen herumlag bzw. bei kräftigem Wind durch die Stadt geweht wurde, war schon recht fatal, ganz zu schweigen von dem in der Natur verstreuten Müll. Doch das verbesserte sich erstaunlich rasch in diesem Städtchen. Als wir vor etwa zwanzig Jahren unsere gute Jaja im Wagen aus der Avra nach unten mitnahmen, bat sie mich plötzlich anzuhalten, packte unseren Müllsack und schleuderte ihn schwungvoll in eine Schlucht; heutzutage gibt es selbst in der Avra regelmäßig gelehrte Müllkästen, und im Städtchen kann man überall seine schwarzen Säcke an den Straßenrand stellen, da ständig moderne Müllwagen unterwegs sind und alles wegräumen. Nach wie vor schlimm sieht es allerdings außerhalb der Ortschaften aus, im Chaos des Niemandslands,- da haben die Medien noch viel Arbeit zu leisten, um auch hierfür ein Gefühl der Verantwortung fürs Ganze zu entwickeln. - Auch die Versorgung mit dem täglich Lebensnotwendigen war anfangs nicht ganz einfach: Butter gab es z.B. nur offen nach Gewicht in den Zuckerbäckereien, Frischmilch war rar. Doch mit der Ausbreitung der Handelsketten über die ganze zivilisierte Welt ist auch dieses Problem behoben. Wir stellten immer wieder fest, dass wir hier (vorerst noch!) beträchtlich billiger einkauften als daheim, etwa den Käse und natürlich Obst und Gemüse, womit wir uns vornehmlich auf dem wöchentlichen Markt eindeckten. Da ging es, wie zumeist im Süden, recht laut zu und Marktschreier (etwa: „Mädchen, kauft Knoblauch, damit...“) provozierten das erhoffte Gelächter, steigerten vielleicht sogar den Umsatz,- aber man wollte - echt griechisch - eben auch hier unterhalten oder unterhalten werden. Die Preise sehr mäßig,- hier standen hinter ihrer kunstvoll ausgebreiteten Ware ja zumeist Erzeuger vom Lande und nicht Händler. Wir schleppten beträchtliche Mengen an Kartoffeln und wunderbar reifen Tomaten und kernlosen Trauben zum Auto,- besonders genossen wir auch die tatsächlich vollreifen (und nicht wie in Deutschland nur „angereiften“) Pfirsiche. - Selber gekocht haben wir zwar im Laufe der Jahre immer seltener, weil wir mittlerweile einige Gaststätten ausfindig gemacht hatten, in denen man nicht nur gut, sondern auch ausgesprochen billig essen konnte. Und, was mir besonders gefiel: ohne lange auf die Speisen warten zu müssen. Besuchten wir das Lokal vom „Männle“ (auch er ein älterer Knabe, der noch aus Kriegszeiten etwas Deutsch verstand), stapften wir schnurstracks in die Küche, beäugten Töpfe und

Pfannen, deuteten auf das Erwünschte, das uns dann in Minutenschnelle vorgesetzt wurde. - In einer Psistaria in Synikismos, die von einer Tsavara-Tochter und ihrem Mann betrieben wurde, sang die ganze vergnügte Gästeschar laut mit, sobald einer der beliebten Jahres-Ohrwürmer im Lautsprecher ertönte,- natürlich Buzuki-Lieder, diese so ansprechenden und auch musikalisch weit über dem westlichen Gekreische stehenden Schlager, echt volkstümlich und wohlklingend. - Noch lieber fuhren wir zu Ghiorghio Gogola nach Risa in dem wunderschönen Tal, das sich von Xylo in südlicher Richtung bis an die Kilini-Berge (2500 Meter!) erstreckt. Ein typischer Familienbetrieb: Neben dem schlanken, schwarzhaarigen, adretten Inhaber, der für Feuer, Rost und Fleisch im glutheißen Glasverschlag der „Psistaria“ zuständig war und auffallend flink hantierte, die etwas umfangreicher gebaute und behäbigere Aphrodit, seine Frau, in der Küche für Salat und die uns wunderbar schmeckenden, in Öl ausgebackenen Kartoffelscheiben (mit Käsebestreuung) zuständig,- sowie die beiden erwachsenen Töchter und der in Vaters Fußstapfen tretende halbwüchsige Sohn, die auf der Terrasse, wo vom Gestell herab die Weintrauben den Gästen entgegen hingen, oder im hellen holzgetäfelten Gastraum bedienten. Besonders idyllisch das „Zitronengärtchen“ hinterm Haus, von uns so benannt, weil Ghiorghio in den Zweigen über uns eine Zitrone abdrehte, mit der er den servierten Salat nachsäuerte.

Alljährlich wurden wir hier mit freundlichstem Hallo begrüßt, man befragte sich eifrig - typisch griechisch! -, wie es einem gehe (*Ti kanete? - Kala, ke sis?*). Serviert wurde hier sommers erst gegen 9 Uhr, also nach Einbruch der Dunkelheit, wir gehörten meist zu den ersten Gästen, weil der Hunger uns hertrieb und wir Mitteleuropäer außerdem die reichliche Mahlzeit gegen Mitternacht nicht gewöhnt waren.- Eines Abends, es ist lange her, setzte sich Ghiorghio, wie er das so bei uns wie auch anderen tat, zu uns und fragte mich,- zum zunehmenden Gaudium mehrerer Gäste an umliegenden Tischen, wo offenbar jeweils jemand saß, der unser Gespräch den anderen weitersagte (und Griechen haben ja ohnehin das doppelte Gehör!) -, ob ich ihm nicht meinen Mazda (eine in Griechenland häufig anzutreffende Automarke) verkaufen wolle. Als ich lachend verneinte, weil ich ihn ja selber benötige, meinte er gutgespielt schalkhaft, ich könne mir ja daheim einen neuen kaufen, und im übrigen sei es ungerecht, dass wir bei ihm so gutes Essen bekämen und ihm dafür nichts aus Deutschland mitbrächten; meinen Hinweis, dass ich ja mit gutem Geld dafür bezahle, wischte er beiseite. Das Gespräch endete damit, dass ich ihm versprach, im nächsten Jahr die von ihm haargenau beschriebenen halbgroßen weißen Teller zweiter Wahl (er nannte sogar deutsche Firmen!) mitzubringen,- natürlich nur, wenn ich überhaupt welche fände, die seinen merkwürdig niedrigen Preisvorstellungen entsprächen. Ich sah mich dann tatsächlich auf der Auer Herbstdult um, fand aber nichts dergleichen,

dafür etliche Wochen später in einem Sonderangebot des Kaufhofs am Marienplatz. Zu all dem vielen Gepäck, das wir ohnehin immer mit uns ins Land der Griechen beförderten, kamen also im nächsten Sommer Stöße von Porzellantellern hinzu, hinten im Auto gut verstaut, damit der Zoll in Patras nicht darauf stieße. (Noch in den achtziger Jahren wurde an der Hafenausfahrt ziemlich genau kontrolliert, die Zöllner interessierten sich aber vornehmlich für Elektrogeräte, ganz besonders für Fernseher, die damals noch im Inland viel teurer waren als im übrigen Europa.- Übrigens musste man damals auch sein Auto noch in den Pass eintragen und bei der Ausreise dann wieder löschen lassen, eine jeweils ziemlich zeitraubende Prozedur,- je nach momentaner Arbeitslaune der Schalterbeamten).- Die Familie Ghiorghio freute sich über das Mitgebrachte sehr,- in einer Aufwallung an Freundschaftlichkeit ließ ich mir die Teller nicht bezahlen, was vornehm zurückhaltend, aber natürlich hochofrenut hingenommen wurde,- und wir wurden nach wie vor korrekt und wie immer preiswert versorgt. - Fast jedesmal bestellten wir Lammfleisch (unter Angabe der entsprechenden Rohmenge in Gramm), vorzüglich gewürzt und über Holzkohlen gebraten,- gemessen an deutschen Preisen unglaublich billig, und, genau so wichtig, geschmacklich vorzüglich, mitunter allenfalls in der Hitze der Glut etwas zu dunkel geraten! Dazu die herrlichen „Aphroditi-Kartoffeln“ und der riesige Teller Griechischen Salats, zu einem Spottpreis übrigens, ebenso auch der eigenhändig gekelte und geharte Retsina (drei Kilo Harzsaft auf hundert Liter Wein, wie er mir sagte).- Wer hier einkehrte, um ausschließlich seinen Durst zu löschen, musste sich mit Bier begnügen, denn Wein gab es nur zum Essen (natürlich so viel man wollte); die heutigen Griechen, vor allem die Landbevölkerung, etwa die schwarz sonnenverbrannten Weinbauern, ein etwas derbes Völkchen, die nach getaner Arbeit gerne bei Ghiorghio einkehrten, tranken ohnehin vorzugsweise Bier und nicht Wein.

In dieser Psistaria (Rösterei) gab`s außer unserm „Menü“ nur noch hie und da die Kokoretzi, in einen unbrennbaren Schlauch eingewickelte und dann sehr lange über den Kohlen gebratene Innereien, auf die manche Gäste ganz scharf waren, sie schmeckten auch lecker, aber mein Arzt hatte mir schon vor Jahrzehnten empfohlen, mich solcher Speisen zu enthalten.- Gheorghio war in jeder Beziehung Selbstversorger: Unweit des Hauses weideten seine Schafe, die Zitronen und Tomaten pflückte er hinterm Haus, die Gewürze, die er großzügig über seine Bratobjekte streute (elegant, wie alle seine Bewegungen,- auch etwa wenn er das Fleisch (mitsamt Knochen) ausschließlich mit dem Beil zerteilte), sammelte er in einer anderen Jahreszeit an den Wegrändern dieses lieblichen Tals, das Feuer nährte er mit dem Holz angebrannter Pinien, die leider Gottes gerade in unmittelbarer Nähe Risas sehr zahlreich in den Brandflächen herumstanden,- traurige Überreste Schrecken erregender Ereignisse.

Die jährlichen Waldbrände,- ein geradezu nationales Unglück, das offensichtlich unvermeidlich zu sein scheint. Bei einem der Großbrände im Risa-er Tal kannten wir die Ursache: ein Mofamotor war explodiert, tagelange Brände auf beiden Talseiten die Folge. Die Version, es handle sich hier und im übrigen Land um Brandstiftung, um mit dem so gewonnenen Boden spekulieren zu können, habe ich nie so recht geglaubt. So was hat es zwar sicher auch gegeben (etwa in der Nähe Athens), aber wer mit offenen Augen das Land durchfährt und darauf achtet, wie viele Flaschen und Glasscherben überall herum liegen, kann sich leicht ausmalen, wie schnell die glutheiße Sonne solche Feuer im Hochsommer entzündet,- die in Massen weggeworfenen Zigaretten werden auch das ihre dazu beigetragen haben,- unglaublich, wie leichtsinnig man sich diesbezüglich immer noch verhält. Und das alles wäre nicht so verheerend, wenn dann nicht der bei allen Bränden mitwirkende Sturmwind die Flammen erst so richtig anfachte und rasch und unaufhaltsam vorantrieb. Da helfen auch die paar Löschflugzeuge nicht viel, die uns immer wieder umkreisten, teils um in einer glatten Bucht im Tiefflug die Wasserkammern zu füllen, teils um ihre schwere Fracht über näheren oder entfernteren Brandstellen abzuladen; aber das Löschen mit Meerwasser ist umstritten, da es Salz enthält, was den Anbau (in unserer Region ja vorwiegend Wein) aber weniger zu schädigen scheint, als angenommen,-jedenfalls spricht der bereits erfolgte Anbau auf solchen ehemaligen Brandstätten nicht dagegen. Fast allmorgendlich überflogen uns, von Piräus kommend, etliche dieser gelben Ungetüme, um in westlicheren Landesteilen aktiv zu werden. Die örtlichen Feuerwehren konnten allenfalls den Brandausbruch melden (deshalb auch die viele Jahre in der Avra stationierte Feuerwehr, die wir als unsere „Privatwache“ bezeichneten und nachts bei der Heimkehr immer vergnügt anhupften) und versuchen, ein Übergreifen der Flammen auf Wohngebäude zu verhindern.

Und so leider auch in der Avra geschehen. Zum ersten Male schon vor unserm ersten Aufenthalt, damals in einer der anliegenden Schluchten mit dahinter liegender Höhe, wo sich aber nach verflossenen 15 Jahren ein ganz hübscher junger Pinienwald selbstständig wieder ausgebreitet hat. Von Betroffenen, die tapfer und erfolgreich ihre Häuser verteidigt haben, erfuhren wir, wie im Sommer 2000 ein ungewöhnlich heftiger Voreus (Bora) die Flammen von der Autobahn unterhalb der Avra die pinienbestandenen Berghänge hinaufjagte, über unsern Garten hinweg, wo alle herrlichen Pinien und meine 57 geliebten Zitrusbäume vernichtet wurden,- auf den umliegenden Waldabhängen und einem Gott sei Dank nicht gar zu großen Teil der Avra Spuren der Verwüstung hinterlassend. Auch das stolz unmittelbar überm Städtchen prangende riesige Haus „Klytämnestras“ (so nannten wir die besitzende Lehrerin), über das wir uns so oft mokiert hatten, war arg in Mitleidenschaft gezogen.

Entsetzt-sprachlos standen wir vor „unserm“ Haus und Garten, als wir einige Wo-

chen später anreisen. Zwar hatten wir für ausgerechnet dieses Jahr nicht das bisherige Haus angemietet, sondern erstmals das der Tsavara-Tochter, aber auch dort waren die Pinien vernichtet und die Zitronenbäume so sehr von der Gluthitze mitgenommen, dass sie ihre Schale verloren und folglich vertrockneten. Immerhin hatte die Besitzerin den Garten soweit wieder hergerichtet, dass wir uns nicht unmittelbar von einer Brandstätte umgeben fühlten, aber der Blick hinüber zum Gegenhang, wo „unser“ Haus stand, war deprimierend genug. Mir fiel auf, dass es so gut wie keinen Brandgeruch gab, den ich am meisten befürchtet hatte.

Die Griechen waren übrigens beeindruckt, dass wir trotz dieses Avra-Brands auch heuer gekommen waren; ich meinte schon daheim, jetzt müssten wir erst recht anreisen, und nun stellten wir fest, dass ihnen das besonders gefiel.- (Dass wir das Nachbarhaus und nicht die langjährige Wohnstätte angemietet hatten, war eine Folge unseres Zorns auf die Wolfratshauser Besitzer „unseres“ Hauses, die sich seit fünf Jahren hier in Xylo nicht mehr hatten blicken lassen (ein uns unbegreifliches Desinteresse am eigenen Besitz!), so dass wir Jahr für Jahr unser Haus genau so vorfanden, wie wir es verlassen hatten,- nur eben entsprechend verschmutzt während der letzten elf unbewohnten Monate, wo so manches Getier ein und aus gekrochen war und auch der Staub seinen Weg ins Gehäuse gefunden hatte; wir schufteten jeweils viele Stunden, bis wir unser Domizil wieder so weit hergerichtet hatten, dass wir uns darin wohlfühlen konnten,- was mir in dieser gewöhnungsbedürftigen Hitze zweimal nicht sehr gut bekam. In all den Jahren vorher war es selbstverständlich gewesen, dass wir eine von verschraubten Fensterläden befreite und geputzte Wohnung in einem aufgeräumten Garten vorfanden, eben weil die Besitzer vorher hier gewesen waren. Deshalb hatten wir im Jahr vor dem Brand trotzig unsern Aufenthalt ganz gestrichen, fürs Brandjahr das erwähnte Ausweichquartier gemietet, in dem es uns allerdings dann, trotz vorangegangenen Brandes, so gut gefiel, dass wir keine Sehnsucht mehr nach dem Nachbarhaus empfanden,- mit Ausnahme des Daches natürlich, aber das war weder dort noch hier so kurze Zeit nach dem Feuersturm benützbar. - Unbegreiflich übrigens auch, dass die Besitzer auch *nach* dem Brand ihr Haus nicht aufsuchten, sondern dort alles auf sich beruhen ließen,- vielleicht bis heute sogar, wir wissen nichts darüber.)

Aber es ging natürlich nicht nur um die Brände in unserer unmittelbaren Umgebung. Wohin immer wir unsere Räder auf den Gebirgsfahrten durch die Peloponnes lenkten, überall trafen wir im letzten Jahrzehnt auf weite Kahlflächen mit den unverkennbaren Brandspuren,- ein wirtschaftlicher Riesenverlust alljährlich, der sich unter Umständen auch ökologisch und insbesondere der unausbleiblichen Erosionsfolgen wegen sehr negativ auswirken kann. Und dabei müsste so etwas doch wirklich nicht sein,- wieder einmal mangelnde Volkserziehung, kein Solidarverhalten, Ignoranz! -

Bekannte, die etwas außerhalb des hektischen Urlaubsorts Loutraki am Fuße der Geranias auf dem Isthmus sich in einem Riesenbau eine hübsche Wohnung hielten, erlebten bei ihrer Ankunft nicht nur den Brand, der den riesigen Berghang-Wald vernichtete, sondern wenig später auch die bis ins Haus hineinreichenden Steinlawinen, ausgelöst durch heftige Regengüsse, die ungebremsst die Hänge auschwemmten.

Ich bin schon oft gefragt worden, warum ich mir in Griechenland nicht ein Haus gekauft habe. Abgesehen davon, dass ich ja ohnehin kein Vermögen besaß, das anzulegen mein „Anliegen“ hätte sein können, schien mir ein so weit von unserer Heimat abgelegenes Sommerhaus doch ziemlich unpraktisch. Obendrein verlangten die Griechen in den siebziger und achtziger Jahren ganz horrend Preise,- irgendwie verwirrt in ihren Illusionen über den wirtschaftlichen Aufschwung eines sich vereinigenden Europa, besonders was die Wertmehrung bei Haus und Grund anbelangt. Auch ahnte ich, dass Xylo mit all seinem Drum und Dran bei meinen Kindern auf Dauer nicht so sehr ankommen würde wie bei uns beiden. Obwohl, das sei hier besonders hervorgehoben, Florian uns öfters dorthin begleitete, auch mit seiner damaligen Freundin und jetzigen Frau Sybille, auch bereitete er sich in der Stille des Hauses, wo er interessante Durchzugsmöglichkeiten gegen den Hitzestau erprobte, wochenlang jeweils an den langen Vormittagen auf seine Examina vor,- auch verbrachten wir witzige Tage mit ihm und seinen beiden Klassenkameraden in der Avra und am Meer, die alle drei (unsere „Legionäre“) in einem abenteuerlichen Opelvehikel quer durch den ganzen Balkan heran gerollt waren, hier allerdings ohne hinteres Seitenfenster ankamen, weil sie es unterwegs verloren hatten, (-verblüffender Weise fanden sie ganz genau den benötigten Ersatz auf einem Autofriedhof in Korinth),- so schön das alles war - etwa auch die mich belustigende Beobachtung, wie akkurat diese Jünglinge mit ihrem Reisegepäck und dessen Instandhaltung umgingen! - und wie sehr mir das alles auch in bester Erinnerung geblieben ist: Ich merkte trotzdem, dass junge Menschen heute anders gestrickt sind, also Abwechslung suchen und sich nicht festnageln lassen,- dass man also seinen Nachwuchs an ein solches Objekt besser nicht anbinden sollte.- Auch schien mir der einmal ins Gespräch gebrachte Preis für speziell „unser“ Haus viel zu hoch, und schließlich widerstand ich einer solchen Versuchung auch, weil ich mir einen Aufenthalt außerhalb der Helle und Wärme des Sommerhalbjahrs in diesem Lande nicht vorstellen konnte,- im Süden haben wir in der dunkleren Jahreszeit (die hier dunkler ist als anderswo, z.B. die frühe Abenddunkelheit und der späte Sonnenaufgang) auch immer nur gefroren.

Sachlich am meisten begründet schien mir aber bei solchen Überlegungen meine Skepsis gegenüber ganz bestimmten Eigenschaften der Einheimischen: Ich liebte

zwar die griechische Art, spontan auf den Gast einzugehen, aber ich folgte aus guten Gründen ungern den dabei rasch ausgesprochenen Einladungen,- ich bewunderte die Improvisationskünste auch der nicht handwerklich Geschulten, wenn es etwa um eine Autoreparatur ging, aber ich misstraute ihren Ansprüchen an eine gewisse Gründlichkeit und Zuverlässigkeit, denn es war mir allenthalben zu viel Pose im Spiel. Ich hätte mir also, mal ganz abgesehen von gewissen Sprachschwierigkeiten, nicht vorstellen können, wie ich z.B. mit griechischen Handwerkern auf Dauer gut zurechtkommen würde,- von den Ämtern und all dem anderen Kram, der zu Hausbesitz und Instandhaltung gehört, einmal ganz abgesehen. - Ich mag die Griechen so, wie sie mit mir verkehren, ohne dass hoch geschraubte Erwartungen oder gar Verantwortlichkeiten im Raume stehen, deren Nichterfüllung mich vielleicht enttäuschen würde. Man könnte es modisch vielleicht so ausdrücken: Meinen bescheidenen Erfahrungen nach fehlt manchem Griechen noch die unumgängliche sogenannte Nachhaltigkeit: Sie begeistern sich schnell für eine neue Sache, können auch sehr fleißig anpacken, aber ob sie mit wirklich langem Atem die Nachfolgeverpflichtungen ernst genug nehmen, wage ich anzuzweifeln. - Hinzu kommt eine gewisse Ahnung, dass sich die griechischen Verhältnisse in den nächsten Jahrzehnten verändern könnten, was uns vielleicht dann nicht mehr so sehr gefallen würde,- ich denke etwa an den unglaublich zugenommenen und sich vermutlich noch verstärkenden Autoverkehr,- es gibt bereits jetzt im Städtchen gewisse Stau- und Parkprobleme (vor 20 Jahren in diesem ja gar nicht so sehr wohlhabenden Lande völlig undenkbar!); natürlich gönne ich den Einheimischen einen zunehmenden Wohlstand, aber vieles im griechischen Dasein wird dadurch wohl anders, vielleicht lauter und hektischer, vielleicht auch weniger menschenfreundlich, weil berechnender. Das scheint ein Teil der offensichtlich unvermeidbaren, weltweit ungebremsst dahin schleichenden, von den Medien, insbesondere dem Fernsehen, propagierten way of life zu sein, und ich bin mir nicht sicher, ob die Griechen stark genug sind, das zu tun, was man allerorten tun müsste: sich aus selbstbewusster eigener Kraft der egalisierenden (auch im Denken und Fühlen!) und deformierenden globalen Zivilisation entgegen zu stellen und sich die speziell diesem Volke eignenden und für mich immer noch liebenswerten Eigenarten zu bewahren. Wenigstens im touristischen Bereich scheint gottlob eine gewisse Sättigung erreicht,- die Griechen selber meinen ja, dass für die Badetouristen die Inseln da seien, nicht ihr Festland, das eine lebendige griechische Heimat bleiben solle (und so haben sie bislang auch der Versuchung widerstanden, Hotelketten am Meeresstrand zuzulassen),- und sie selber meiden ja die Inseln (- mit Ausnahme der Allerreichsten, die entweder eine eigene Insel und/oder dort einen Palast besitzen -). - Denke ich an die nächtlichen Veranstaltungen im Städtchen, sowohl im Park wie in

Hafennähe (letztere mit akustischer und optischer Wirkung bis in die Avra und weit über Mitternacht hinaus), so scheint die Art, in diesem Lande zu feiern, sich langsam zu ändern. Eine große Rolle spielen auch allenthalben die üblichen Diskotheken, allerdings mit der merkwürdigen Einschränkung, dass zu sehr fortgeschrittener Stunde dort dann die Männer das Szepter übernehmen und nur noch Griechische Tänze stattfinden. Ob man die Kraft bewahrenden Herkommens also doch etwas höher veranschlagen darf? Wirkt sich doch „nachhaltiger“ aus, als wir meinen, dass sehr viele Athener, die ja immerhin ein Fünftel der Staatsbevölkerung ausmachen, fast jedes Wochenende, zumindest im Sommer, die Stadt verlassen, um ihre Verwandten aufzusuchen,- sei es ihre unmittelbare Familie, die am Meer in der Sommerfrische weilt, seien es die Dörfer, aus denen die meisten Großstädter abstammen und mit diesen erstaunlich verbunden bleiben. Man spürt also schon, wie sich griechische Lebensart gegen Überfremdung da und dort zur Wehr setzt, aber gleichzeitig auch, dass man die zivilisatorischen Errungenschaften und Verlockungen nicht entbehren will. Ein echtes, vielleicht sogar tragisches Dilemma? - Unsere Nachfahren werden`s erleben und beurteilen können.

Noch ein Wort über unsere Anreise nach Griechenland: Es begann mit einer Fähre, die von Bari nach Patras übersetzte,- eine zwar nur kurze Meeresfahrt, aber mit der falschen Linie und einem nicht sehr einladenden Schiff (nachts im sog. Pullmann-Raum in unbequemen Stühlen); auch die kraftraubende Auto-Anreise bis zum Hafen (an einem Tag!) wird nicht zur Nachahmung empfohlen. Besser unsere vielen Fahrten über Ancona (in den letzten 15 Jahren ab dort nur noch mit der Minoas-Line (vorher Karageorgis), von der wir inzwischen so ziemlich alle Schiffe kennen),- in den letzten Jahren zwar immer noch mit dieser Linie, nunmehr aber von Venedig aus. Die Ausfahrt durch den Canal Grande, die herrlichen Palastfassaden entlang, vorbei an Markusplatz und Dogen-Palast und hinaus ins Meer zwischen Lido und den anderen Inseln, im Gewurre der vielen Boote und Schiffchen,- wir an ausgesuchter Reling im fünften Stock hoch mit wunderbarem Ausblick auf diese Traumkulisse,- das ist schon sehr beeindruckend, und ebenso die Venedig-Einfahrt nach einigen Wochen. Außerdem verkürzt sich auf dieser Route die Autofahrt um einige hundert Kilometer, die Seefahrt dagegen dauert nur wenige Stunden länger,- es blieb weiterhin bei zwei Nächten und dem dazwischenliegenden Tag. Ich sagte oft, mit der Einschiffung seien wir bereits in Griechenland (die Uhren werden gleich um eine Stunde vorgestellt und auch alles andere verläuft an Bord sehr „griechisch“, - einschließlich dem obligaten Nudelauflauf (Pastitzio) im Selbstbedienungsrestaurant am ersten Abend (natürlich mit der entsprechenden Menge Retsina begossen)). Den sehr weiten Landweg quer durch den Balkan nahmen wir kein einziges Mal (dabei

spielten außer der Wegeslänge auch die dortigen politischen und kriegerischen Ereignisse eine gewisse Rolle). Nach unserer Einstellung erreicht man ordnungsgemäß Griechenland aber ohnehin nur auf dem Seeweg! Die einzige Luftanreise erfolgte nur notgedrungen, aber mir schien die Schnelligkeit, mit der wir unser Ziel erreichten, gar nicht zufriedenstellend: Griechenland ist weit, und deshalb muss die Fahrt dorthin auch dauern! - Wir hatten uns frühzeitig angewöhnt, immer eine gute Außenkabine (mit Dusche usw.) zu buchen - soviel Luxus sollte schon sein! -, die wir tagsüber allerdings wenig benützten, denn da trieb es uns an Deck, wo ich stundenlang die bewegte Kulisse vorbeiziehenden Wassers und den Blick in die Unendlichkeit geradezu rauschhaft genoss (und insgeheim im Ionischen Meer dann doch auch nach Delphinen Ausschau hielt,- während der ersten Überfahrten durchaus erfolgreich). Ebenso behagten mir nachts die einschläfernden Schiffsgeräusche, auch das gelegentliche Schwanken, sofern es nicht gar zu anmaßend wurde,- aber wir beide werden ohnehin nicht so schnell seekrank. Das Anlegen und die Auto-Entladung und -beladung in Korfu und Igumenitza boten eine gewisse Ablenkung, aber reisefiebrig (griechisch-fiebrig) wurde ich erst so richtig, wenn die Gebirge von Leukas auftauchten und unser riesiges Schiff sich in die charakteristische Linkskurve legte, nah vorbei am Leuchtturm auf der herausragenden Felsnadel und dem etwas entfernten, schräg gegenüberliegenden Ithaka, hinein in den weiten Golf von Patras. - Den Rückfahrten, die stets abends begannen, ging die umständliche und auch zeitraubende Winterversorgung in Xylo voraus: große Putzaktion, alle Fensterläden wurden (eine zeitraubende Angelegenheit) gründlich verschraubt, die Loggia ausgeräumt, die Versorgungsleitungen unterbrochen, Haus und Gartentor verriegelt,- oft mit mulmigen Abschiedsgefühlen, die mir sogar heimlich Tränen in die Augen treiben konnten. - Einen so richtigen Sturm haben wir im Ionischen Meer und in der Adria nie erlebt, und mit dem Wetter hatten wir wegen der Jahreszeit auch insofern Glück, als wir, sofern ich mich richtig erinnere, nur zweimal in länger anhaltendem Regen dahin fuhren.- Unangenehme Gedanken bei den Überfahrten in jenen Jahren, als der Krieg in Albanien und in den Nachfolgestaaten Jugoslawiens tobte,- ohne dass wir als vorbeifahrende Reisende davon etwas bemerkt hätten oder imstande gewesen wären, das dortige Leid nachzuvollziehen.

Beugte ich mich nach etlichen Tagen des hiesigen Aufenthalts in der Loggia über Karten und Reiseführer, wusste Gretl, dass ich ans nähere oder entferntere Hinterland dachte und mir Reiserouten aussuchte.

Zu den gewöhnlich halbtägigen Erkundungsfahrten ins Umland gehörte ganz vor-dringlich,- und war deshalb auch alljährlich unbedingt zu wiederholen,- Akrokorinth,

„unser“ liebster Berg in Griechenland. Schon bei der allerersten Annäherung beeindruckten uns die Höhe und vor allem auch die elegante natürliche Burgform dieses Bilderbuchberges außergewöhnlich. Ich weiß nicht, wie oft wir seither schon auf der Autobahn nach einer ganz bestimmten Kurve unser geliebtes Akrokorinth emphatisch begrüßten,- dann, an der Ausgrabungsstätte Altkorinth und am „biblischen Brunnen“ vorbeifahrend, wo gewöhnlich eine Herde herumstand, ging es zunächst über eine holprige, in späteren Jahren dann gut asphaltierte Straße hinauf zum Parkplatz vor dem Burgtor, von dort ins Burginnere, um von hier oben die prächtige Farbsinfonie des Sonnenuntergangs zu genießen. Von der Bergspitze, auf die wir auch einige Male kraxelten,- Jung-Florian allen voran, uns von einer sehr hohen Burgruine, die er geschickt erklettert hatte, zuwinkend -, bot sich der Blick über den Saronischen Golf bis Salamis und Attika, nach Süden weit ins Bergland der Argolis und zu den Kilini-Bergen hinüber, nach Westen zum lang gestreckten Golf, und unter uns Altkorinth mit den charakteristischen Säulen des Poseidontempels. Dahinter die neue, nach dem verheerenden Erdbeben wiedererrichtete Stadt, in der Ferne jenseits des Golfs und des Kanals das moderne Loutraki vor den Gerania-Bergen,- und vor und zwischen all diesen Kulissen das saftige Grün der intensiv genutzten Hänge und Ebenen,- keineswegs mehr karges Weideland, wie Rottmann es auf seinem Hofarkaden-Fresko festgehalten hat, der das schrecklich verarmte und geradezu menschenentleerte Griechenland vor anderthalb Jahrhunderten so trefflich und umfassend einfing.

Noch häufiger zog es uns ins nahe, aber lang gestreckte Risa-er Tal und auf die umliegende Höhen, ganz besonders in den Tagen der Weinernte. Hielten wir vor einem Hang, dessen Reben die riesengroßen Traubengebilde mitunter kaum (oder gar nicht mehr) tragen konnten (dann lagen sie eben auf dem Boden!), kamen oft Winzer und ihre Helfer herbei und überreichten uns Trauben, gewöhnlich die wunderbaren kernlosen, für die sie selbstverständlich kein Geld nahmen, sich aber freuten, wenn wir den Geschmack lobten und dann sogar noch die herrliche Landschaft und überhaupt dieses Griechenland priesen. Dafür hat der Grieche viel stolzen Sinn und obendrein ein Empfinden dafür, ob man es ehrlich (und mit dem Herzen) meint mit diesen Lobpreisungen. Begegnet man ihm (unbekannter Weise) unterwegs, wartet er stets, dass der Fremde zuerst grüßt, freut sich dann aber doppelt, wenn es in seiner Muttersprache geschieht, und erst nach diesem Zeremoniell leuchtet sein Gesicht offen gastfreundlich auf. Auf solchen Kurzfahrten, häufig auch ins hohe Gebirge hinauf,- etwa in den Kilini-Almbereich (zu den ganz „wild“ ausschauenden Hirten), mindestens 2000 Meter hoch gelegen,- und streckenweise auf recht abenteuerlichen Straßen, die eher einem Bachbett glichen,- hielt ich oft und auch länger an, wenn Gretl wieder

einmal ihren Skizzenblock zückte und sich ins Schauen vertiefte.

Auch die Landschaft um und hinter Stymphalia lockte immer wieder. In einem Tal vor Nemea bestaunten wir zum ersten Male die mit Zeltplanen geschützten Trauben-Mieten, in denen die Weintrauben (helle wie schwarze) ausgebreitet worden waren und nun zu Sultaninen und Korinthen trocknend zusammenschrumpelten,- Produkte, die sich offenbar gut vermarkten lassen, was sich auch an den immer zahlreicheren und weithin schimmernden Zeltdächern im Risa-er Tal ablesen lässt.- Die Täler hinter dem Stymphalische See - hier und in der Umgebung reines Herkules-Land! - haben es uns besonders angetan. Die Stymphalischen Vögel bekamen wir zwar auch nicht zu Gesicht, aber von hier führen wunderschöne, sehr einsame Straßen über hohe Pässe ins Kernland der Peloponnes hinüber. - In dieser Gegend soll sich auch der Eingang zum Styx befinden, dem Fluss der Unterwelt,- und auch den haben wir natürlich nicht gefunden!

Schon bevor unsere Bekannten bei Loutraki sich eingekauft hatten, waren wir öfters in diesem Städtchen, das von ganz anderen Athenern im Badeurlaub bevölkert wurde, als wir von Xylo gewöhnt waren: lauter, großstädtischer, die Badewilligen zumeist auf dem Sandstrand hingelagert, hinter dem man auf erhöhter Promenade vorbeispazierte und sie von oben aus nächster Nähe begutachten konnte,- hier war alles perfekter, bewegter, bunter und - teurer,- etwa das gemeinsam eingenommene Abendessen. Fuhr man von hier aus weiter am Nordufer entlang, gelangte man zum schön gelegenen Heraion auf einer Landspitze. (Unvergesslich, wie wir hier zusammen mit Jung-Florian von ganz gewöhnlichen Fliegen in einer Weise geplagt wurden, wie ich es bislang noch nicht und auch seither nicht wieder erlebt habe; offenbar sollte man nach Griechenland deswegen nicht vor Mitte August reisen, denn ab dann sind die Küsten fliegenfrei.) Etwas abgelegen vom Meer kamen wir durch einen Ort, der beim großen Erdbeben (in der zweiten Hälfte der Siebziger) vollständig zerstört worden war. Dasselbe Beben, wenige Monate vor einem unserer Aufenthalte, hatte auch in Xylo schwere Schäden angerichtet,- sehr viele Häuser, vor allem die ebenerdigen aus alten Zeiten (in Nebenstraßen sogar noch aus Lehmziegeln errichtete!), trugen das aufgemalte Zeichen, dass sie unbewohnbar seien. Dass Xylo mittlerweile schöner denn je aufgebaut ist, tröstet die Fremden,- die damals Geschädigten mittlerweile vielleicht auch. Nur die große Kirche blieb noch jahrelang gesperrt. Als Schwager Sepp K. und ich eines Vormittags am Kirchplatz in einem „Magazin“ einkauften, gab es heftige Erdstöße; alle Kunden verließen eiligst den hohen Raum, aus dessen Regalen die Waren niederprasselten, bogen aber gleich um die Straßenecke und starrten den Kirchturm an, von dem es hieß, er werde einem weiteren Beben nicht standhalten,- er blieb aber stehen - und ist mittlerweile so gesichert, dass er uneingeschränkt benutzt werden kann und die nebenstehende Hilfskirche leer steht.-

Unsere Frauen in der Avra hatte es ebenfalls ganz kräftig durchgeschüttelt, auch machten sie sich Sorgen um uns,- aber es gab keinen Schaden.

Reisen in die griechische Vergangenheit dauerten länger als die vielen Kurzausflüge und verlangten meist gründlicheres Kartenstudium. Einige Male übernachteten wir am Meer, auf dem Campingplatz oder im Privatquartier.

Natürlich zog es uns wie alle anderen Griechenlandreisenden nach Delphi, Olympia, Sparta, Mykene, Epidauros und andere geheiligte Stätten,- auch nach Athen,- und dorthin überall auch alle paar Jahre wieder, mit der Zeit allerdings nicht mehr bestrebt, jeden Stein zu identifizieren, sondern mehr und mehr dem Genius loci zu huldigen und einfach wieder einmal dort zu sein,- zwar immer noch ein wenig historisch verträumt, aber mehr und mehr auch den Naturschönheiten hingegeben. - Das alles hier wiederzugeben hieße, die Geduld des Lesers zu sehr strapazieren,- man kann die gegenständlichen Inhalte in vielen Büchern nachlesen. Aber einige persönliche Eindrücke, die tief in der Erinnerung nisten, seien trotzdem hier festgehalten,- einfach weil es mir ein Bedürfnis ist, mich ihrer - dies niederschreibend - zu vergewissern und meine ganz persönlichen Kurz-Akzente zu setzen.

Zu allererst der Schock von Kalávrita, wohin man gelangt, wenn man etwa 50 Km westlich von uns von der Autobahn ins Gebirge abbiegt, in kurvenreicher Straße dann gewaltig an Höhe gewinnt, vorbei an einigen idyllischen Dörfern und dem berühmten Moni (Kloster) Mega Spileon, bis man auf eine ausgedehnte Hochfläche gelangt, die am Horizont von einem gewaltigen Monument überragt wird, das den Freiheitskämpfern Griechenlands bei der Abschüttelung des jahrhundertlang so schrecklichen und drückenden Jochs türkischer Gewaltherrschaft gewidmet ist. Aber Kalavrita hat auch auf andere Weise traurige Berühmtheit erlangt: Durch die Exekution aller männlicher Einwohner (über 16) durch die deutsche Armee im 2. Weltkrieg, als Vergeltungsakt für einen blutigen Überfall der hier ansässigen Partisanen. Obwohl ich mit unfreundlichen Blicken oder Gesten rechnen musste, parkte ich meinen Wagen mit deutschem Nummernschild vor der Gedenkstätte. Vor den großen Tafeln mit den entsetzlich vielen Namen fühlten wir uns sicher betroffener als manch anderer Besucher, wieder einmal den Krieg und seine zwangsläufigen Gräueltaten zutiefst verdammend,- es gab *keine* unfreundlichen Blicke, dafür war einfach das Geschehen als solches für alle viel zu bedeutend und bedrückend,- und für uns Deutsche bis heute schmerzhaft und nicht frei von Gefühlen der Scham.

Nach Delphi fahren hieß, im Dunkeln aufstehen, schnell frühstücken und dann so

rasch wie möglich nach Egion gelangen, wo die Fähre kurz nach Sonnenaufgang zum nördlichen Gegenufer des Golfs ausfuhr; eine gemütliche einstündige Überfahrt an Deck, bei der wir nicht nur das immer und immer wieder sehenswerte Schauspiel des Sonnenaufstiegs genossen, sondern auch öfters beobachten konnten, wie sich die sonnenbeschienenen Gebirge südlich von Patras in der zunehmenden Wärme allmählich „entmaterialisierten“ (wie wir sagten), sich also den Blicken langsam entzogen und sich ins Himmelblau auflösten,- was wir immer wieder in diesem Lande auch bei anderen Gebirgen an den Vormittagen erlebten.- Von der Anlegestelle gelangte man auf breiter, aber windungsreicher Uferstraße durch kaum bewohnte und in ihrem landschaftlichen Reiz keinesfalls mit der Südküste vergleichbare Gegend nach Itea, ab dort - und jedesmal wieder in ein bisschen erregter Wiedersehensfreude - durch den berühmten Ölbaumhain, wo wir oft anhielten, weil uns die hier ziemlich dicht stehenden Bäume so ausnehmend gut gefielen und wir uns die Bedeutung dieses mehrtausendjährigen heiligen Hains durch einige Schritte in ihn hinein bewusster machen wollten. Dann ging es bei zunehmend lohnender Aussicht (auch auf den Hain!) steil hinauf zum Ort Delphi, wo an so frühem Morgen noch nicht der schreckliche Rummel herrschte, der stets ausbricht, sobald die vielen Busse aus Athen eintreffen. An der Quelle Kastalia, die bis vor wenigen Jahren noch begangen werden konnte, wuschen wir uns als demütige Pilger Hände und Gesicht, dann betraten wir, immer noch so rechtzeitig dran, dass die lärmenden Touristen noch nicht hier sein konnten, das Areal. Ehrwürdige Ruinen, die wir dann bald gut kannten, immer wieder bewundernswert die Polygonale Mauer, sehr schön postiert und auch uns im Augenblick sehr gelegen kommend der große Tempel, wo wir uns im etwas kühleren Schatten der Säulen niederließen und diesen großartigen Ausblick ins tiefe Tal und zu den Höhen des Parnassos hinauf genossen,- Gretl hier beim ersten Besuch zwar bekümmert, denn sie bezweifelte, dass sie tatsächlich unsern Küchenherd ausgeschaltet hatte (sie hatte!)- das sind so die kleinen Verrenkungen des Alltags, die selbst an heiliger Stätte piesacken können,- aber Apollo hat geholfen! - Natürlich gehörten auch wir zu jenen, die, nach anstrengendem Aufstieg auf miserablen Wegen (ich einmal wieder als Hinkebein!), im hochgelegenen Stadion laufen mussten und im Theater ein wenig deklamierten (natürlich nur der Akustik wegen!). Sehr gut gefielen mir auch die Ausgrabungen aus späterer Zeit jenseits der Straße,- und schließlich fuhren wir dann zweimal von hier aus zum Kloster Ossijs Lukas weiter (kurz davor ein Dorf, in dem die Deutschen auch gewütet hatten),- seiner Mosaiken wegen berühmt und schön über einem weiten Talkessel gelegen,- Luftlinie gar nicht so sehr weit von Xylo am gegenüberliegenden Ufer des Golfs entfernt.- Lohnend etwa auch die Rückfahrt über Amfissa und die anschließenden Hochflächen der Landschaft Phokis (mit ihren großen zottigen Ziegenböcken, die sich in dieser Men-

schenleere plötzlich durch eine Bewegung zwischen den Büschen bemerkbar machten,- geradezu unheimliche Gesellen!), bis hin zu einem lang gestreckten Stausee am Fuße der steil aufragenden Felswände der Vardousia Ori,- wir kamen uns vor wie am Ende der Welt. - Um auch jenen Landesteil kennenzulernen, befuhren wir einmal von Delphi aus auf neuer Straße die Höhen des Parnassos bis zum sehr hoch gelegenen Skigebiet,- Lift-Anlagen wie in Tirol -, von dort dann ins fruchtbare Böotien steil hinunter, in diese in der Antike so wichtige Ebene, mehrfaches Schlachtfeld auch, aber auch Geburtsstätte des Theaters,- an ihrem Rande das einst so bedeutsame, heute völlig unansehnliche Theben (zwangsweise Assoziation Ödipus / Freud,- aber natürlich auch Antigone, die edle),- wir bestaunten eher die Baumwollfelder ringsum; insgesamt eine Agrarlandschaft, die so anders, geradezu mitteleuropäisch-ungriechisch auf uns wirkte,- völlig abweichend von den Landschaften und der Vegetation der Peloponnes.

Natürlich besuchten wir einige Male auch das Museum in Delphi, besichtigten die berühmten Figuren,- mir hatte es vor allem der Omphalos angetan, der Nabel der Welt,- und wer Herodots Bücher oder die des Thukydides kennt, weiß, welche immense politische Bedeutung diese Stätte hatte und wie in damaligen Zeiten das Licht der Vernunft noch nicht so hell leuchtete, als dass die geschickt formulierten (absichtlich vernebelten!) Sprüche der Pythia (natürlich die der Priester!) nicht mit dem nötigen Respekt berücksichtigt worden wären,- eben weil untergründige Gläubigkeit bei den Empfängern wie in der Öffentlichkeit doch noch vorhanden war; man konnte ja nicht so genau wissen, ob diese gut funktionierende Informations- und Verkündigungs-Zentrale nicht doch von etwas Göttlichem gespeist wurde. - Doch ganz abgesehen von der politischen Bedeutung dieses Orts in beinahe unendlicher Vergangenheit (die man hier als sehr nah empfindet!) eignet, meinen Gefühlen nach, dem wunderbaren Delphi auch heute noch eine anhaltende Ausstrahlung,- wohl auch wegen der Übereinstimmung von wuchtig-elementarer Natur ringsum mit dem Wissen um den von hier ausgehenden, ganze Reiche und deren Machträger beherrschenden menschlichen Geist,- wahrhaftig ein Nabel der damaligen Welt.

Nicht alle Stätten-Besuche wiederholten wir regelmäßig. Die Reiselust hing auch von der Erholungsbedürftigkeit und vor allem von den Hitzegraden ab, denen wir uns im Auto auszusetzen bereit waren. Die beste Zeit waren Tage nach den ersten Gewittern, die gegen Ende August zu erwarten waren,- übrigens mitunter verbunden mit so hohem Wellengang, dass selbst ich mich nicht in die Fluten traute,- und auch der heftige Wind am Strand konnte auf die Nerven gehen. Erstes Zeichen, dass der Sommer sich dem Herbst neigte, waren auch die am Küstensaum entlang fliegenden Kraniche (Schillers Ballade spielte ja nur etliche Kilometer von hier entfernt!), sehr

diszipliniert aufgereiht zu leicht wellenbewegten Schnüren. Einmal zog in jenen Tagen auch ein Rudel Delphine an uns vorbei, leider nur ein einziges Mal,- ich begleitete sie ein Stück am Ufer entlang.

So ganz gegensätzlich zu Delphi die Wirkung von Olympia: in liebliche Landschaft eingebettete Weihestätte, überragt vom Kronoshügel (auf dem wir einmal Siesta hielten!) und begleitet vom Alphaios, der selbst im Hochsommer noch Wasser führt. Nicht mehr oberhalb des Dorfes, sondern seit etlichen Jahren in unmittelbarer Nähe des Tempelbezirks das neue Museum mit den mich jedesmal wieder ganz tief beeindruckenden Giebelfiguren des Zeustempels, an denen ich mich nicht sattsehen kann. Vielleicht auch, weil sie im Zuge der Entwicklungsgeschichte der Griechischen Plastik haargenau zu jenem Zeitpunkt entstanden, als die noch etwas hoheitsvoll-steifen Figuren der Vorklassik sich vermenschlichten, gewissermaßen von innen her zu leben begannen, ohne dass sie dabei ihrer strengen Würde verlustig gingen. Natürlich besuchten wir auch immer wieder den berühmten Hermes, nunmehr sehr repräsentativ in einem eigenen Raum postiert, und ich bewunderte an ihm nicht nur die perfekte hochklassische Darstellungstechnik und den figuralen Schwung seiner Haltung, sondern auch das Bildnis eines Mannes, der nicht mehr auf Kräfteausstrahlung angewiesen ist, sondern trotz oder wegen gewisser weicher Züge eine Männlichkeit verkörpert, die unseren gegenwärtigen Vorstellungen vom Manne eher entsprechen, als andere, martialischere Zeiten zu propagieren versuchten.

Was mir im Tempelbezirk besonders imponierte, waren vor allem Ausmaß und Proportionen des Zeustempels, einschließlich der so effektiv verstreuten Riesentrommeln, aus denen die Säulen zusammengesetzt waren. Auch malte mir meine Fantasie jedesmal die Zeusstatue des Phidias vor Augen und wie dieses Bildnis auf die Pilger und Wettkämpfer gewirkt haben mag. Fantasieanregend auch die übrige Altis, die man sich ja nicht mit neugierig flanierenden Touristengruppchen besetzt vorstellen muss, sondern mit gläubigen, wahrscheinlich lauten und bunt gemischten Zuschauern und den vermutlich emotionsgeladenen Wettkämpfern mit üblichem Imponiergehabe mitsamt ihren listigen Hintermännern,- vermutlich alles ein wenig chaotisch ablaufend. - Ausmaße und Lage des Heratempels sind einfach lebenswert,- vielleicht auch weil es sich um die Kultstätte eben für Hera handelt (diese Restfigur eines frühen und sicher sehr wirkungsvollen Mütterlichkeitskults,- der als Muttergottes-Kult auch im heutigen Griechenland noch überaus wirksam ist,- man denke nur an die höchste Feiertagsstufe des Tages Mariä Himmelfahrt). Sehr gut erinnere ich mich noch der ersten Filmstreifen über die Berliner Olympiade von 1936: wie die als Priesterinnen verkleideten Griechinnen in der Altis Olympias das Heilige Feuer von der Sonne entzünden ließen, das dann den weiten Weg durch halb Europa

antrat. Und nun befanden wir uns genau vor diesem maßvollen Hera-Tempel, unfern des komplett ausgegrabenen (Ur-)Stadions mit seinen Startrinnen, Kampfrichter-Sitzen und den sanft ansteigenden Zuschauer-Hügeln. - Alle anderen Gebäude erkundeten wir zwar, sie blieben für mich konventionelle antike Ruinen,- aber was mir immer wieder in Olympia auffiel, war die entspannte Atmosphäre, selbst die Touristenschwärme verhielten sich hier ruhiger und gelassener,- im Gegensatz zum „geballten“ Delphi,- aber vielleicht bewirkte das alles nur der angenehme Baumschatten,- während Delphi in praller Sonne brütete.

Schon ab unserm ersten Aufenthalt in Griechenland, als wir im Haus in Xylo nur zwei Wochen bleiben konnten, dafür dann anschließend im Hotel Kalamaki auf dem Isthmus in einem karg eingerichteten Hotelzimmer mit Jung-Florian logierten,- von einem klappernden Storch zwar zunächst (bis zu dem von mir geforderten Zimmerwechsel!) arg gestört wurden, dafür aber in herrlich klarem Wasser (in Sichtweite der Kanaleinfahrt) ausgiebige Bäder nahmen,- schon damals also zog es uns natürlich in die Argolis und nach Epidauros.

Wer Aischylos` „Agamemnon“ so gut wie ich kennt (oft als Schullektüre behandelt), ist geradezu dazu verurteilt, Mykene stets als Palast dieses Herrschers und seiner mörderischen Gattin Klytämnestra einzuordnen, angefangen vom Löwentor (vor dem dann auch die großartigen Inneren Monologe der „Kassandra“ von Christa Wolf abrollen), durch das der Todgeweihte hineingeht, bis zum Palast auf höchster Höhe, wo sich wohl auch das berühmte Bad befunden haben muss. - Ansonsten ein riesiger Steinhäufen, der eindrucksvollste, den ich kenne,- ein wenig wandelt man auch immer auf den Spuren Schliemanns, des nicht immer lupenreinen, aber dann doch so erfolgreichen Ausgräbers (in Athens Archäologischem Museum bewunderten wir die zutage geförderten Schmuckstücke) - besonders beeindruckt werden immer noch die riesigen Grabgewölbe (sicher galten sie in ihrer weit entfernten Zeit als architektonische Wunderbauten),- besonders auch die Bergspitze des Spinnenbergs, über die, nach Aischylos, die Feuerzeichen mit der Botschaft vom Falle Trojas liefen,- das alles ist und bleibt immer wieder sehenswert. Der Blick in die heutzutage sehr fruchtbare Argolisebene mit ihren unzählig vielen Ölbäumen bis hin zum fernen Meer, dem Burgberg von Argos und rechter Hand ins Peloponnesische Bergland hinein weckt geradezu nachvollziehbare Herrschaftsgefühle,- allerdings nicht von der vermutlich unglaublich derben, ja grausamen Art, wie sie den mykenischen Herrschern eigen gewesen sein muss, denen man wohl so ziemlich jede Missetat zutrauen kann.- Als wir uns einmal während eines sich anbahnenden Unwetters den Palastberg bestiegen, mussten wir in die Zisterne flüchten, und selbst dort unten umschwärmten uns ziemlich große Hagelkörner, die munter die Treppe zu uns

herabsprangen. - Wie viel Schreckliches muss sich auf diesem Hügel zugetragen haben, als die grausamen Dorer dem mykenischen Palastleben ein Ende bereiteten. - Auch die griechische Geschichte ist eben mit viel Blut geschrieben!

Wer von Korinth kommend nach Epidauros will, durchfährt auch das Städtchen Nauplia,- Otto von Wittelsbachs erste Residenz mit deutlichen Spuren italienischer Renaissance-Architektur, die via München importiert wurde. Außer dem Hafen mit seiner kleinen Festungsinsel und einigen originellen Gassen interessierte uns nichts so sehr, was den Fremdenverkehr-Rummel, der uns hier wie überall nicht behagte, hätte aufwiegen können,- schon gar nicht die Preise der hiesigen Gaststätten. Aber die alles überragende türkische Festung, aus der Stadt nur über Hunderte von Stufen mühsam zu erreichen, wollten wir dennoch erkunden und fanden dann tatsächlich eine Straße, auf der wir bis vor das Tor der Bergfestung hinaufrollen konnten: Wunderbare Aussicht in alle Richtungen, unter uns das von hier oben vertraut wirkende Städtchen, in weiterer Ferne die Ruine von Tyrins, die wir zweimal besichtigen wollten, aber vor verschlossenen Toren standen.

Und dann diese ganz andere Seite verflorenen Griechentums,- eine Insel in einer anderen Welt:

Die Weiterfahrt zur berühmtesten Heilstätte der klassischen Antike ein stetiger Anstieg auf kurvenreicher Straße bis auf die Hochfläche, in deren weitläufiger, sich nach Nordwest öffnender Nische Epidauros liegt,- schönste Besichtigungszeit auch hier am frühen Vormittag (noch nicht so heiß und bevölkert),- und wir sahen uns bei unserem ersten Besuch sehr genau um, denn Asklepios bedeutete uns aus guten Gründen viel (deswegen genauso unser Interesse für die spärlichen Reste seines Heiligtums am Fuße der Akropolis,- durchschlagend schön, ja prächtig die ihm geweihte Heilstätte vor dem gewaltigen Berg in Pergamo im Hinterland der Ionischen Küste (die wir aber erst viel später besichtigen konnten)). Auch hier erarbeitete die Fantasie, angeregt durch einiges, was wir darüber gelesen hatten, etliche Bilder: Wie die Patienten nach mühevolem Aufstieg von Palea Epidauros am Saronischen Golf durch die heißen Täler endlich diese Sanatorien erreichten, vielfach sicher auch getragen werden mussten oder herauf ritten; wie sie dann in der Obhut heilender Priester in die Heilschlaf-Räume eingewiesen und zu Linderung oder Genesung nicht nur durch physische Mittel begleitet wurden. Natürlich fragten wir auch: Wer konnte sich das leisten,- etwa in römischer Zeit die weite Fahrt von Italien bis hierher und die Behandlungen, die sicher schon damals ihren Preis hatten? Eindrucksvoll die Ruinen so großer und vieler Herbergen. Auch hier das unerlässliche Stadion (Erholung auch durch spannende Unterhaltung?) und schließlich das großartige

Amphitheater, diese riesige, sich in eine Bergnische einschmiegende Muschel, wo Zehntausende Platz fanden, und das sich auch heute noch (wieder?) in passablem Zustand befindet. Berühmt der ganz bestimmte Standplatz in der Orchestra, von wo der selbst verhalten Sprechende bis in die letzte Reihe hinauf gut verstanden werden kann. - Als wir im Jahr danach erfuhren, dass hier an den Wochenenden des August alljährlich gespielt wurde, war es für uns Theaterfreunde keine Frage, dass wir das auch erleben wollten,- und folglich kamen wir noch manches Jahr wieder. - Bereits in Nauplia deutete sich an, dass sicher an diesem Abend gespielt wurde: Weiß behandschuhte Polizisten wiesen uns auf der ganzen Strecke mit eleganten Bewegungen in die erwünschte Richtung,- auf dem riesigen, mit jungen Bäumen bestandenen Parkplatz-Areal suchten wir uns etwas abseits ein ruhiges Plätzchen, holten unsere Möbel hervor und aßen ausgiebig zu Abend, währenddessen in Sichtweite eine nicht abreißende Autokolonne theaterwärts rollte. Nach dem gewöhnlich prächtigen Sonnenuntergang machten wir uns auf den Weg und erreichten in einsetzender Dunkelheit das summende Theaterbecken, begaben uns gewöhnlich in ein höheres Stockwerk, weil wir ja nicht nur das Theaterstück, sondern auch das Publikum und das ganze Ambiente anschaulich miterleben wollten. Und wir kamen voll auf unsere Kosten, obwohl wir die Texte der zumeist antiken Dramen, die in Neugriechisch gesprochen wurden, natürlich nicht verstanden,- selbst bei bekannten Handlungen gewisse Verständnisprobleme hatten. Was alles aber den Gesamteindruck, nämlich das Zusammenspiel von Schauspielern auf der Bühne oder in der Orchestra mit den sehr aufmerksamen, ja an die Aufführung geradezu total hingeebenen Zuschauern, nicht wesentlich mindern konnte. Und über uns der Sternenhimmel,- besonders eindrucksvoll zu Spielbeginn, wenn alle Lichter erlöschen und das Publikum ehrfurchtsvoll still die Pracht des Sternenzelts aufnimmt. Die Schauspieler setzten sich akustisch gut durch (manche schrieen ja auch immerfort), die Lichteffekte klappten vorzüglich,- mir besonders erinnerlich, dass der Beifall jeweils wie eine Welle von unten nach oben aufbrandete. - Einige Male verschwanden wir vor Vorstellungsschluss, weil wir genug gesehen und gehört hatten, das harte Sitzen auf den Steinbänken ohne Lehne uns zu unbequem wurde und wir eingedenk der langen nächtlichen Heimfahrt nicht in den Aufbruchsrummel geraten wollten. Die meisten Besucher dürften zwar im benachbarten Ligourion hängen geblieben sein, wo wir bereits auf der Herfahrt sahen, wie die aufgespießten Hammel vor der Glut gedreht wurden,- aber unsere Fahrt war weit, zwar teilweise, wenn der Mond schien, recht schön,- besonders oberhalb der steil abfallenden Küste des Saronischen Golfs. Gut gefiel uns auch der Blick aus der Höhe auf den hell beleuchteten Küstensaum des vor uns liegenden lang gestreckten Isthmus,- wie die Griechen es ja all- und ungemein genießen, wenn die Nacht, die endlich etwas

kühlere, ins Licht unzähliger Lampen getaucht wird. (Und das selbst in Zeiten der beiden politischen Ölkrisen, wo es doch allenthalben darum ging, Energie zu sparen,- aber bitte nicht in den dunklen Sommernächten Griechenlands!)

Die für dieses Volk ganz besonders wichtige Hauptstadt zog uns an - und stieß uns ab.

Athen heutzutage mit dem Auto besuchen, dürfte nicht so einfach sein wie noch vor zwei Jahrzehnten. Jedesmal stellten wir vor unseren Stadterkundungen den Wagen in der Nähe der Akropolis ab und konnten uns so frei auf relativ kurzen Strecken bewegen. Hier kein Bericht über das Gesehene,- er wäre endlos. Was uns aber ganz besonders beeindruckte, war die Lage der Akropolis (vom Nachbarhügel, auf dem Herodes Maximus seinen Palast hatte, aus gesehen,- genauso eindrucksvoll auch vom Lykabettos, den wir ebenfalls bestiegen). Natürlich interessierte mich alles, was mit dem Leben und Wirken bedeutender Männer und mit den Vorgängen in der Polis sich lokalisieren ließ, also natürlich die Agora und die sonstigen Versamlungs- und Gerichtsstätten, und selbstverständlich das aufgehäuft Schöne im Akropolismuseum (wenigstens die Korenstatuen muss ich hier doch nennen!) und die wertvollen Stücke im fast unüberschaubar weitläufigen Archäologischen Museum. Mittags ruhten wir uns im königlichen Park aus, aßen frische Sesamkringel,- nie belästigt oder um unsere Sicherheit besorgt,- nur einmal erschrakten Florian und ich ganz schrecklich, als Gretl auf einem Hügel verschwinden musste und nicht wiederkam; wir liefen ziemlich aufgeregt und laut rufend durch das Wäldchen, ehe wir sie unterhalb auf einer Straße entdeckten,- sie war in eine etwas andere Richtung abgestiegen. - Die Stadt, dieser unglaublich breit dahin gelagerte Moloch, von den Höhen zwar ganz lustig anzuschauen (etwa das Durcheinander an Schlafstätten auf den weiten Dachterrassen großer Wohnhäuser), aber als Wohnort für mich indiskutabel, interessierte uns nicht weiter,- ich war froh, als Bindernagels, unsere mehrjährigen Besucher in Xylo, nicht mehr vom Flugplatz abgeholt werden mussten, denn Rudi B., ein alter Grieche aus archäologischen Nachkriegszeiten in Nordgriechenland, er damals als mit ausgrabender Student, war des Neugriechischen so weit mächtig, dass er sich mit dem Taxi zum Busbahnhof via Peloponnes chauffieren lassen konnte,- wir brauchten unsere Gäste dann nur noch in unserm Städtchen abzuholen,- ich war also froh, dass ich nicht mehr so oft in die Kapitale fahren musste,- obwohl die morgendliche Hinfahrt unseren Golf und dann das Saronische Meer entlang (mit der gegliederten Gegenküste von Salamis) ihren Reiz hatte (Gretl hat so eine Morgenstimmung auf einem Bild festgehalten). Übrigens verirrten wir uns hoffnungslos eines noch nachtdunklen Morgens auf der Suche nach der Straße zum Flughafen in Athens Häuserdschungel, aber als ich dann einen Taxifahrer nach dem

Weg fragte, gab er mir ein Zeichen, ihm zu folgen, was ich tat und so aus dem menschenleeren Labyrinth gut herausfand,-solche Taxifahrer gibt es also auch noch! Auf vielen der erwähnten Griechenlandfahrten waren Bindernagels, stets neugierig und aufnahmebereit, mit dabei, beide ertrugen auch längere Strecken in meinem Mazda geduldig, aber in dem von uns erkundeten Landesteil waren ja fast alle Strecken nicht so strapaziös weit - und obendrein kam spätestens nach zwei bis drei Stunden immer wieder ein Stück Meer in Sicht. Besonders wichtig auf unsern gemeinsamen Fahrten war es, für Mittag und Siesta das richtige Plätzchen zu finden: nicht zu abgelegen, aber ruhig genug, unbedingt schattig, aber nicht zu windig,- wir fanden es immer, aber nicht immer gleich. Herrlich gelöste freundschaftliche Stimmung, der mitgebrachte Wein blieb nicht wirkungslos,- ein beglückendes Gefühl der Freiheit, abseits üblicher beruflicher Verantwortung oder aufschreckenden Telefons so absichtslos durch das Land fahren zu können,- sofern das Auto mitmachte! - In all den Jahren plagten mich nur zwei ernster zu nehmende Defekte: das Kühlsystem und der Auspuff. Ersteres durch Selbstverschulden: Ich fuhr im Risa-er Tal den Berg hinauf und merkte erst nach einem Kilometer, dass die Handbremse angezogen war,- nämlich in jenem Augenblick, als das Kühlwasser zum Himmel stank, weil ein Schlauch gerissen war. Da sofort hilfreiche Griechen anhielten und einen halben Eimer Wasser in den Kühler schütteten (was u.U. andere Schäden hätte auslösen können, die sich aber nicht einstellten), kam ich irgendwie und immer Wasser nachfüllend nach Xylo zurück, wo Christo helfen musste!,- der älteste Sohn der Tsavaras, Beruf unbekannt, aber immer da oder dort im Ort beschäftigt, wohl so eine Art Gelegenheitsarbeiter, eine Spezies, die ja bekanntlich mehrere Metiers beherrscht. Von Autos verstand er nicht viel, dafür aber sein Freund Pedro, uns bekannt als Kellner einer Psisteria in Synikismos, eigentlich als Matrose ausgebildet, den Christo für nächsten Morgen in einen Weingarten bestellte, wo ich mich auch einfinden sollte. Mit Pedro zusammen klapperte ich Tankstellen ab, wo die Griechen demontierte Ersatzteile stapeln,- an jeder Tankstelle ein spezielles Autoteil, so eben auch in irgendeiner zahllose Kühlschläuche, und Pedro wählte bedächtig den richtigen aus. Im Weinberg kroch er unters Auto, aber wir wechselten dann doch noch in eine Werkstatt, da ein Sensor ausgetauscht werden musste. Lustiger Zwischenfall, als Pedro, immer noch auf dem Rücken unter dem Auto liegend, plötzlich aufschrie, weil sich die männliche Versammlung neugieriger Müßiggänger, natürlich unablässig das Gesehene oder für richtig Gehaltene laut kommentierend, sich zu sehr auf das Auto aufgestützt hatte, so dass sie ihn fast erdrückten,- großer Klamauk. - Auch für den Auspuff gab es einen Spezialisten am Ort, den einzigen in dieser Sparte, der, wie so viele andere in Deutschland Ausgebildete, sich sehr würdevoll-kompetent gab und es auch war. Der von ihm geschweißte Auspuff (in Deutschland hätte man ihn natürlich

ausgewechselt) befreite mich nicht nur von dem entsetzlich lauten und auffälligen Getöse, mit dem ich mich auf unserer letzten längeren Fahrt unangenehm bemerkbar gemacht hatte, sondern hielt noch jahrelang. Ja, in einem solchen Lande wusste man sich zu helfen, hier wurde nichts weggeworfen und man verstand es noch, zu improvisieren,- schöpferische Eigenschaften, die den deutschen Auswechsel-Mechanikern wahrscheinlich abhanden gekommen sind. Und wenn man dann fragte, was man schulde, nannten diese „Dienstleister“ so lächerlich geringe Beträge, dass ich, selbst wenn ich den Betrag gerne verdoppelte, immer noch nicht einmal halb so viel zahlte, wie mich dieselbe Reparatur in Deutschland gekostet hätte.

Diesem arg gekürzten und sehr persönlichen Reisekatalog möchte ich abschließend doch einige Routen anfügen, die dem noch unkundigen Griechenlandfahrer vielleicht nicht so bekannt sein dürften, mir aber sehr lohnend schienen: Etwa die Weiterreise von Olympia hinauf nach Andritzena und das noch höher gelegene Bassai, wo der Erbauer des Parthenon in größter, aber geradezu wuchtiger Bergeinsamkeit einen Zeustempel aus grauem Stein errichtet hatte, der zu den besonderen griechischen Kostbarkeiten gehört,- leider in einem etwas baufälligen Zustand, seit etlichen Jahren deshalb Baustelle, also kann er nicht mehr betreten werden (wie der Parthenon auf der Akropolis übrigens auch nicht,- für mich immer noch unvorstellbar, dass man darin nicht mehr herumstapfen darf!). In Andritzena selbst war Gretl vom baumbestandenen Platz so entzückt, dass sie ihn festhielt und zu einem schönen Ölbild ausmalte,- ebenso die Melonenmadame, aufgezeichnet auf der Landstraße zwischen Patras und Olympia (als es die Autobahn noch nicht gab und man also noch richtig über Land fuhr!),- das Ölgemalte hängt nun in meinem Zimmer und erfreut mich täglich). Die Straße führt dann oberhalb des hier sehr breiten Alphaiostals, das Sohn Florian ganz allein mit seinem Rucksack als vielleicht 18-jähriger mehrere Tage lang durchwanderte und dabei originelle Begegnungen mit Eingeborenen hatte,- zum hochgelegenen Ort Keritena, mit weitem Blick von der dortigen Burgruine in alle Richtungen der Peloponnes, einer der schönsten Ausblicke in diesem Lande,- nicht weit von Megalopolis mit seinen weithin sichtbaren Kraftwerk-Kühltürmen entfernt. Sehr schön auch die einsame neue Höhenroute von Keritena am Menalon-Gebirge entlang nach Orchomenos. - Ebenso lohnend die Anfahrt nach Olympia über Stymphalia, an den Ruinen von Orchomenos und dem Menalongebirge vorbei in ein lang gestrecktes Tal eines Nebenflusses des Alphaios,- allerdings nur zu empfehlen, wenn man viel Zeit hat und die Sonne nicht zu heiß brennt.- Sehr gut gefiel uns auch eine Fahrt vom Kalavrita-Plateau zu den eleganten Erimantos-Gebirgen und dann hinab in die Weingegend südöstlich von Patras. Natürlich lockte uns auch die südliche Peloponnes, wir befuhren alle drei „Finger“,-

etwa über die Ruinenstadt Messene im ölbaumbestandenen Messenien (wo einst die hartnäckigsten Gegner Spartas siedelten), zur westlichsten Halbinsel mit der Neuausgrabung der Burg Pylos des alten Nestor,- hinunter zur Insel Sfaktria, die im Peloponnesischen Krieg eine so entscheidende Rolle spielte und sogar noch 1827 zum Hintergrund einer sehr blutigen Seeschlacht wurde,- bis zum lieblichen Methoni weiter südlich.

Zum Mittleren „Finger“ gelangt man über Kalamata, wo wir einmal auf dem Zeltplatz übernachteten (in und neben unserm Auto), die von einem Erdbeben ganz schrecklich zugerichtete, heute aber wieder wohlhabende Geschäfts- und Touristenstadt, ringsum die unüberschaubar großen Olivenwälder mit den besten Oliven, die es im Lande gibt (- bei unserm Händler in Xylo verlangte ich immer nur die „Kalamata“-Sorte,- ihm mit geöffneter Hand andeutend, dass ich eine große Portion wünschte),- dann weiter auf ziemlich langer Fahrt die Küste entlang bis ins Lande Mani, eine ziemlich einsame Gegend (mit schlechtem historischen Ruf, da die Maniesen als kriegerische Raufbolde galten und sich keiner fremden Oberherrschaft beugen wollten), landschaftlich nicht unbedingt sehr eindrucksvoll, aber interessant wegen der immer noch vorhandenen Haustürme, in die man sich einst zur Verteidigung gegen interne und äußere Bedrohung zurückzog und die jetzt häufig in Touristenunterkünfte umgewandelt werden.

Das zwischen dem mittleren und östlichen „Finger“ gelegene Tal des Eurotas mit Githion als Hafenstadt (wir übernachteten am Hafen gegenüber dem Inselchen, auf dem angeblich Paris und Helena ihre Hochzeitsnacht verbrachten, bevor sich das Pärchen nach Troja absetzte und damit diesen denkbar blödesten Kriegsgrund lieferte) und dem westlich sich hinziehenden und sehr sehenswerten Taigetos-Gebirge führt durch nicht sehr aufregende Landschaft nach Sparta, das wir allerdings zum ersten Male von Norden aus (über Tripolis) erreichten,- ein nichtssagendes Städtchen ohne historische Relikte, aber deshalb umso sehenswerter das Ruinenfeld der nebenan am steilen Hang gelegenen Klosterstadt Mistras, einst eine bedeutende byzantinische Metropole, jetzt nur noch sehenswert wegen vieler, z.T. sogar noch gut erhaltener Kirchenbauten, sehr lohnend allerdings der Blick ins breite Eurotastal mit seinen unzählbar vielen Ölbäumen - (wer soll das alles ernten? fragte Gretl immer wieder, wenn wir solche Gegenden durchfuhren. Inzwischen wissen wir es: wie jeher die Besitzer und ihre vielen Helfer,- etwa die Verwandten in Athen, die zur Erntezeit (Januar/Februar) Urlaub nehmen, die Bäume mit Stöcken traktieren und die Früchte von den weit ausgebreiteten schwarzen Bodennetzen auflesen,- und sicher auch von gedungenen Zigeunern, die wir in großer Zahl zur Zeit der Weinernte am Westpeloponnes sahen,- unvergesslich eine müllübersäte Fläche, auf der vor kurzem noch Hunderte solcher Hilfskräfte gehaust hatten. Erinnerungswert auch, wie unweit dieser

verwüsteten Stätte der Traubensaft von vielen hochbeladenen Karren troff, die vor der Kelterei auf der Landstraße Schlange standen.)

Und schließlich sei noch der östliche „Finger“ erwähnt mit der originellen Inselstadt Monemvasia,- mühsam, aber lohnend der Aufstieg in die verwüstete Oberstadt, mir aber insgesamt zu überlaufen, und wie alles, was touristenattraktiv ist, gründlich vermarktet. Höhepunkt dieser Reise in den Südosten dann allerdings die steile Auffahrt ins Parnon-Gebirge, wo wir auf Passhöhe oberhalb des Ortes Kosmas ein köstliches Picknick-Plätzchen fanden, ehe es dann, nach kurzer Kaffeepause auf schattigem Dorfplatz, über steile Hänge und durch tiefe Schluchten hinunter ging nach Leonidion und den Golf von Argolis.

Viele tausend Kilometer durchfahrenes Land, das eigentlich gar nicht so groß ist,- aber eben nicht nur geschichtsträchtig, sondern einfach schönes Griechenland, wie man es sich abwechslungs- und formenreicher nicht wünschen kann,- ein Land, dem sich das Herz leicht öffnet und dann auch reich beschenkt wird.

Aber Xylokastron, mit Avra, Haus, Städtchen, Strand und Mitmenschen, blieb alles in allem doch „unser Nabel“ Griechenlands.

Wenigstens *einmal* im Jahr für mehrere Wochen die heiße Sonne und das salzige Wasser so richtig auf der Haut spüren, gehört mittlerweile zum geradezu unverzichtbaren Anspruch in meinem Jahresverlauf. Ich vermute, dass mir das alles auch gesundheitlich, trotz gelegentlicher Hitzetage, sehr gut bekommt,- ich bilde mir ein, deshalb in der kalten Jahreszeit weniger von Erkältungskrankheiten befallen zu werden als in den Jahrzehnten vorher, ganz abgesehen vom Gesundbrunnen, der schon allein darin besteht, dass man einige Wochen lang seinem üblichen mitteleuropäischen Lebensrhythmus und allen sonstigen aufgezwungenen Verpflichtungen entzogen bleibt,- unser Griechenland: ein Land der Regenerierung an Leib und Seele.

Im sogenannten Ruhestand ab 1990:

Nachberufliches Tätigsein und etliche Reflexionen

Während ich dieses Kapitel niederschreibe, befinde ich mich im vierzehnten Jahr meines Ruhestands. Pünktlich zum Ersten eines jeden Monats überweist mir der Freistaat 75% der letzten Dienstbezüge eines Beamten der Besoldungsgruppe A16,- meine durchaus „stattliche staatliche“ Pension, die sich nach Ablauf vieler Jahre zu einer geradezu bestaunenswerten Summe zusammenzählen lässt. Davon kann man unter den gegenwärtigen Umständen gut, also zufriedenstellend leben, sofern man gewillt ist, den eher bescheidenen Lebensstil, den wir schon immer pflegten, beizubehalten und sich nicht in die Phalanx der ewig gierigen Unzufriedenen einzureihen, die in unserm so schön wiederaufgebauten und wohlhabenden Land mittlerweile zu einer geradezu bedrohlichen „Kritischen Masse“ angeschwollen sind, weil sie von allem nie genug haben können. Mir will scheinen, dass in den vergangenen vier bis fünf Jahrzehnten das, was man (natürlich arg pauschal ausgedrückt) die Mentalität der deutschen Mitmenschen bezeichnen könnte, sich bedenklich verändert hat. Es ist eben *keine* Legende und schon gar keine abgehobene Altersweisheit, dass viele Zeitzeugen des 2. Weltkriegs (samt Folgen) Maßstäbe verinnerlicht haben, die sie - Gott sei es gedankt - nicht mehr loswerden: nämlich die einer grundsätzlichen Bescheidung auf das Lebensnotwendige,- auf persönliche Sicherheit, aufs tägliche Brot, auf Schutz vor Kälte, auf kulturelle und politische Freiheit, auf Arbeit, auf Freizügigkeit und vor allem auf Friedfertigkeit,- kurz: eine etwas andere Form der Zufriedenheit mit seinem Leben, als die heutigen Medien dem Normalbürger zu suggerieren versuchen. Auch die so völlig unpathetisch geübte mitmenschliche Solidarität der damals „noch einmal Davongekommenen“ mit möglichst vielen Anderen gehört zu den „erworbenen Prämissen“ meiner Generation, die dann allerdings im Verlauf des ach so erfolgreichen deutschen Wirtschaftswunders immer dünner und bröcklicher wurden und den alten und offenbar unaustilgbaren Untugenden („größer“, „reicher“, „stärker“, - neuerdings auch „spaßiger“) weichen mussten. Je länger es mir vergönnt ist, das teils offene, teils verdeckte Spiel jener Kräfte zu beobachten, die das Denken, Fühlen und Wollen einer leider immer leichter zu manipulierenden Masse erfolgreich zu ihrem Nutzen zu gestalten verstehen, desto klarer schlägt für mich zu Buche, wie sehr an die Stelle unveräußerlicher Ideen und Ideale, die dem Leben Sinn und Orientierung geben

könnten, der praktisch einzige gültige Maßstab, nämlich der einer ökonomischen Bewertung, getreten ist,- und sich noch laufend (weltweit) verstärkt. Offenbar ist nur das, was errechenbaren Gewinn abwirft, wirklich wichtig,- alles hat seinen in Geldsummen ausdrückbaren Wert, und was eben nichts gekostet hat, ist dann vermeintlich auch nichts wert. Das ist die neue Philosophie! - Wie will man angesichts der überwiegenden Armut auf unserm Planeten mit solcher Einstellung den „Weltfrieden“ stiften?

Doch zu mir zurück: Ob der jetzige Zustand einer gesicherten und ausreichenden Pension in bevorstehenden Zeiten erhalten bleibt, wird neuerdings immer fraglicher. Künftige Beamten-Generationen werden uns um unsere traditionelle Altersversorgung beneiden. Gretl und ich sind außerdem nach wie vor entschlossen, uns nicht davon irritieren zu lassen, dass um uns herum viele ebenfalls alternde Menschen sich beachtliche Besitztümer und Geldquellen hatten erwerben können, die ihnen nun einen noch weit luxuriöseren Lebensabend ermöglichen. Unsere Parole: Keinen Neid aufkommen lassen,- echt!

Es gab Zeiten, in denen ich den Ruhestand fürchtete (interessanter Weise vor allem gegen Ende meiner Dienstzeit), aber es gab auch sorgenvolle Perioden, in denen ich ihn förmlich herbeigesehnt hatte,- immer natürlich gekoppelt an den Wunsch, dass wir den Übertritt in diesen neuen Lebensabschnitt vor allem in guter Gesundheit erleben mögen.

Doch ich wollte mich auf diese neue Periode auch ein wenig vorbereiten: Zunächst durch eine gewisse Drosselung meines Arbeitseinsatzes (sofern so etwas in meiner Berufsstellung überhaupt möglich wäre; aber in den letzten beiden Jahren wurde ich von meinen Mitarbeitern unübersehbar ein wenig geschont,- man hoffte mich damit länger im Haus behalten zu können),- aber auch durch Überlegungen, in welchen Lebensbereichen ich mich künftig betätigen sollte. Von vorne herein stand fest, dass ich keinesfalls ein zu geruhames Leben führen wollte, denn ich hatte oft genug an anderen, die so etwas praktizierten, beobachten können, wie ungut sich eine solche (erschlaffende) Selbstschonung physisch und psychisch auswirkte. Also nahm ich mir vor, für jeden Tag ein Programm zu machen - (das ich ja dann nach Belieben umstoßen oder verschieben konnte,- auch ein Akt meiner neu gewonnenen Freiheit!) -, beabsichtigte auch, so früh wie möglich aufzustehen (ich tu`s bis heute), nicht nach dem Frühstück stundenlang im Lehnstuhl hinter der Zeitung zu sitzen und dann ein bisschen herumzuspazieren,- auch gedachte ich mich mit selbst gewählten Aufgaben (z.B.auch der Niederschrift dieser Erinnerungen, mit Violinspiel, ausgedehnter, nicht mehr einem Zeitdruck unterworfenen Lektüre, gezielter Bürgerarbeit usw.) täglich intensiv mit möglichst vielem zu befassen. Gleichzeitig aber auch meinem Körper

sportlich bedeutend mehr abzuverlangen, als es mir in den letzten Jahrzehnten vergönnt war,- mich überhaupt so viel wie möglich an der frischen Luft zu bewegen, dabei alles Medizinische mir nach wie vor möglichst vom Leibe halten, d.h. eine Einstellung zu finden, die mich davor bewahren sollte, mich zu viel selbst zu beobachten und die Anzeichen eines Alterns oder aufkommenden Unwohlseins allzu ernst zu nehmen. Auch den Kontakt zu meiner Schule und den dort Wirkenden gedachte ich nicht jäh zu unterbrechen (es lagen ja auch keine emotionalen Gründe für eine solche abrupte Abkehr vor), auch und gerade weil ich zur Annahme gelangt war, dass ein solcher jäher Abbruch gefährlich werden könne, wie ich an anderen beobachten konnte, die diesen kritischen Übergang in den neuen Lebensabschnitt teuer bezahlten, manche einen solchen plötzlichen Einschnitt sogar nur kurze Zeit überlebten. Die Sorge, es könnte mir langweilig werden, hatte ich nie ernsthaft und sie blieb auch unbegründet,- obgleich ich der ins Leben eingestreuten Langeweile immer noch ein wenig das Wort reden möchte, als einem kleinen Gegengewicht zu übertriebener Verdinglichung unseres Denkens und Handelns. - Andererseits beabsichtigte ich von allem Anfang an nicht, mich jenen Ruheständlern zuzugesellen, die sich in eine Fülle neuer oder alter Aufgaben förmlich hineinstürzten, als ob es nichts Wichtigeres in ihrem Leben gäbe, als sich auch im Ruhestand zu beweisen, wie toll drauf und bedeutend man sei und wie sehr man deswegen auch weiterhin berechtigt ist, sich über anhaltenden Stress zu beklagen;- was mich übrigens einmal veranlasste, einem solchen stolzen Überlastungsgejammere mit der Frage zu begegnen, was und wie viel denn, um Himmels Willen, mein Gegenüber vor seiner Pensionierung getan habe).

So sehr ich mich befreit fühlte vom Druck der täglichen Verantwortung für so viele Menschen, meinte ich doch, auch künftig mich für andere engagieren zu müssen,- (wohl so ein Bewusstsein irgendwelcher kommunitarischer Art). Auf diesem Gedanken beruhte ja auch die sogenannte „Bürgerarbeit“, ein um die Jahrhundertwende aufgekommener Begriff, worunter vor allem die ehrenamtliche Tätigkeit älterer Menschen gemeint war, die beruflich zwar nicht mehr aktiv waren, aber da und dort doch noch kompetent helfen konnten, und deren Lebensunterhalt auch ohne zusätzliches Entgelt gesichert war.

Nennen möchte ich hier zunächst meine Berufung durch die Evangelische Landeskirche in den Stiftungsrat einer *Fachoberschule* für Sozialwesen in München, die den Namen des Elsässischen Jugendfreund Goethes, Friedrich Oberlin, trug. (Auf einer buntschönen Herbstreise von Lehrerkollegium und Stiftungsrat durchs Elsass besuchten wir Oberlins Heimatgemeinde in den Vogesen, wo dieser wackere Pädagoge in größter Weltabgeschiedenheit mit einfachsten Mitteln hilfreich gewirkt

hatte.) Neben dem Schulleiter Dr. Gürth spielte bei der Gründung dieser kirchlichen Privatschule auch Pfarrer Rückert eine entscheidende Rolle, Begründer des ersten Augustinum-Altenheims (anhaltend gehobene Klasse in der Altersversorgung!) und Betreiber all der anderen Augustinum-Einrichtungen in ganz Deutschland und einiger Spezialschulen in München,- neuerdings gehört auch eine Klinik und ein Herzzentrum zum Augustinum-Imperium. Aufgabe des Stiftungsrats war und ist es, diese staatlich anerkannte Fachoberschule in enger Zusammenarbeit mit dem Landeskirchenamt und natürlich unter Staatlicher Schulaufsicht verantwortlich zu führen, wozu mich meine Erfahrungen als langjähriger Schulleiter durchaus befähigten, allerdings hier erweitert durch (interessante) finanzielle und personelle Problemfelder, die über die Kompetenzen eines Schulleiters im Staatsdienst beträchtlich hinausragten. Die Belastungen hielten sich in Grenzen, mehr als vier oder fünf Konferenzen im Jahr gab es eigentlich nur in Krisenzeiten, die sich allerdings vorübergehend häufen konnten, wobei es aber niemals um Schülerprobleme ging, sondern um Veränderungen oder Versäumnisse der Schulleitung. Neuerdings konnten wir unsere FOS um einen Wirtschaftszweig erweitern, der Schülerandrang ist nach wie vor ziemlich groß, und auch die Erhebung von Schulgeld (unsere Schule ist in München eine der ersten gewesen, die sich so etwas traute,- ich war zunächst nicht dafür!) dämmte den Zustrom nicht ein. Im vergangenen Jahr berieten wir endlos über das Projekt eines unserer Stiftung anzugliedernden neu zu errichtenden Evangelischen Gymnasiums in München,- womit ein geradezu mit Komplexen beladener alter Wunsch der Gemeinden Münchens verwirklicht werden sollte. Ein durchaus verlockend-interessantes und meine Berufserfahrungen ganz besonders beanspruchendes Vorhaben, zumal in unsern Vorstellungen dabei das achtjährige (also nicht mehr neunjährige) Gymnasium und die Verwirklichung der Ganztagschule eine wichtige Stellung einnehmen sollten. Der Plan scheiterte, letzten Endes an unseren beschränkten finanziellen Möglichkeiten. Die Evangelische Landeskirche, bei den stark zurückgegangenen Einnahmen aus der Kirchensteuer zu größter Sparsamkeit in diesen Jahren einer allgemeinen Rezession gezwungen, musste passen. Auch die Vorstellung, die Landeshauptstadt möge eines ihrer Gymnasien auslaufen lassen (ebenfalls aus Einsparungsgründen), damit in einem so frei werdenden Schulgebäude unser zartes Gymnasialpflänzchen nachwachsen könne, ließ sich nicht verwirklichen,- auch wegen einer verflixten Indiskretion, die in die Süddeutsche Zeitung gelangt war und einen ziemlichen Wirbel bei den vermeintlich von einer Schließung bedrohten Gymnasien auslöste. Ob es uns tatsächlich hätte gelingen können, ein wirklich gutes und modernes Gymnasium mit deutlich evangelisch-christlichem Profil ins Leben zu rufen, bleibt ungewiss. Manches spricht dafür, etliches dagegen,- jeder von uns Stiftungsratsmitgliedern wollte

natürlich unter gar keinen Umständen die Wiedererweckung der aus vielen guten Gründen überwundenen Konfessionsschule. Was mich aber doch in gewissem Maße beeindruckte, war der offensichtlich große Wunsch von mehr Eltern, als ich angenommen hatte, ihre Kinder einer Schule anzuvertrauen, die sich ein klares weltanschauliches Profil geben wollte,- für mich ein weiteres Indiz für die Unsicherheit und Ratlosigkeit, die im Sinnverständnis der Schulerziehung um sich gegriffen haben. Auch eine gewisse grundsätzliche Skepsis gegenüber der weltanschaulich neutralen Staatsschule scheint sich darin zu äußern,- in mancherlei Beziehung übrigens ähnlich meinen Erfahrungen an der Steiner-Schule, wo ja Eltern, selbst wenn sie sich nicht zur Anthroposophie bekannten, sich für eine Schule entschlossen hatten, die Flagge zeigte und nicht in unverbindlicher Liberalität dahinwinkelte.- Leider verfügten wir während der Beratungen eines solchen Schulkonzepts noch nicht über die Figur eines überzeugenden Gründungsdirektors, von dem wahrscheinlich alles Weitere (also der Erfolg!) abhinge,- wie übrigens - und das ist ja nicht neu - bei vielen anderen Schulgründungen auch, insbesondere im Bereich erfolgreicher Privatschulen; bei Landerziehungsheimen ganz besonders auffallend.

Gern besuchte ich, damit der an alle Mitarbeiter der Augustinums-Einrichtungen ergangenen Einladung Folge leistend, die alljährlich recht festlich gestaltete Geburtstagsfeier des Augustinus, des „Namenspatrons“ dieser segensreichen Einrichtungen,- mit Gottesdienst, schöner Musik, perfekten Ansprachen, Darbietungen meist kaba-rettistischer Art und einem gepflegten Festessen,- im Umgang mit zumeist prominenten evangelischen Christen, mit denen zu parlieren mir ziemliches Vergnügen bereitete. - Ich habe mir vorgenommen, Ende 2004 nicht mehr für eine weitere Amtsperiode zu kandidieren, weniger wegen einer zu großen Belastung als stellvertretender Vorsitzender des Stiftungsrats (vorübergehend hatte ich auch als Vorsitzender fungieren müssen, bis Dr. Markus Rückert, Sohn des Gründers und nunmehr einfallsreich und schwungvoll agierender Augustinums-Boss, nach Pfarrer Bierlein zum Vorsitzenden gewählt wurde), sondern weil ich es nicht gut finde, wenn zu viele Weißhaarige einer solchen Schule vorstehen und sie nach außen repräsentieren,- und außerdem sind fünfzehn Jahre ohnehin genug. Aber dass ich meine Erfahrungen viele Jahre in eine solche Tätigkeit einbringen konnte, erfüllt mich mit einer gewissen Genugtuung, und ich habe dabei manches dazugelernt,- eine der angenehmen „Horizontenerweiterungen“.

Eines Tages fragte mich ein Bekannter, ob er mich für die bevorstehende Neuwahl des *Kirchenvorstands* als Kandidat vorschlagen dürfe. Etwas zögerlich stimmte ich zu, hatte also grundsätzlich keine Bedenken, konnte mir aber nicht vorstellen, dass

ich in der hiesigen Gemeinde hinreichend bekannt sei, denn meine bisherigen Kontakte beschränkten sich auf sporadische Gottesdienst-Besuche. Doch ich wurde gewählt, allerdings nur als einer der zwölf stellvertretenden Mitglieder, die aber zu allen Sitzungen mitgeladen wurden, dort genauso mitberieten und auch weitgehend abstimmungsberechtigt waren. Sechs Jahre gehörte ich diesem Gremium an und hatte keinen Grund, unzufrieden zu sein: man wurde gehört (wenngleich ich mich in den Aussprachen meist zurückhielt, was aber eher zur Folge hatte, dass man umso mehr auf mich hörte,- zumal wenn die Situation wieder einmal etwas verfahren war und persönliche Querelen wegzuräumen waren). Was mir besonders gefiel: der angenehme Umgangston, die evangelische Offenheit der Gespräche, das große Engagement so vieler Ehrenamtlicher. Als Mitglied des Finanzausschusses war ich vorwiegend mit der gerade anstehenden Frage der Kirchenrenovierung von St. Michael befasst, die nicht nur pekuniär bewältigt werden konnte, sondern auch zu dem jetzigen erfreulichen Gesamteindruck unseres schönen Kirchenraums führte.- Was mir geblieben ist: ein Gefühl der Zugehörigkeit zu unserer Gemeinde mit ihren vielen schätzenswerten Mitgliedern,- besonders beim jährlichen Sommerfest zu spüren, wo ich mich mehrmals als Grillmeister, in späteren Jahren als Bon-Verkäufer betätigte. Auch unsere Gottesdienst-Besuche mehrten sich seitdem, deren ritueller Ablauf noch immer nicht meinen Wünschen entspricht, wenngleich ich zugeben muss, dass manche gewohnheitsmäßige Wiederholung in Spruch und Gesang auch mir inzwischen so etwas wie eine kleine Geborgenheit vermittelt. Aber im Mittelpunkt meines Interesses steht unverbrüchlich die gut vorbereitete Predigt, in der es dem Pfarrer gelingen sollte, biblisches Wort klug und historisch richtig zu erklären, den Text dann aber mit der gegenwärtigen Lebens- und Weltlage zu verknüpfen und möglichst eine kritische Einstellung gegenüber verfehlter Zivilisationserscheinungen oder falscher politischer Führung und natürlich auch persönlichen Fehlverhaltens anzumahnen -und trotzdem auch dem berechtigten Trost- und Erlösungsbedürfnis der „altgläubigen“ Zuhörer zu genügen,- Wunschvorstellungen, denen die jungen Pfarrer vor Ort oft genügen und mich immer wieder angeregt entlassen.

Ich sehe in meiner verhaltenen Zuwendung zur Kirchengemeinde auch ein klein wenig eine Schielische Tradition, wenngleich meine hiesige Bedeutung eine andere ist als die meiner Vorväter, und die Stellung der Evangelischen Kirche in unserer Zeit und in diesem Lande nicht im entferntesten mit der in Siebenbürgen (bis zum jetzigen bitteren Ende) verglichen werden kann. Der dortige Pfarrer: ein Volksführer (etwa auch Urgroßvater in Wolkendorf und Rosenau) und hochangesehenes Mitglied der Gesellschaft, zuständig für sämtliche Lebensbereiche und alle erdenklichen ungelösten Fragen zwischen seinen Gemeindemitgliedern. - Aber Großvater Samuel, ein eifriger Förderer der Evangelischen Kirchen Kronstadts, schaute mir trotzdem ein

bißchen über die Schulter.

Meine Annäherung an die hiesige Gemeinde zeigte mir aber auch wieder einmal, wie ungemein wichtig es in unserer freien und weltoffenen Gesellschaft ist, neben der unbehinderten Respektierung und Anwendung der großen Prinzipien philanthropischen und menschenrechtlichen Inhalts *auch* einer kleineren Gemeinschaft aktiv anzugehören, wo man Verantwortung trägt, unmittelbare Kenntnis von Wesen und Lebensart anderer gewinnt und daran auch emotional teilnehmen kann. Natürlich befriedigt diese Bedürfnisse in erster Linie die eigene Familie, aber nicht jeder hat eine, und die enorm hohen Scheidungsraten unserer Tage lassen vermuten, dass viele Mitbürger diese Art von Nestwärme einfach nicht mehr haben. Auch in meiner Schule genoss ich es immer wieder, in der sich dort herausgebildeten Gemeinschaft teilzuhaben an Lebensweise und Schicksal anderer. Ich sage das vor allem deshalb, weil ich in früheren Jahrzehnten (und vermutlich auch mangels entsprechender Erfahrungen,- vielleicht auch als eine Spätwirkung auf NS-Zeit und Krieg?) jeder „Vereinsmeierei“ ablehnend gegenüberstand; inzwischen ist aber die Vereinzelung (man könnte auch sagen Vereinsamung) in der großen Weite dieser schönen Welt so weit fortgeschritten und wird modebedingt oft auch auf so zweifelhafte Ziele ausgerichtet, dass die Zugehörigkeit zu klar orientierten und unmittelbar erlebbaren Kleingruppen anders gesehen werden muss,- aus meiner Perspektive außerdem auch wegen der immer stärker vernachlässigten Gemeinschaftstugenden, die dort immer noch gepflegt werden,- es muss ja nicht gleich ein Trachten- oder Schützenverein sein! -

Und dass wir alle ein Interesse haben sollten, die Kirchen unserer Väter zu bewahren und weiterzugeben, war schon immer meine Meinung. Deshalb habe ich noch nie Verständnis für die sich mehrenden Kirchenaustritte aufbringen können, zumal es den Davongehenden ja in den meisten Fällen gar nicht um eine Abkehr vom Christentum, sondern nur um die dann nicht mehr abzuführende Kirchensteuer geht. Auch ich halte (gerade auch eingedenk meiner Erfahrungen mit der Oberlin-Stiftung) die jetzige Steuer-Finanzierung unserer kirchlichen Einrichtungen für keine sehr gute Lösung, kenne aber keine bessere. Und dass wir die Kirchen nicht nur für unser Seelenheil brauchen und für die sonstigen Dienste, die sie uns leistet, sondern dass es dringender denn je nötig ist, das Evangelium in die Gesellschaft hineinzutragen, hängt mit einer meiner Grundeinsichten zusammen: Nur auf der Grundlage einer festverankerten christlichen Menschenliebe (sie könnte sich sogar anders nennen!) wird es möglich sein, die Evolution durch Domestizierung des schwankenden und auch so anfälligen, immer noch zutiefst aggressiv veranlagten Menschen in eine Verbesserung voranzutreiben. Ich denke viel darüber nach, ob die unentbehrlichen

Menschenrechte,- zweifelsfrei aus dem christlichen Menschenbild hervorgegangen,- auf Dauer in ihrer Bedeutung zu erhalten sind ohne einen gläubigen Hintergrund. Es ist noch nicht ausgemacht, dass die jetzige Diaspora, in die die Kirche hineingeraten ist, deren Bedeutungslosigkeit endgültig besiegelt. Manche eher unauffälligen Signale der allgemein um sich greifenden Unzufriedenheit (in Bezug auf die Sinnfrage, der entbehrten Erfüllung) und der noch einer besseren Lösung bedürftigen Frage des Verhältnisses zwischen Glaube und Wissen könnten durchaus so gedeutet werden, dass viele Mitmenschen ihres jetzigen, oft zufälligen Treibens müde werden und sich anderen Vorstellungswelten zuwenden. Es könnte ganz neue Orientierungsbedürfnisse geben, auf die eine kritische Elite auch im Raume der Kirche nicht unvorbereitet sein darf. Voraussetzung müsste allerdings wohl sein, dass die Kirchen vorher den ganzen schönen Zauber der Wundergläubigkeit auf jenes Maß reduzieren, dass es dem durchschnittlich intellektuell Entwickelten erspart bleibt, ständig entweder historisch zu relativieren oder seinen kritischen Verstand ausschalten zu müssen, wenn er den Deutungen und Riten folgen und ein guter Mensch im Sinne der Lehre Jesu Christi sein will. - Was übrigens die in den letzten Jahrzehnten immer wieder beschworene Ökumene der Kirchen anbelangt (die wir im Kleinen bei unseren Schulgottesdiensten und im Kollegium problemlos und ansprechend praktizierten), habe ich so ziemlich jede Hoffnung auf eine echte Annäherung verloren, denn die vom Vatikan wiederaufgerichteten Mauern wachsen immer höher. Mit dem mir bislang sichtbar gewordenen Wirken des jetzigen Papstes Johannes Paul II. wäre ich noch weniger einverstanden, hätte er vor zwei Jahren dann nicht doch noch mit seinem heftigen Protest gegen den von Präsident Bush vom Zaun gebrochenen Irak-Krieg seine hoffentlich anhaltende Rolle als Friedensbewahrer gefunden. Ein Trost, dass das segensreiche Wirken des verehrungswürdigen Papstes Johannes XXIII. wenigstens in dieser Richtung noch Früchte trägt!

Natürlich war auch ich nicht frei vom Wunsch, meine Ruhestandszeit nunmehr mit etlichen größeren *Reisen* zu bereichern. Auch wenn wir dem geliebten Griechenland immer noch die Treue hielten (aber das waren eben weniger Reisen, als vielmehr das Eintauchen in einen Zustand!), war die Lust auf Neues noch nicht erloschen. Aber auch in dieser Beziehung wollten wir nicht in eine inzwischen geradezu üblich gewordene und für Rentner so bezeichnende Reise-Konsumenten-Haltung verfallen, die uns wahrscheinlich auch gar nicht so gut bekommen wäre. Im Gegensatz zum bisher von uns hoch gehaltenen Brauch, selbstverständlich als auf uns allein gestellte und autonome Autotouristen unterwegs zu sein, begannen wir zu begreifen, dass die Reise in einer Gruppe wohl mit den Jahren nicht mehr ganz zu umgehen sei, zumal

auch die Risiken als Einzeltourist mehr und mehr zunahmen,- (als ob es eine unlösbare Verknüpfung zwischen Reise-Freizügigkeit und zunehmenden Risiken (z.B. Kriminalität) gäbe!). Aber auch die politischen Unsicherheiten in manchen Erdregionen legten neue Vorsichten nahe. Mehrere Reisebüros boten laufend kompetent geführte Kulturreisen an, die zwar ihr gutes Geld kosteten, uns auch wegen der Fülle des Angebots mitunter ziemlich anstregten, aber offensichtlich doch die adäquate Form jetzigen und künftigen Reisens darstellten und uns neue Einblicke in Landschaften und Lebensweisen versprachen.

Ohne mich in zu viele Einzelheiten ausbreiten zu wollen, erwähne ich nur jene größeren Unternehmungen, die mir als besondere Erfüllung meiner Ruhestandsjahre deutlich im Gedächtnis haften,- und es geht mir auch hier nicht um die Beschreibung der aufgenommenen Tatsächlichkeiten, sondern um gewisse persönliche Wirkungen,- und natürlich auch um festzuhalten, wie man in unserer Zeit zu reisen pflegte.

Dem schon lange gehegten Wunsch folgend, *Russland* wenigstens in seinen beiden Städten Moskau und Petersburg kennenzulernen, besuchten wir zunächst die hektisch anmutende, in ihrem Trubel fast unheimlich chaotisch wirkende Hauptstadt mit ihrer vorwiegend ernsten, sogar etwas verhärtet auf uns wirkenden Bevölkerung, der offenbar das Lachen vorläufig vergangen war in diesen Jahren des Umbruchs vom nicht mehr geglaubten und in eine Rieseninsolvenz abgeglittenen Staatskommunismus hinüber in die noch völlig „ungeordnete Marktordnung“ etwas freier Art, die richtig zu handhaben dem entstehenden Mittelstand offenbar noch nicht gelingen wollte,- bewohnten am Stadtrand ein Turmhotel mit schöner Aussicht auf den Park mit Sputnikdenkmal und Messepavillons (jeden Morgen staunte ich über die endlos vielen Gruppen japanischer Touristen, die unter mir das Hotel verließen;- wie wird das erst, wenn auch die Chinesen die Welt bereisen dürfen?)-, und wurden von unsern sehr freizügig ihre kritischen Meinungen äußernden russischen Reisebegleitern an alle sehenswerten Punkte ihrer Metropole geführt. Für mich besonders eindrucksvoll natürlich die herrlichen Kirchen des Kreml (und schon allein die Tatsache, dass wir uns damit am Nabel des ach so viel Schrecklichen in die Welt gebrachten Bolschewismus unbeschwert bewegen konnten, war faszinierend), am Roten Platz erfreute mich ebenfalls ganz besonders die vieltürmige Basilios-Kathedrale mit ihren bunten (Unikate-)Zwiebeldächern, die wirklich zu den schönsten Sakralbauten gehört, die ich kenne,- ich konnte mich nicht satt sehen,- und natürlich das Lenin-Mausoleum, das wir als Gruppe leider nicht betreten konnten. Allerdings versuchten Gretl und ich es an einem anderen Tag auf eigene Faust, durften den an und für sich gerade gesperrten Roten Platz nur von Osten betreten (Gretl konnte gar nicht mit hinein,- ich glaube, weil sie sich nicht ausweisen konnte,

sie musste also an der Absperrung warten). An Stalins Grab vorbei, schloss ich mich am Mausoleum der Warteschlange an, hin und her dirigiert von recht groben und schlecht gelaunten Uniformierten, stand dann im abgedunkelten Kellerraum vor Lenins einbalsamiertem Leichnam, leicht schockiert von der unnatürlichen, geradezu abstoßenden Maskenhaftigkeit seiner bleichen und starren Gesichtszüge,- dabei manches bedenkend, was dieser genial-schreckliche Mensch bewirkt, man sollte sagen: angerichtet, weltweit ausgelöst hat,- aber auch beeindruckt, mit welcher andächtigen, ja ehrfürchtigen Scheu seine Landsleute und einige ausländische Delegationen vorbeidefilieren, angetrieben von den aus dem Dunkeln heraus ihnen zugezischelten Anweisungen der auf zügigen Ablauf bedachten Ordnungshüter. Wieder auf dem Roten Platz, verweigerten mir die Gardisten den Rückweg zu Gretl; ich hätte den Platz nach Süden zu verlassen,- was mit einem beträchtlichen Umweg, den ich durch das riesige Kaufhaus GUM (mit allerschicksten westlichen Läden bestückt, die alle feinen Waren dieser Welt anboten, aber vorläufig noch keine Käufer zu finden schienen) etwas abkürzen konnte, aber doch besorgt um Gretl, die so lange allein auf mich hatte warten müssen.- Erstaunen erregend die immer noch schön gepflegte U-Bahn, gleich daneben aber dann alte Mütterchen, deren feinen Gesichtern man ansah, dass sie schon bessere Zeiten erlebt hatten, und die, mit einer Blume oder einer Schachtel Zigaretten in der Hand, potenzielle Käufer stumm ansahen, als ob sie die ganze Welt anklagen wollten, dass sie nunmehr aus allen sozialen Netzen herausgefallen waren und sich so demütigen mussten, wenn sie überleben wollten. In einer Kirche unweit des Hotels bestaunten wir frühmorgens die hingebungsvolle Andacht der herein gehuschten Gläubigen, die, nach stummen oder gemurmelten Gebeten in ausnahmslos großer Konzentration, vor dem Verlassen des Kirchenraums die Ikone küssten. Aber die wahre orthodoxe Inbrunst beobachteten wir im Kloster Zagorsk, das wir nach mehrstündiger Fahrt durch die Wald- und Feldeinsamkeiten und etliche recht einfache Dörfer dieses unendlich weiten Landes auf neu erbauter Autobahn erreichten (von einer westlichen Firma gebaut, von der Orthodoxen Kirche bezahlt!)- mit Mauern und Türmen umwehrt, bestanden mit wunderschönen großen und kleinen Kirchen, in denen, wie es sich für einen Wallfahrtsort gehört, eifrig zelebriert wurde. Sehr eindrucksvoll die lautstarken vielstimmigen Chöre mit ihren geradezu die Gläubigkeit herbei zwingenden harmonischen Weisen, die die sichtlich zutiefst erlösungsbedürftigen Pilger, in ihren zerknirschten Demutsgebärden sich gegenseitig förmlich überbietend, in Gefühlsströme einhüllten. Szenen einer körperlich ausgedrückten Glaubensinbrunst, die in westlichen Kirchen undenkbar wäre und wie ich sie nicht einmal in rumänischen Gotteshäusern je erlebt habe. Welche ungeheuren emotionalen Kräfte drängen hier hervor und harren der Erlösung! Von einem stillen Wehrgang aus, zu

dem wir hinaufgestiegen waren, genossen wir die klösterliche Stille, nur leicht untermalt vom vielstimmigen Lobgesang aus mehreren Gotteshäusern.

Nach einem ein wenig enttäuschenden Besuch des Staatszirkus, dem ein Abschiedessen in einem typisch unpersönlichen Hotel vorausgegangen war, wurden wir spät-abends zum Bahnhof gefahren, mussten in Regen und Stockdunkelheit einen weiten Weg zum noch abgedunkelten Zug mit unserm Gepäck zurücklegen (ich sorgte mich um einige Ältere, die das vielleicht gar nicht schaffen würden), konnten uns dann endlich so richtig empören, als man uns in den Zug nicht einsteigen lassen wollte, weil er erst in einer Stunde abfuhr, setzten uns lautstark aber doch durch. Bereits im Omnibus war plötzlich ein Mann neben den Fahrer getreten und hatte uns erklärt, dass wir auf der Fahrt von ihm geschützt würden. Niemand kannte ihn, auch der Reiseleiter nicht. Ein Agent der Mafia, die dafür abkassieren wollte? Da wir nicht weiter darauf reagierten, verzog er sich offenbar wieder, denn wir sahen ihn nicht mehr. - Die berühmte Nachtfahrt Moskau - Petersburg! Wir hatten Besseres erwartet. Ungepflegte Abteile, unzumutbar verschmutzte Lavoirs, in denen man sich morgens besser nicht wusch,- dafür zwei passable Abteilgenossen, mit denen wir meine letzte Flasche Wein leerten. Infolge des Gerumpels auf ausgeleierte Schienen und Weichen und wohl auch wegen der altersschwachen Federung dieser Ungetüme aus technischer Frühzeit war an Schlaf kaum zu denken,- dafür genoss ich den Blick in die „weiße“ Nacht hinaus, in die unübersehbar weiten Wälder, im Pflanzenwuchs schon tundra-ähnlich. Die Nähe Petersburgs konnte man an den sich häufenden Stationen mit vielen Wartenden erahnen, die wir allerdings glatt durchfuhren,- ehe wir von unserer neuen Reisebegleiterin am Bahnhof begrüßt wurden. Unser Hotel befand sich im Süden der Stadt, genau gegenüber dem riesigen Ehrenmal, das die Stadt ihren grässlich vielen Opfern des Zweiten Weltkriegs errichtet hatte und wo sich nun täglich viele schick gekleidete Brautpaare mit ihrer Hochzeitsgesellschaft einfanden und fotografieren ließen, ein schöner Brauch, der sich über die Jahrzehnte ungebrochen erhalten hat. In einem Gebäude unserm Hotel gegenüber spiegelte sich allabendlich bis kurz vor Mitternacht die über dem nordwestlichen Horizont stehende Sonne,- wir hatten diese Reise also zur richtigen Jahreszeit gebucht, allerdings kam unser Schlafrhythmus ein wenig durcheinander, obwohl wir die Fenster nachts abdichteten, so gut es ging.

Die Stadt das extreme Gegenstück zu Moskau: Alles so offen, breiter, heller, geometrischer angeordnet, ruhiger und von einer Bewohnerschaft bevölkert, die wir geradezu als unrussisch (nordeuropäisch) empfanden. Ein noch heute sicht- und spürbares Tor zum europäischen Westen, das erst die Kremlherren dann absichtsvoll vernachlässigten. Auch hier wurden wir zu allen wichtigen Plätzen und Gebäuden geführt, besonders eindrucksvoll natürlich die Gegend um die Eremitage, wobei mir

angesichts des weiten und von so schönen Gebäuden eingerahmten Platzes doch immer wieder die schrecklichen Szenen des Oktober-Gemetzels vor Augen standen, wie wir sie im Film (Eisenstein?) schon so oft zu sehen bekommen haben. Obwohl am nächsten Morgen ein Kreuzfahrtschiff im Hafen angelegt hatte und nun vor der Eremitage gewaltiger Andrang herrschte, lotste uns unsere Kustodin geschickt durch einen Nebeneingang in den wunderschön renovierten Palast, wo wir uns stundenlang an den herrlichsten Gemälden ergötzen, wechselten anschließend in die Sonderausstellung der sogenannten „Beutekunst“ (bei Kriegsende im östlichen Deutschland erbeutete Kunstschatze) mit hochkarätigen Stücken deutscher und französischer Impressionisten und Expressionisten, die mir - so meine Einstellung in der gegenwärtigen Debatte über die Beutekunst-Rückgabe - hier heute und wohl auch in der Zukunft gut aufgehoben schienen,- auch weil sie viele zusätzliche deutsche Touristen ins Land lockten, was Stadt und Leuten sicher nicht schaden würde. Weite Spaziergänge an beiden Ufern der Neva im herrlichsten Frühsommerwetter,- die riesige Kathedrale, die interessante Festung mit unüberbietbar spitzem Kirchturm am Gegenufer, davor der berühmte Dampfer, von dem aus die ersten Revolutionsschüsse abgefeuert worden waren. Auf einem Friedhof wurden uns die Grabstellen berühmter Musiker und Dichter gezeigt,- beim anschließenden Gasthausbesuch wunderten wir uns darüber, dass dieses durchaus behagliche Lokal an der Straße nicht angezeigt war; man habe das unterlassen, hörten wir, damit die Mafia nicht darauf ver falle, auch hier zu kassieren,- wer`s glaubt, wird selig. Aber von den geradezu unendlich vielen Kiosken, die selbst in Prachtstraßen dicht hintereinander auf dem Trottoir standen, kassiere die „schützende“ Mafia angeblich gehörig ab,- nun ja, heute ahnen wir, dass sich auf diese Weise jenes Kapital bildete, mit dem die Cleversten der Cleveren für einen Pappenstiel die bisherigen Staatsunternehmen im Rahmen der Privatisierung sich unter den Nagel rissen,- die ehemaligen Funktionäre und heutigen Multimillionäre, die sich auf diese unverschämte Weise am Volksvermögen bereicherten und sich mittlerweile bereits auch in die übrige Welt einzukaufen begonnen haben.- Zwei schöne Fahrten zu den Zarenschlössern des Hinterlands, um das im 2. Weltkrieg so entsetzlich hart gerungen worden war,- ich gedachte meines Vetters Rolf, der hier hat sterben müssen.- Wunderbar renovierte Räume,- ich lief von dieser auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Palastanlage Petershof, an deren Böschungen wundersame Wasserspiele und schöne Skulpturen die Herzen der vielen einheimischen Besucher besonders entzückten, bis ans Meer am Kanal entlang, auf dem der große Zar sich bis ans Schloss hatte heran schiffen lassen,- und zu meinem Erstaunen wimmelte es an der Küste von Seeschwalben, wie ich sie in dieser Fülle noch nie erlebt habe (wenn das die Isar-Vogelschützer wüssten, würden sie bei ihren

rührenden Bemühungen vielleicht nicht mehr vom Aussterben dieser Vogelart sprechen). In Zarskoje Selo, ebenfalls fast ganz wiederaufgebaut und sorgfältig stilecht renoviert, gab es das heute viel bewunderte Bernsteinzimmer noch nicht zu sehen; hinter diesem Prachtbau liegt das eher bescheidene Zarenschloss, in dem Nikolaus II. bis zu seinem Abtransport nach Sibirien wohnte, wo er und seine ganze Familie dann so gnadenlos liquidiert wurden.- Auf dem Rückflug vom auffallend bescheidenen Flugplatz aus über Wien nach München benützten wir wieder die Austria-Linie, die nach unserer Erfahrung in Ausstattung und Service nicht hinter der Lufthansa zurücksteht; kolossale Wolkenungetüme über den baltischen Staaten und Polen, denen der Pilot geschickt auswich.- Wollte ich dieser Reise einen Titel geben, würde ich sie „Russland im Umbruch“ nennen,- aber der Bruch dauert bis jetzt, ein Jahrzehnt später, immer noch an.

Beide waren wir vor meinem Ruhestand noch nie in den *USA* gewesen, jetzt endlich ergab sich ein entsprechender Anlass: Florian verbrachte als wissenschaftlicher Stipendiat ein Semester an der Universität in Berkeley (einige Jahre später folgte ein zweiter Aufenthalt dieser Art) und lud uns zu sich in seine schön gelegene und gemütliche Wohnung. Diesen Aufenthalt kombinierten wir mit einer schon in Deutschland gebuchten zweiwöchigen Studienreise,- und nach einigen Tagen bei Florian gedachten wir anschließend mit einem Mietwagen das nördliche Kalifornien zu erkunden. „Wir“ zu dritt, denn Trudl B. war mit von der Partie. Dass wir Amerika ausgerechnet über Kalifornien kennen lernen konnten, war insofern ein Glücksfall, als die übrigen Gebiete dieses Riesenstaates mich zwar neugierig gemacht, aber noch nie so recht angelockt hatten, einschließlich New Yorks, wohin ich mich auch seither noch nicht begeben habe.

Ausgangs- und Endpunkt der unter Führung der energischen Deutschamerikanerin Stipps stattfindenden Omnibusreise war San Francisco, eine überaus einnehmende Stadt, wo Tradition und Moderne so gut harmonieren und man nicht den Eindruck hat, hier vergewaltige eine Großstadt mit ihrem Lärm und willkürlichen Verbauungen die Natur,- insbesondere die des Menschen. Ganz besonders behagte uns der Fußmarsch über die Golden Gate in ihrer vollen Länge, auch die neue katholische Kathedrale gefiel uns sehr, natürlich auch das Chinesenviertel und die vielen geradezu noblen Wolkenkratzer, zwischen denen unser Hotel stand, und selbstverständlich auch die ganze Bay-Region. Unsere Route führte uns dann weiter über Sacramento, wo wir den Regierungssitz besuchten, Exgouverneur Reagan zwar nicht vermissten, aber es wäre für die Welt wohl besser gewesen, wenn er hier geblieben und sich nicht ins Weiße Haus hätte wählen lassen; immerhin begann ja mit ihm der mittlerweile noch beträchtlich angewachsene Auserwähltseins-Wahn

dieser Großmacht, vom jüngeren Bush inzwischen in einem Akt nationaler Hysterie zu einem rücksichtslosen selbstbezogenen Staatsinteresse medial geschickt hochgepeitscht. - (Wie soll das mit dieser wahnwitzigen Aufrüstung nur weitergehen,- von einem Krieg in den anderen taumeln, ohne dass die Amerikaner willens sind, sich den internationalen Rechtsbestimmungen wie alle anderen Staaten unterzuordnen,- und darüber hinaus ohne abzulassen vom verbissenen Wunsch, die ganze Welt in ein amerikanisches Warenhaus umzuwandeln, wo kräftig abkassiert wird?) Der Weg Amerikas vom Ende des Zweiten Weltkriegs zum jetzigen Heute ist für mich eine große Enttäuschung,- ein Weg in die falsche Richtung mit einer unverantwortlichen Verschleuderung wertvoller menschlicher Energien und übriger Ressourcen, die, vernünftiger, also ganz anders eingesetzt, die so arg darniederliegende Menschheit wenigstens materiell vorangebracht haben könnte,- weg von Hunger und sonstigem Leid, worunter immer noch die Hälfte der Erdbevölkerung bitter leidet.

Bis Reno ging es dann in nordöstlicher Richtung weiter ins Bergland hinein, interessanter als diese Natur erschienen mir hier die Goldgräbertäler mit ihren kümmerlichen, aber gut besuchten historischen Resten. Fresno war unser nächstes Ziel, aber nur weil wir wegen verschneiter Gebirgspässe diesen Umweg zum Yosemite-Park nehmen mussten. Jener Teil des so berühmten Parks, den wir befahren konnten, erinnerte uns allzu sehr an Gebirgstäler im Karwendel, als dass er uns hätte überwältigen können,- allerdings mit Ausnahme einiger wundervoller Wasserfälle und der ersten abseits aufragenden Riesenbäume, zu denen wir gefahren wurden. Bei der Durchquerung der Mojave-Wüste begleiteten wir eine Strecke die berühmte südliche Transkontinentalbahn, die sich in großen Schleifen zum Pass hoch schraubte, der links und rechts mit zahllosen Windrädern bestanden war,- ein Bild, das man in Europa damals noch nicht kannte. Las Vegas, die reiche Wüstenstadt, beeindruckte mich nur bedingt, nicht etwa nur deshalb, weil sie zum Treffpunkt so vieler verspielter Nichtsnutze geworden ist, sondern weil das Stadtbild mir nicht zusagte. Ich erinnere mich lediglich an ein riesiges Hotel, in dessen unteren Geschossen wir durch endlos sich ausdehnende Spielhallen geführt wurden, wo geisterhaft in ihre Spielwut eingefangene Kunden verbissen ihre klimpernden Apparate (die "Einarmigen") bedienten und aufs große Geld spekulierten,- eine Welt, mit der ich absolut nichts anfangen konnte und die mich nicht einmal als bedauernswertes exotisches Kuriosum anrührte. Wunderbar dagegen die ausgedehnte, mir keineswegs zu lange Strecke übers Colorado-Plateau, Westernland in Großformat, beinahe menschenleer bis auf ärmliche Indianer-Siedlungen mit herumlungern den Bewohnern, allerdings vor jedem Haus ein Auto und auf dem Dach die Fernsehantenne. Der Bryce-Canyon dann ein erster Höhepunkt, auch die Zufahrt

durch endlose braune Schluchten mit wunderbaren Felsformationen rundum. Der Grand Canyon, so oft im Film bereits gesehen, übertraf alle meine „Selbsterlebens-Erwartungen“: wahrhaftig ein Weltwunder, vor allem was die Tiefe des Einschnitts, seine terrassierte Weite und die Unmittelbarkeit seines Auftauchens anbelangt (nachdem man stundenlang das endlose Hochplateau durchfahren hat). Hier wäre ich gerne länger geblieben, vielleicht auch etliche hundert Meter in die Tiefe hinabgestiegen und wieder heraufgeritten,- wie mich ja überhaupt auf dieser ganzen amerikanischen Erkundungsfahrt die eigenartig geformte und so wundervoll ausgeleuchtete Natur viel stärker beeindruckte als das von Menschenhand Erstellte. - Bewundernswerte Kakteenflora auf erneuter Wüstenfahrt in Richtung Phönix, wo wir im Pool eines auf einem Hügel gelegenen Hotels am frühen Morgen noch rasch badeten, die Stadt selber allerdings nur umrundeten, vorbei an ausgedehntesten Siedlungen der zaunlos nebeneinander stehenden Villen, wo betuchte Rentner sich, ihre Gärten, vor allem aber ihre schicken Swimmingpools (woher nur kriegen sie in dieser Wüste preiswertes Wasser dafür?) offensichtlich hingebungsvoll pflegten,- wahrscheinlich ihr Traum-Lebensziel, sich in die ewige Sonne des warmen Südens zurückziehen zu können (- für mich eine schreckliche Vorstellung, den gewohnten Jahresrhythmus mit seinen wechselnden Wetterlagen nicht mehr erleben zu können, also etwa auch auf den Winter mit seinem Schnee und seinen Stürmen verzichten zu müssen). Mitten in der Wüste eines der vielen überfüllten Gefängnisse,- unweit riesige Sanddünen, von denen ich eine bestieg. Überbelegt seien, so hörten wir, auch die psychiatrischen Kliniken gewesen, bis dann Reagan aus Ersparnisgründen (nur aus diesen?) so viele Patienten wie nur irgend möglich auf die Straße setzen ließ; diese liegen nun nachts in Hauseingängen der Großstädte herum, vielfach ausgerüstet mit einem Einkaufswägelchen, in dem sie tagsüber ihren kümmerlichen Besitz vor sich herschieben. Wirklich erschreckend, wenn solche unbehausten Patienten dann anfallartig ihren Lebenshass hinaus brüllen,- so ein paarmal in Parkanlagen erlebt.- Dass ein Staatsvolk sich vor allem als Solidargemeinschaft verstehen muss, die den Ausgleich sucht zwischen zu arm und zu reich und sich mitverantwortlich fühlt für die Hilflosen und Gestrandeten, ist im Bewusstsein der amerikanischen Gesellschaft offenbar noch nie vorhanden gewesen oder immer noch nicht angekommen; jeder, der das will, wird gnadenlos als Sozialist oder gar Kommunist diffamiert. Eigentlich kein Wunder, dass das Grundprinzip kapitalistischen Strebens,- das ist der zur Tüchtigkeit anstachelnde Egoismus, der sich dann stolz im Leistungserfolg selbst (bar) belohnt,- inzwischen zu einer Art Staatsreligion entartet ist (am ekelhaftesten, wenn obendrein noch christlich verbrämt!). Wie man auf dieser geistigen Grundlage meint die dahinsiechende Erdbbevölkerung pazifizieren zu können, bleibt rätselhaft,- aber es stimmt wohl wirklich, dass der Amerikaner nur sich selbst und seinen „way“

verstehen kann, nicht dagegen die übrige Menschheit, die ganz andere Lebensinhalte und -ziele anstrebt. Und ob diese naive Fortschrittsgläubigkeit selbst dem eigenen Lande anhaltend nützt, bleibt wohl eine der vielen offenen Fragen, die sich auf einer solchen Fahrt zwanghaft, auch ein wenig bedrückend einstellen.

In San Diego, wo wir in der Downtown nächtigten, unternahmen wir zu zweit noch einen abendlichen Spaziergang, verirrten uns aber in der Dunkelheit und fanden uns unversehens in einsamen Straßen zwischen lichtlosen Wolkenkratzern verdächtigen Gestalten gegenüber. Von regelrechter Angst erfasst, verdrückten wir uns in ein Hotel (aber auch hier kein Vertrauen erweckendes Milieu) und erfragten die Adresse unserer Unterkunft, deren Namen wir gottlob (zufällig!) wussten und die ganz in der Nähe lag,- das hätte durchaus anders verlaufen können.

Sehr schön die Küste (mit Klöstern und Ortschaften in südeuropäischem Baustil) in diesem Landesteil.- L.A. wiederum gehörte zu jenen Städten, die man zwar gesehen haben sollte, die mir aber nicht viel bedeuten konnten. Wir wohnten am Meer, ich staunte über die große Schar gut aussehender junger Leute, die sich radelnd und joggend frühmorgens auf dem Küstenweg fortbewegten. - Man fuhr uns auch in die berühmten Filmstudios mit ihren langweiligen Straßenkulissen,- wirklich sehenswert nur eine technisch perfekt gestaltete Katastrophen-Szene, nämlich ein gewaltiger Wassereinbruch in ein Kellergeschoss,- dem wir ungeschoren und vergnügt von einer Tribüne aus zusahen;- Frau Stipps war hier ganz besonders in ihrem Element; ich kenne niemanden, der sich in der Filmszene auch nur annähernd so gut auskennt wie sie,- auch auf unseren langen Fahrten durchs Land konnte sie alle Augenblicke mit Hinweisen auf Drehorte oder Prominenten-Villen dienen,- mir ging auf, mit welcher Inbrunst dieses Volk am Kino hängt, als dem wohl einzigen Kultur- und Kultobjekt, das jeder Amerikaner kennt (und versteht!) und geradezu religiös verinnerlicht hat,- eine nahezu grenzenlose Hingabe an die Traumfabrik, ohne die vielleicht das eigene Leben blass oder gar leer erscheint, zumindest uninteressant.- Hollywood ein geradezu langweiliger Stadtteil,- alles starrt auf die ins Trottoir eingelassenen Erinnerungstafeln und Abdrücke,- eine profane Heiligenverehrung mit kitschigem Beigeschmack; diese Welt erträgt wohl nur, wer das große Spiel mitspielt,- wer in den über die Hügel verstreuten Villen Zutritt gefunden hat,- wer entdeckt werden will oder um die gewiss nicht leicht zu behauptende Position im ewigen Wettstreit der (hartherzigen) Eitelkeiten zu kämpfen bereit ist.

Nach einem kurzen Meerbad in einem der angrenzenden Küstenorte (Santa Monica?) ging es weiter auf der berühmten, aber erstaunlich wenig befahrenen Pan-Americana (im Inland kommt man eben bedeutend schneller voran) in nördlicher Richtung,- prachtvolle Blicke von der kurvenreichen Straße in steil abfallende Buchten tief hinunter, Übernachtung in Monterey (mit den vielen jaulend um Futter bettelnden

Robben),- schließlich nach San Francisco, wo sich die Reisegruppe auflöste.

Berkeley gefiel uns gut, die freundlichen Hausbesitzer mit ihrem regelmäßigen abendlichen Garten-Barbecue eingeschlossen. Florian führte uns durch den Campus und über die östlichen Höhenzüge,- man spürte, dass es ihm wohl tat, in diesem Milieu mitzuarbeiten; auch dass er sich dessen bewusst war, was es in der Wissenschaftslandschaft bedeutete, wenn man hier selber hat forschen dürfen,- über so etwas sprach er aber nicht.

Mit Mietwagen und Trudl, die einige Tage bei einer Freundin verbracht hatte, brachen wir dann zur Fahrt in den Norden auf: Wieder über die Golden-Gate, dann übers Gebirge an den eiskalten Pazifik, den offenbar nur die Robben aushalten,- wieder mehr im Landesinnern durch liebliches Weinland, und schließlich immer weiter auf der Küstenstraße voran. Übernachtet wurde in Motels, in dieser Jahreszeit unerwartet preiswerte Unterkünfte, vielfach nach demselben Muster gestaltet: hufeisenförmiger Hof mit Swimmingpool, im Parterre die Autoabstellplätze, im ersten Stock die praktisch ausgestatteten Zimmer. Jeden Morgen nach dem Frühstück legten wir das angestrebte Tagesziel fest und baten die Inhaber, unsere dortige Ankunft telefonisch anzumelden,- es klappte immer. Dass wir, schon von der von Madame Stipps geleiteten Studiosus-Reise daran gewöhnt, uns mittags oft in den Schnellrestaurants bekannter Weltfirmen verpflegten und abends meist auf unserm Zimmer Futterten, machte uns besonders unabhängig, sparte Zeit und blieb preiswert,- ebenso preiswert auch der Treibstoff, nach unserer Auffassung einfach unverantwortlich und zukunftsblind billig. Übrigens konnten wir mit unserm Mietwagen sehr zufrieden sein: die Klimaanlage, auch im jetzigen Frühsommer schon angebracht, sobald man sich vom Meer entfernte, genossen wir ebenso wie ich als Fahrer jene uns noch nicht begegnete Errungenschaft, dass man auf den Fernstraßen die einzuhaltende Geschwindigkeit einstellen konnte, die dann selbst bei Berg- oder Talfahrten exakt beibehalten wurde. Besonders gerne kehrten wir auch in den Bars ein, wo sich die Fernfahrer mit ungeheuer großen Portionen atzen ließen; rau-herzlicher Umgangston, die Bedienungen, auch in den Superläden, von ausnehmender Freundlichkeit, an denen sich mancher grandelnde mitteleuropäischer Kellner oder Händler ein Beispiel nehmen könnte. Überhaupt diese freundliche Haltung gegenüber dem Reisenden,- aber auch die absolut korrekte Rücksichtnahme auf den Fußgänger!

Von Eureka aus, wo wir eine Nacht verbrachten, durchfuhren wir die großen Wälder, in denen auch die Riesenbäume wieder herumstanden, deren Höhe man im dichten Wald nur erahnen kann; aber das vor diese Mammut gestellte Auto mit einem Menschen daneben ergab dann doch imposante Vergleichsmaßstäbe;- wendeten uns

dann wieder landeinwärts, überquerten auf einsamer Strecke erneut die Küstengebirge, durchfuhren abgelegene Täler mit glasklaren Bächen (- in einem meinte Trudl Goldkörner entdeckt zu haben -) picknickten an schönen Stellen,- und näherten uns so langsam dem Berg aller Berge dieser nordkalifornischen Reise,- dem mit einer weißen Schneehaube bedeckten, wundervoll geformten Vulkankegel des Shasta (fast 5000 Meter hoch); tagelang sahen wir ihn immer wieder in wechselnder Richtung und Entfernung auf unserer weiteren Route. Kurz entschlossen befuhren wir die schön ausgebaute Höhenstraße,- ab der Baumgrenze mit sagenhaft schönen Ausblicken in weiteste Fernen,- bis in eine Höhe von 3000 Metern (Zugspitzhöhe!), stapften von hier aus ein wenig im Schnee herum und beobachteten Bergsteiger-Gruppen, die ihre Ausrüstung anlegten und den Berggipfel zu bestürmen gedachten. Im Städtchen am Fuß dieses amerikanischen Idealbergs wieder im Motel einquartiert, bemerkten wir, dass an eben diesem Abend ein Volksfest gefeiert wurde. Als vermutlich einzige ausländische Gäste schlossen wir uns willig dieser Festfröhlichkeit an, erlebten dieses Stadt-Land-Mischvolk in Amerikas Westen in einer so unverstellten Echtheit, dass es zur reinen Freude wurde, dies miterleben zu können. Besonders faszinierte mich eine Tanzkapelle mit einem exzellenten Violinspieler, dessen Instrument an einen entsprechend lauten Verstärker angeschlossen war, die uns echte „fetzige“ Country-Weisen bot, die zu schwungvollen Tänzen verführten und deren Texte und Melodien von den Umstehenden mitgesungen wurden,- ein unverkrampfter Riesenspaß;- mir schienen die Eingeborenen nördlicheren europäischen Gefilden zu entstammen, was auch klimatisch naheliegend wäre und sich wohl auch in Kleidung und Musik ausdrückte. Auf der Rückreise - an den Verwüstungen der vor einigen Jahren niedergebrannten endlos ausgedehnten Wälder vorbei und nach der Überquerung des zweiten hohen Vulkans, des Lassen - gelangten wir durch Zufall an den Fluss Yuba, wo wir ungeahnte Badefreuden genossen, indem wir das warme Wasser vieler Gumpen durchschwammen, die durch glatt geschliffene Felsenrücken voneinander getrennt und dann doch irgendwie verbunden waren,- glasklares Gewässer in einem idyllischen und stillen Waldtal. Wir gerieten in eine geradezu kindliche Ausgelassenheit, von der ich mich bei solchen geglückten Badereien allzu gerne anstecken lasse, so auch immer wieder im wellenbewegten Meer.

Auf dem Heimflug in nordöstlicher Richtung sahen wir in weiter Ferne den Shasta herüber blinken.

Von den übrigen Ausflügen - (Paris, London, Wien, Berlin und mehrmals Florenz übergehend) - möchte ich nur noch unsere drei nächstlichen Touren kurz festhalten:

Die Nilfahrt von Kairo bis Abu Simbel (darüber existiert auch ein ausführliches Tagebuch), eine Studienreise durchs Heilige Land und Jordanien und eine Fahrt entlang der Ionischen Küste von Ephesus bis Troja und Istanbul.

Doch vorher sei eingeschoben, dass ich mir exakt zu meinem Pensionsbeginn einen lang gehegten Wunsch erfüllte: den Kauf eines *Wohnmobils*, Marke VW-“California“, mit hochklappbarem Dach, kompletter Kocheinrichtung, Kühlschrank, Wassertank und Standheizung,- mit dem wir auch jetzt noch (2003) gerne verreisen.

Unsere erste große Tour führte uns nach Südspanien (Oktober/November 1990), wo wir zwar ein Haus bewohnten, aber unterwegs dann doch alle Bequemlichkeiten eines solchen fahrbaren Schneckenhauses genossen (wir konnten zu Allerheiligen zwar noch baden, aber die langen Abende im kühlen Haus waren uns dann doch etwas langweilig,- so ist der Spätherbst im Süden eben!).- Im darauf folgenden Jahr erlebten wir auf einer Ost-West- Durchquerung das herrliche Korsika, kampierten auf wunderhübschen (uneingezäunten) Plätzen in abgelegenen Tälern, bestiegen manchen Gebirgsklotz, fuhren dann an die westliche Küste mit ihren schönen Sandbuchten hinunter, erreichten einen (leider noch nicht saisoneröffneten) Campingplatz, auf dem Mikala mit Familie sich schon aufgehalten hatte,- und wären, der großen Einsamkeit wegen, wahrscheinlich doch noch weitergefahren, wenn nicht gegen Abend ein einzelner Motorradfahrer herangebraust wäre, der sich als einer meiner Schüler entpuppte! Was für ein großes Glück das war, konnten wir erst am nächsten Morgen ermessen: Wir saßen auf einer vorspringenden Felsplatte am Meer, bemerkten gewisse Bewegungen im Wasser, die, im Näherkommen, sich als eine ausgewachsene Delphinherde herausstellte, die langsam an uns in nächster Nähe vorbeizog und uns eine köstliche Vorstellung auf- und abwallender Schwimmkapriolen bot, wie sie nicht schöner und lustiger auszudenken gewesen wären. Wir verfolgten das alles bewegungs- und atemlos, bis sich die vergnügte, laut schnaufende Spielgemeinschaft allmählich in nördlicher Richtung verzog.

Im nächsten Frühjahr durchfuhren wir (streckenweise auch auf den mitgebrachten Fahrrädern) das liebliche Burgund, genossen die grellhellen Rapsfelder, beobachteten die weißen Rinderherden, die hier im Familienverband gehalten wurden (von Vater Stier bis Jungkälbchen alle beisammen),- beäugten ansonsten natürlich die herrlichen Kirchen und Klöster, nach einer Woche geradezu trunken von so viel Romanik;- die Portale und Decken hatten es uns besonders angetan, am meisten aber die variationsreichen Kapitelle.

Noch manche weitere Reise in unserm „Mobilchen“ schloss sich an: mehrere nach Florenz und Südtirol, eine nach Ungarn, mehrere an die ehemals jugoslawische

Adria,- beinahe jährlich dann die lange Anreise nach Südfrankreich,- mit Übernachtungen auf Campingplätzen in der Schweiz (Burgdorf) oder im bergigen Ostfrankreich,- zu unserem Aufenthalt in der von unsern hiesigen Nachbarn-Freunden Schütze entzückend eingerichteten Wohnung in Entre Casteaux, dabei auch die schönen Einsamkeiten der Landschaft Var genießend, besonders bei vielen Tagesaufenthalten am wunderbaren, im Frühsommer bereits hinreichend erwärmten Lac du St. Croix am Verdon: Seliges Nichtstun in Form langer Bäder und viel Lesens in schönster schattiger Uferlage.

Darüber hinaus genoss ich das Wohnmobil auch bei drei Winteraufenthalten in Süd- und Osttirol,- tagsüber auf den Loipen, abends die nasse Kleidung im geheizten Auto-Stübchen trocknend, nachts, dick eingepackt, wunderbar in der frischen Luft schlafend,- ein sehr schönes Alleinsein, aber zu zweit wäre winters unser Mobilchen wohl zu eng gewesen).- Unzählige Male mit diesem Gefährt auch auf Tagesausflügen unterwegs, immer wieder im Karwendel, einige Male übernachteten wir zu viert (mit unsern Enkelkindern) irgendwo, um dann umso früher am Morgen aufsteigen zu können.- Inzwischen haben wir mit diesem Auto über fünfmal die Erde umrundet (Kilometerstand!), und es läuft immer noch (hatte aber auch seine Mucken, z.B. auf einer Rückreise in Bregenz, wo der erste Motor seinen Geist aufgab).

Mit über sechzigjähriger Erinnerung an die Erzählungen von Morres-Großvater im Kopf,- nun war es endlich so weit: Wir flogen nach *Ägypten*, zunächst über den momentan von entsetzlichen Kriegswirren heimgesuchten Balkan, dann übers geliebte Griechenland. Ich hatte den Kapitän gebeten, es uns wissen zu lassen, wenn der Olymp sich zeigte, und im Lautsprecher kam dann auch prompt der entsprechende Hinweis, wir sahen aber nur die Schneekappe in angemessener Entfernung;- beäugten auch Kreta aus großer Höhe (der Ida auch noch schneebedeckt), gingen dann aber, kaum hatten wir Afrikas Küste überflogen und den Nil ausfindig gemacht, erstaunlich bald nach Kairo hinunter. Eine Reise in dieses Land war in der ersten Hälfte der Neunziger nicht mehr so problemlos wie in den Jahrzehnten davor, denn es gab immer wieder Attentate, vornehmlich auch auf touristische Einrichtungen, mit denen die fundamentalistischen Gruppen die staatlichen Einnahmen aus dem Reiseverkehr ruinieren wollten. Das berührte insofern auch uns, als während unseres Aufenthalts eine Bombe unter einem vor dem Archäologischen Museum parkenden Autobus explodierte (- wovon wir aber von unserer Reiseleitung nichts erfuhren und diese und andere Anschläge uns erst daheim in Deutschland bekannt wurden).

Einige Bilder mögen für sich sprechen:

Frühmorgens benütze ich den Swimmingpool unseres noblen Hotels Mena-House (ehemaliger Harems-Palast) am Fuße der Pyramiden. Schwimme ich auf die Cheops-

Pyramide zu, kann ich beobachten, wie einige ameisenhaft kleine Menschen die letzten oberen Stufen der Pyramide erklimmen und nun von oben winken. Welche Beziehungen müsste man spielen lassen, um auch so eine Klettererlaubnis zu erwirken? Ob ich einen solchen Kraftakt aber noch meistern könnte? Sicher nicht ohne fremde Hilfe,- früher waren solche Besteigungen erlaubt, es soll geschickte Helfer gegeben haben,- bei den jetzigen Touristenanstürmen sind solche Unternehmungen natürlich undenkbar geworden. An einem Nachmittag wandern Gretl und ich um die drei Giganten herum, eine kleinere Strecke auch etwas ziellos westwärts in die Wüste hinein, nur wenig belästigt von Dragomanen, die es nicht verstehen wollen, dass man lieber zu Fuß geht, als auf dem Rücken einer ihrer Dienstleister dahin zu schwanken. In der Nähe der berühmtesten aller Sphynxen kommen wir an archäologischen Ausgrabungen vorbei,- in die Cheops gelangen wir dann aber erst mit unserer Gruppe: Während der langen Tunnel-Durchschreitungen und dem steilen Aufstieg in die Grabkammer übliche laienhafte Grübeleien über Sinn und Zweck der Gänge und Kammern,- unangenehm feuchtwarme Luft, die sich an den Wänden niederschlägt. - In kühlem Nordwind stehen wir vor weiteren Pyramiden (darunter auch die berühmte Stufenpyramide von Sakkara) und lauschen den endlosen Erklärungen unserer beiden studentischen Reiseführer (vom Reiseveranstalter „Helios“ uns zugeteilt), die sich darin gefallen, in der Entzifferung unwichtiger Schriftzeichen geradezu stur zu wetteifern,- wir vermissen kunsthistorische Erklärungen mit geistesgeschichtlichem Hintergrund; daran ändert sich leider auch bei den vielen weiteren Stationen unserer einwöchigen Nilreise nicht viel,- aber ich bin mit guter Literatur versorgt. Dafür erfahren wir von ihnen sehr viel über Land und Leute,- sie entstammen einfachen Verhältnissen (Fellachen) und kennen sich bis ins kleinste landeskundliche Detail aus,- was deutschen Fremdenführern unmöglich ist.- Vor der Rückfahrt von dieser Pyramidentour (besonders imposant natürlich Djosers (Imhoteps!) Stufenpyramide, aber auch ein Grab aus dem Alten Reich) beeindruckt mich am meisten der harte Schnitt von hellsandiger Wüste zu grün bebautem Fruchtländ,- mit einem einzigen Schritt ist man drüben (vom Leben ins Tote und umgekehrt!). In einer Teppichknüpferei wird uns die segensreiche Wirkung der dort praktizierten Kinderarbeit erläutert; ausgerechnet ein Deutscher habe angeregt, diese geschickten Kerlchen nach der Schule hier arbeiten zu lassen,- ein wichtiges Zubrot für die ärmliche Familie. Die Buben schauen traurig, betteln flüsternd und freuen sich über den Bakschisch. In Kairo der übliche Besuch der Moscheen und Museen (wunderbare Bögen über den Seitennischen zweier Moscheen,- weiter Blick über die Stadt von der Zitadelle aus,- scheußlicher Königspalast), auch in den Märkten lässt man uns frei herumlaufen. Schönste Ruhe in den Innenhöfen und Hallen der Großbauten, beängstigender Rummel im

Straßengewühle nebenher. Aber wirklich aufregend wird es erst auf den übereinander verlaufenden Schnellstraßen mitten durch dieses unübersehbare Häusermeer (14 Millionen Einwohner; täglich drei Millionen zusätzliche Einpendler!),- unser Fahrer der reinste Akrobat, aber alle anderen eben auch!

Der Nildampfer: ein viergeschossiger hochmoderner Koloss mit allen nur möglichen technischen Errungenschaften, etwa auch einer eigenen Wasseraufbereitungsanlage (aber wir bleiben vorsichtig, trinken nur aus Flaschen, die wir selber öffnen, essen während der ganzen Reise kein Obst oder ungekochtes Gemüse und schon gar kein Eis. Von den Mitreisenden, die übrigens das Schiff nur zur Hälfte füllen (34 Personen!), weil manchem die Reise durchs Niltal doch zu gefährlich geworden zu sein scheint, erkranken einige recht heftig an der Rache der Pharaonen). Unsere sehr geräumige Kabine (40 Quadratmeter) liegt im dritten Stock, die ganze Seitenwand ein einziges Fenster, davor der Tisch, an dem ich, über die Nildeiche hinweg, das Leben in den Dörfern gut beobachten und im Tagebuch festhalten kann,- ebenso unverstellt die Aussicht von unsern Betten aus: - die überall ihre Wäsche am Ufer bearbeitenden bunt gekleideten Fellachinnen, die weiß oder himmelblau bemäntelten Esels- und Schafstreiber auf dem Damm, oft auch einen Büffel vor sich hertreibend, unterwegs zu ihren Feldern, wo meist neben dem ackernden Bauer ein bis zwei Kuhreihher die umgebrochenen Schollen nach Nahrung absuchen. Bei diesem bunten Treiben und stets wechselnden Bildern des unverfälschten Alltags wird es uns niemals langweilig, aber wir erfahren dadurch auch, in wie ärmlichen Verhältnissen die meisten Ägypter noch leben, und wissen, dass die uns gebotene alttestamentarische Idylle vermutlich trügt (weil diese Menschen sicher inzwischen über Kino und Fernsehen längst wissen, dass man unter veränderten politischen Verhältnissen ganz anders leben könnte; nur schwer oder doch noch leicht unterdrückbare Wünsche?). Und die vielen, vielen Kinder zwischen den würfelförmigen Hütten und Häusern; sie pfeifen und singen, sobald sie uns erblicken, manche tanzen vor Begeisterung. Noch besser die Aussicht vom weiten Badedeck über unserer Kabine,- natürlich mit Badebecken und vielen Liegestühlen,- hier können wir uns die nötige Bewegung verschaffen, uns erfrischen und in alle Richtungen äugen. Allerdings gibt es im mittleren Teil unserer achttägigen Reise Abschnitte (um Assiud herum), wo es nicht ratsam sein soll, sich offen an Deck zu zeigen: Gegenden, in denen die islamistischen Fundamentalisten sich mit der koptischen Bevölkerung in den Haaren liegt und natürlich auch hier ihren Fremdenhass gegen ihre eigene Regierung austoben wollen. Kurz nach unserer Reise soll es verschärfte Anordnungen gegeben haben, denen wir noch nicht unterworfen waren, darunter auch das Verbot, sich überhaupt auf dem oberen Deck aufzuhalten. Allerdings fiel uns auf, dass auch wir schon gerade in diesen mittleren Gegenden bei den Landausflügen streng bewacht werden; auch legt das Schiff einige Male nachts

nicht im Hafen, sondern im freien Gelände an,- dann treten weiß gekleidete Männer mit ihren Flinten aus dem Gebüsch und scharen sich später um ein Feuer, das sie wärmen soll. Und überall bei unsern Landpartien Schwerbewaffnete um uns herum,- wie es ja auch in Kairo von Uniformierten nur so wimmelte.- Seit etlichen Jahren sind nun die Reiserouten stark gekürzt worden, man besteigt bei Nilreisen den Dampfer erst in Luxor, spart sich also eine Woche Flussreise, aber gerade diese gefiel uns besonders gut,- sehr eindrucksvoll (und mir nicht lang genug!) auch die unbewohnten Strecken durch die Wüste und manches Bergland. Nicht dass ich hier aufzählen könnte, was uns unterwegs alles gezeigt wurde. Aber besonders erinnerungsträchtig Luxor mit seinen geradezu überwältigenden Tempelanlagen (Theben und Karnak, um uns herum 5000 Quadratmeter riesenhaften Säulenwalds!), die prachtvoll gelegene Anlage der Hatschepsut, das Tal der Könige und die in der Wüste abgelegene Residenz des geheimnisumwitterten Echnaton; unterhaltsam Assuan mit seinen Marktstraßen, die Segelfahrt schräg über den Nil,- und natürlich dann der mächtige Hochstaudamm. Besonders gerne hörte ich abends und frühmorgens die durch Lautsprecher verstärkten, weithin schallenden, stimmlich mitunter sehr gelungenen Singgebete der Muezzin, die sich wie Glockengeläute in die Nachbarorte fortsetzen konnten,- als ungebremst neugieriger Frühaufsteher befand ich mich in der Morgendämmerung meist schon auf dem Oberdeck.

Der Reiseabschluss: Ein Flug über Wüste und Wasser zum Tempel von Abu Simbel,- die gelungene Verlagerung der Tempel aus der nunmehr überfluteten Tallage in diese Uferregion, die riesengroße neue Halle im Berg und die uns natürlich von vielen Abbildungen wohlbekannten Ramsesfiguren vor der Felswand,- wir fanden, dass sich diese zusätzliche Route durchaus gelohnt hatte,- mir gefiel besonders, dass unser Flugzeug wegen der geringen Distanz von nur zweihundert Kilometern nicht sehr hoch flog, so dass wir das Terrain unter uns einschließlich kleinerer Details gut wahrnehmen konnten.

Von Kairo aus ging es sofort im Linienflug heimwärts.

Wenige Jahre später: Reise mit „Studiosus“ durch *Israel* und *Jordanien*,- auch dies ein lang gehegter Wunsch,- ebenfalls an Großvaters Erinnerungen anknüpfend. Unter kundiger Leitung eines Deutschjuden, der als junger Mensch rechtzeitig dem Naziregime zusammen mit seinen Eltern entkommen war und lange Zeit am Aufbau eines Kibbuz mitgearbeitet hatte, bereisten wir von Tel Aviv aus, wo vor kurzem der Hoffnungsträger für eine friedliche Beendigung der Auseinandersetzungen zwischen Israelis und Palästinensern, Izaak Rabin, ermordet worden war (man zeigte uns die Stelle), zunächst die Küstenregion in nördlicher Richtung (besichtigten die Ruinen von Caesaraea, übernachteten in einem hoch über der Stadt Haifa gelegenen Hotel),

schwenkten dann zum geradezu lieblichen Hügelland Galiläas ein, besichtigten Talmud-Schulen in Orten, wohin sich die strenggläubigen Juden in den Jahrzehnten vor der Staatsgründung zurückgezogen hatten (überaus interessant, wie eine größere Gruppe Halbwüchsiger in einer Synagoge sich auf irgend eine Prüfung vorbereitete; wir durchwanderten den Raum, hörten bei dieser und jener Gruppe zu,- keinen Menschen störte unsere Anwesenheit!), fuhren hinab an den See Genezareth, von dort am übernächsten Tage den Jordan entlang bis Jericho und weiter ans Tote Meer (wo wir, im extrem salzigen Wasser schwimmend, es kaum fertig brachten, unsere Beine wieder auf den Boden zu bringen), besichtigten am nächsten Tag die zum wichtigen politischen Symbol erhobene Felsenfestung Massada und die Ruinen von Qumran (Essenisches Kloster?, Schriftrollen!), dann ging es, immer noch durch trockene Wüste, hinauf nach Jerusalem, wo wir einige Tage in einem eleganten und zentral gelegenen Hotel bestens untergebracht waren. Höhepunkte im Sinne einer Reise durch das Heilige Land waren natürlich Nazareth, Bethlehem und Jerusalem. Obwohl wir darauf gefasst waren, hier den üblichen Verehrungs- und Wallfahrtsrummel anzutreffen, mussten wir uns geradezu zusammenreißen, um nicht gleich wieder davonzulaufen, aber wir wollten trotzdem die eine oder andere Stätte wenigstens flüchtig wahrgenommen haben. Aber sowohl die Christgeburt-Kirche in Bethlehem als auch die Marienstätten in Nazareth und sogar die Jerusalemer Grabeskirche befanden sich trotz „günstiger Reisezeit“ in einer Turbulenz, die nachgerade jeder Beschreibung spottet,- keine Gelegenheit, sich hier einigermaßen auf Wesentliches zu konzentrieren,- aber wir sahen wenigstens die Grube, in der Jesus zur Welt gekommen sein soll, und sein angebliches Grab,- immer angehalten, dem von hinten andrängenden Besucherstrom weitergehend auszuweichen. (Kleiner Zwischenfall in einer Nebenkapelle der Grabeskirche: Eine holländische Pilgergruppe wagt es, ein Lied anzustimmen; eine Tür fliegt auf, der hier wohl Hausherrenrechte vertretende koptische (oder orthodoxe?) Priester verbittet sich in brüllendem Ton eine solche Schändung seines Heiligtums,- ein Wunder, dass er nicht handgreiflich wurde.) Das einzige den historischen wie auch den religiösen Sinn ansprechende Erlebnis: Unser bibelfester Reiseleiter lotste uns an jener Stelle, wo Jesus die für uns immer noch so bedeutende Bergpredigt tatsächlich gehalten hat, in einen schattigen Teil des Gartens dieser Gedächtnisstätte, mit schönstem Ausblick auf See und Berghintergrund, und las uns (er, der Jude, uns, den Christen) den entsprechenden Bibeltext vor: Heilige Stille um uns herum, geöffnete Herzen, in die die verhalten vorgelesenen Texte tief eindrangen,- ein sakraler Höhepunkt. Schon auf der Herfahrt nahm uns dieses Land am See Genezareth ungewöhnlich ein,- da lag etwas in der Luft, was alle anderen Reiseindrücke übertraf. Im Garten eines nicht weit von Kaphernaum gelegenen Kibbuz, wo wir nächtigten, gingen wir abends am

See entlang, verträumt historisch, aber auch beglückt über unser Fühlen,- das war hier alles so authentisch.

Weitere Impressionen,- absichtlich aus dem Zusammenhang gerissen:

Besuch der Gedenkstätte Yad Vaschem in Jerusalem: als Mensch deutscher Abstammung und sich immer wieder der Vergangenheit stellend, doppelt bedrückend, aber auch echt empfundene Trauer darüber, dass das alles im Namen Deutschlands, also im Namen der Deutschen geschehen war,- und kräftig empfundene Impulse, alles nur Erdenkliche mitzutragen, damit dieses geschundene Volk eine friedliche Bleibe findet,- als Lehrer war ich ja auch immer entschieden und aus echter Überzeugung dafür eingetreten.

Jerusalem so voller Eindrücke, dass ich nicht weiß, was hier, ausgewählt, anzuführen ist. Am nachhaltigsten beeindruckte mich die Klagemauer: Ich mischte mich unter die männlichen Gläubigen, berührte selbst die Quadersteine und schloss mich den Gebeten, die mit dem ganzen Körper ausgeformt werden, der anderen an. Durch eine Tunnelöffnung links der Mauer geriet ich in ein Gewölbe, wo dutzende Gläubige sich aus den Regalen schwere Bücher holten und konzentriert darin lasen, abwesend, in sich versunken (welcher Gegensatz zum Fremdenrummel in Nazareth oder im benachbarten Bethlehem!).

Da zur Zeit unserer Reise noch relativer Friede zwischen Juden und Palästinensern herrschte, war es uns nicht nur möglich, uns frei auch im arabischen Teil Jerusalems zu bewegen, sondern auch der Tempelberg stand uns offen,- dieser wunderschön gelegene große Platz, am östlichen Rande die ehrwürdige Al Aksa-Moschee, weite Ausblicke ins dahinter liegende Tal, in der Mitte der ungemein innen wie außen geschmackvoll gestaltete Felsentempel. Ich umrundete ihn dreimal, den Felsen im Innern siebenmal,- das sei die Pflicht eines jeden Gottesfürchtigen.

Eine geradezu köstliche Erscheinung: die in auffallender Hast durch die Innenstadt der Klagemauer zueilenden schwarz gekleideten und behuteten Strenggläubigen,- alles an ihnen ist flatternde Bewegung: die offenen Mäntel, die Schläfenlößchen, gestikulierende Arme, riesige Schritte,- meist Väter mit ihren Söhnen an der Hand, die ebenfalls genau so gekleidet waren, wie es sich für einen gläubigen Juden gehört. Ein Rundgang auf der gut erhaltenen Stadtmauer aus römischer Zeit lockte sehr: Wir bestiegen sie beim Jaffator, genossen die Aussicht auf Straßen und Landschaft, kamen aber nur langsam in dem häufigen Auf und Ab und Gewinkele voran, so dass wir nach einigen hundert Metern kapitulierten und abstiegen. Am selben Tag unternahm ein älteres Ehepaar unserer Reisegruppe einen Spaziergang derselben Art, wurde oben auf der Mauer von einigen Burschen überfallen und ausgeraubt, so dass sie - zusätzlich zum üblichen Schock -nun ohne Papiere und Flugtickets dastanden. Selbst israelische Polizisten reagierten betroffen auf ein so dreistes Bubenstück,- es

scheint also noch nichts Alltägliches zu sein.

Bei der Einfahrt in Bethlehem, ich saß in der Nähe unseres Busfahrers, stoppte dieser plötzlich unser Gefährt und wies auf eine Gruppe Jugendlicher, die etwa fünfzig Meter vor uns sich anschickten, uns mit Steinen zu bewerfen. Wir hielten still und warteten ab, sahen dann aber, wie sich aus einer Männergruppe ein Mann löste, zu den Jungen hinging und mit ihnen sprach,- worauf sie uns freundlich herbeiwinkten und uns Grußworte zuriefen. Kommentar des Fahrers: die männlichen Drahtzieher hätten ihnen wohl mitgeteilt, dass im Bus Fremde und keine Israelis säßen. (Seither habe ich schon häufig hässliche Szenen in den Fernsehnachrichten sehen können, die sich um die Geburtskirche herum abspielten,- bis heute (2003) immer noch scheinbar unentwirrbare grausame Konflikte in gefährlich eingeschliffener Todfeindschaft.)

Vom Hotel aus spazierten wir über den Berg Zion (Zimmer, wo sich das Abendmahl abgespielt haben dürfte) hinunter ins tiefe Tal, der ganze Gegenhang mit zahllosen letzten Ruhestätten gläubiger Juden aus aller Welt gespickt, wo sie in geweihter Erde dem Jüngsten Gericht entgegen harren,- in der Talsohle die Gedenkstätte für Jesu Christi Gefangennahme, nebenan der Garten Gethsemane, eine mich schon seit Kindheitsjahren berührende Stätte (Matthäuspassion!),-von hier in steilem Anstieg in die Altstadt zurück. (Reisebeschreibungen unterlassen häufig Hinweise auf die Landschafts-Morphologie: man ist dann erstaunt, wie tief es hinunter- oder wie steil es hinaufgeht,- an und für sich wären solche Bemerkungen hilfreich zum Erfassen des genius loci im Sinne des dort stattgefundenen Alltagslebens.)

Die letzten vier oder fünf Tage dieser ungemein aufschlussreichen Reise, die uns u.a. auch ständig vor Augen geführt hat, wie ungemein tüchtig sich dieses jüdische Staatsvolk auf altem Boden hochmodern eingerichtet hat, führten nach Jordanien,- erst seit kurzem ließ sich eine Israelreise mit einem solchen Abstecher ins arabische Nachbarland verbinden,- natürlich mit strenger Grenzkontrolle, anderem Bus und ausgewechselter Reiseführerin. Auch hier staunten wir, wie hoch man vom tiefgelegenen Jordan zur Hauptstadt Amman hinaufkurven musste. Gegenüber unserem Hotel, das wir leider erst gegen Abend erreichten und folglich ein Rundgang durch die Stadt entfiel, ein hochaufragendes Minarett einer großen modernen Moschee: Unüberhörbare Anrufungen im Morgengrauen,- wir fühlten uns wie im Niltal,- tagsüber allerdings dann geradezu ins Mittelalter versetzt. Auf eine angenehme Art allerdings, denn die schier endlose Fahrt auf dem Bergrücken, der sich entlang des Grabenbruchs des Toten Meeres gen Süden erstreckt (ich meine mich erinnern zu können, dass man hier von der Weihrauch-Straße sprach), bot mit ihren weiten Horizonten, auch den kurvenreich zu durchfahrenden tiefen Einschnitten etlicher berühmter Wadi, einen beruhigenden Ausgleich zum hektischen Stadtleben Jerusalems.

Eine Ruine imposanten Ausmaßes aus der Zeit der hier herrschenden Kreuzritter-Barone wird besichtigt. Wirklich bewegend und deshalb auch ganz deutlich im Gedächtnis haftend: die hochgelegene Anhöhe des Berges Nebo mit der Spitze Piska - wir überschreiten den Buckel, um zum Aussichtspunkt zu gelangen - von dem aus der vom Tode schon gezeichnete Moses das Gelobte Land endlich erblickt hatte,- wir sehen es übrigens auch, sehr weit, mehr erahnt als wirklich wahrgenommen,- schon immer ein Symbol der großen Hoffnung nach schrecklichen Drangsalen.

Reiseziel Petra, über das ich schon so viel gelesen hatte. Vom Hotel ging es am nächsten Morgen zum Eingang der Schlucht, diesem wirklich eindrucksvollen Naturphänomen, und auch die weiteren Stationen der Felsengräber - man sollte besser sagen Felsentempel -, die Königsgräber, die Stadtruinen, das Amphitheater,- das alles erfüllte voll die hohen Erwartungen, auch die guten Erläuterungen unserer kundigen Begleiterin. Leider scheint man hier vorzuhaben, eine Straße bis zur ehemaligen Ortschaft im Bergkessel zu bauen,- dass man auch hier nicht bereit ist, solchen touristischen Unfug zu vermeiden, ist eigentlich unbegreiflich! - Und obendrein hatte ich es am Morgen sogar versäumt, die richtigen Wanderschuhe anzuziehen, was mir erstaunlicher Weise aber gar nicht so viel ausmachte, wie es anderswo, wo man nicht so viel staunen musste, vielleicht der Fall gewesen wäre!

Petra, ein wunderbarer Schlusspunkt dieser überaus bereichernden, weil viel Unbekanntes uns aufdeckenden Reise,- anstrengend, wie alle Studienreisen im strengen Korsett ihres Programms, aber ausfüllend,- erfüllend.

Wieder einige Jahre später - (die Nilfahrten waren inzwischen so gut wie eingestellt, der Fremdenverkehr Israels wegen der Selbstmordattentate weitgehend zusammengebrochen) - Besuch der Wiege europäischer Kultur, der *Ionischen Küste* Kleinasiens. Bis Izmir brachte uns die Lufthansa, dann ging es direkt in die Nähe von Ephesus, wo wir zweimal im Hotel einer modernen „Geisterstadt“ (Kushadasi) am Meer wohnten, die vornehmlich aus vielen hundert leer stehender oder halbfertiger Häuser bestand, verstreut über etliche Berghänge,- eine recht merkwürdige Form staatlich subventionierter Geldanlage mit vermutlich recht zweifelhafter Rendite,- wir empfanden diese Trostlosigkeit schlicht und einfach als pervers. - Aber dann Ephesus! Erste Überraschung: Keine Hafenstadt mehr, vom ehemaligen Stadtrand bis zur Küste ein mehrere Kilometer breites Schwemmland, teilweise versumpft. Die mehrstündige kompetente Führung erschloss uns dieses Ruinenfeld und das hier einst stattgehabte Leben sehr anschaulich,- Mauerreste, Gassen, Plätze und erhaltene Gebäude fügen sich mit der leichten Hang- und Tallage dieser ehemaligen Großstadt mit anhaltender kultureller Ausstrahlung so fantasieanregend zu einem Ganzen zu-

sammen, dass man sich sehr gut das einst hier pulsierende Leben vorstellen kann, einschließlich der ungeheuren völkischen und kulturellen Umschwünge, die sich hier abspielten: von frühgriechischer Morgenröte, über gewalttätige Perserherrschaft und einigermaßen erträgliche römische Rechtssicherheit in die byzantinische Erstarrung hinein und das grausige Erlöschen in fröhntürkischen Verhältnissen,- eine wahrhaft wechselvolle Geschichte auf engstem Raum,- und trotzdem dann die vielen Impulse, die gerade (deswegen?) von hier ausgingen. --- Es ist schon eigenartig, was der halbwegs „angelesene“ Tourist in einen solchen Ort mit hineinträgt und so die Steine ein wenig sprechen lassen kann. Ob solche Erkundungen künftigen Reisenden, die in der sorglosen Unwissenheit des „unbelasteten“ Touristen sich umtun, überhaupt noch etwas bedeuten werden, halte ich - frei jeglichen Bildungshochmuts - für doch recht zweifelhaft,- das ist ein Gedanke, der in mir auch immer wieder angesichts der Steinhaufen ruinierten Stätten in Griechenland hochkommt,- aber das Blatt könnte sich ja vielleicht doch noch wenden, jede Zukunft ist voller Überraschungen, es gibt auch gute.

Pergamon die nächste Station zur gründlicheren Erkundung. Schon das Asklepeion am Fuße des Berges neben der Stadt überraschte durch die großzügige Anlage der vielen Gebäude, besonders schön erhalten die lang gestreckte Säulenhalle mit anschließendem Amphitheater,- geheimnisvoll, wie auch bei anderen antiken Heilstätten, eine Art Heiltunnel, unterirdisch einen großen Freiplatz querend, mit oberirdischen Öffnungen, durch die die Heilpriester den Patienten ihre Ratschläge und sonstige Anweisungen gaben, sicher dabei auch den Heilgott anrufend. - Auf gewundener Straße ging es dann hoch hinauf auf den Berg, wo einst die außergewöhnlich schön ausgestattete Metropole sich ausbreitete, unser Bus parkte in Höhe der Plattform, auf der einst der berühmte Tempel stand,- auch heute noch wichtiger Anziehungspunkt auf der Berliner Museumsinsel. Wie wunderbar muss er hierher gepasst haben,- in mehreren hundert Höhenmetern über der weit gestreckten Talebene gelegen, weit im Westen funkelt das Meer,- und wie würdevoll muss seine monumentale Größe von unten aus zur Wirkung gelangt sein: ein weiß blitzender Punkt in göttlicher Höhe. Von einer türkischen Forderung zur Rückführung auf seinen angestammten Platz habe ich bis vor kurzem nichts gehört,- und es wäre ja nicht seine erste Versetzung, da er ja bereits nach dem Zweiten Weltkrieg aus Berlin komplett verschwunden war, niemand wusste zunächst wohin,- aber die Russen brachten ihn dann doch aus Leningrad/Petersburg wohlweislich in die DDR zurück. - Über die steile Halde des riesigen Amphitheaters (vor gar nicht so langer Zeit erst entdeckt und freigelegt) kletterten wir dann in den hochgelegenen Tempelbezirk mit den Resten mehrerer und teilweise gut erhaltener Gebäudeteile und späterer (türkischer) Burganlagen,- wundervoll die schneeweißen Marmorsäulen vor

tiefblauem Himmel.

Von den weiteren Besichtigungen möchte ich nur noch eine griechische Bergfestung aus klassischer Zeit nennen, direkt gegenüber Lesbos, zu der wir hinaufstiegen, tief darunter die Reste einer Hafenstadt, in der sich auch Aristoteles aufgehalten haben soll. - Troja zu beschreiben hieße, Eulen nach Athen tragen. Überraschend für mich die weite Ebene ringsum (das Meer in kaum sichtbare Ferne abgerückt), aber alles andere eigentlich ein wenig enttäuschend, weil außer Wällen, Gräben und Gemäuer nichts Greifbares. Natürlich gewaltige Fantasie-Aufwallung wegen Homers genauen Beschreibungen, neuerdings etwas gedämpft durch die immer noch nicht verstummten Diskussionen über die tatsächliche Authentizität dieser historischen Stätte. Wir blieben bei der Fantasie!

Übernachtung in einem Hotel an den Dardanellen, dann am Marmarameer entlang und hinüber nach Bursa, das mir ausnehmend gut gefiel. Nach Tagen des Durchfahrens weiter Landschaften nun endlich in einem brodelnden türkischen Stadtgewimmel, wunderschöne schneebedeckte Berge im Osten mit ihren Skigebieten als Hintergrund,- nachmittags ein Spaziergang durch die lebendig bevölkerten Parkanlagen auf einer riesigen Plattform oberhalb der Stadt mit schöner Aussicht bis weit ins Hinterland.

Unser erster Aufenthalt in Istanbul überhaupt: Unmöglich, in knapp drei Tagen mehr als einen flüchtigen Überblick zu gewinnen. Überraschend auch hier die Hügellandschaft mit der Dominanz der großen und wunderschönen Moscheen, Hagia Sophia mit einem viel größer als erwarteten Innenraum; ausgiebiger Besuch der Haremspaläste, Aufenthalt in den Marktstraßen und Inspizierung antiker Überreste Ostroms. Viel Beobachtungswertes auf einem vormittäglichen Rundgang mit Gretl hinauf zum Turm und herunter durch die winkligen Gassen der Altstadt. Aber mehr als das Zentrum und die unmittelbar anschließenden Stadtteile konnten wir nicht durchlaufen,- sehr lebendiges Leben am Goldenen Horn, dem wir, auf einer Bank sitzend, längere Zeit zuschauten. Den letzten Vormittag verbrachten wir in einer Teppichweberei, beobachteten die geschickt gehandhabte Entwirrung der Seidenkokons und die viel Kunstverständnis und vor allem unendliche Geduld abfordernde Seidenknüpferei. Nach der anschließenden Vorführung kauften wir uns einen schönen Gebetsteppich, allerdings nicht aus Seide, da diese unerschwinglich; (schon vor unserer Ankunft daheim war der Rechnungsbetrag abgebucht worden, die Lieferung verzögerte sich dann aber etwas, so dass wir schon ein wenig fürchteten, hereingelegt worden zu sein),- aber jetzt ziert er unsere Wohnzimmerwand;- übrigens ganz ungewöhnlich, dass wir von einer Reise ein etwas teureres Stück mitbrachten.

Natürlich verzichteten wir in unserer *postberuflichen Freiheit* auch weiterhin nicht

auf die Ausflüge in die herrliche Umgebung, die uns zur Heimat geworden ist. Und immer wieder die Karwendel-Täler vom geliebten Risstal aus,- summers wie winters, auch wenn wir mit den Jahren in unsern Ansprüchen an unsere Kondition leichte Abstriche machen mussten. Dennoch erstaunlich, wie wir auch noch in der zweiten Hälfte unserer Siebziger unsere Glieder gebrauchen können,- Gretl ganz gut trainiert auch durch ihre täglichen Morgenübungen in Yoga-Gymnastik, bei mir besorgen dieses die häufige Radfahrerei und, seit der Jahrhundertwende etwa, die häufigen Waldläufe, die ich mir allerdings erst allmählich wieder angewöhnen konnte,- es ist fatal, wie rasch dieses Vermögen im Älterwerden schwindet, wenn es nicht „laufend“ geübt wird. Die Versuche, einigermaßen fit zu bleiben, finden in unserem Skilanglauf ihre Krönung. Ein Winter ohne kürzere oder längere Läufe (bis 20 km) in der Jachenau oder in der Eng, ist kaum vorstellbar,- allerdings musste ich eine ganze Saison im neuen Jahrhundert darauf verzichten, da ich meine beiden Schultern infolge ungezügelter Materialtragens anlässlich der von Florian vorgenommenen Renovierung unserer Wohnung in Schwabing mir mit beidseitiger Schleimbeutelentzündung so gründlich beschädigt hatte, dass ich die Arme nicht mehr heben, ja nicht einmal mehr schwimmen, geschweige denn Tennisspielen konnte (was ich bis in die Gegenwart immer noch tue,- die Schultern sind also wieder in Ordnung).

Als Mitglied des hiesigen *Tennisclubs* beteiligte ich mich etliche Jahre auch an den dortigen jährlichen Aufbau- und Abräumarbeiten, besuchte auch die anstehenden gesellschaftlichen Veranstaltungen,- finde aber, mit Ausnahme treuer Mitspieler und Mitspielerinnen aus den ersten Jahren meines Ruhestands, nicht mehr so ohne weiteres Partner in meinem Alter,- außerdem polemisiere ich scherzhaft mit der Forderung, für die über Fünfundsiebzighjährigen solle eine eigene Wettkampfkategorie eingeführt werden, sofern sich außer mir noch andere Bewerber fänden,- ich wäre bereit! - In der kalten Jahreszeit spiele ich wöchentlich einmal in der Tennishalle.

Um beim „Clubleben“ zu bleiben: Von der Leiterin des Stadtarchivs aufgefordert, beteiligte ich mich an der Gründung des hiesigen *Historischen Vereins*, der inzwischen eine unangefochtene Position im hiesigen Stadtleben gefunden hat. Da es mir gelang, vier tüchtige Historiker unseres Kollegiums zu einer Beteiligung an dieser Vereinsgründung zu gewinnen, sind auch hier die richtigen Spuren in den Sand gesetzt,- auch wenn der Drang anders gearteter Vereinsmitglieder, sich entweder mehr um Volkstümliches zu kümmern oder diesen Club vorwiegend der Vergangenheitsbewältigung zu widmen (was ja auch sein sollte, aber Historischer Verein ist natürlich mehr!) dezent in richtige Bahnen zu lenken war. Seit einigen Jahren ist meine aktive Beteiligung an dieser Erweiterung des hiesigen Kulturlebens zurückgegan-

gen,--- ich ertappe mich - eine sehr persönliche Bemerkung! - immer wieder dabei, dass es mir schwer fällt, abends noch einmal aus dem Hause gehen zu müssen,- und ich bin mir ganz sicher, dass das vornehmlich die Folge der zahllosen Abendveranstaltungen ist, denen ich mich in zwei Jahrzehnten meinem Schulpublikum zwei- bis dreimal wöchentlich stellen musste,- damals immer jene Zeitgenossen beneidend, die nach getaner Arbeit sich abends ungestört daheim nach freiem Gutdünken beschäftigen konnten.

Auch dem *Sternwarte*-Verein stand ich Pate. Gegründet von Lehrern und ehemaligen Schülern ist er eine sinnvolle Brücke zwischen schulischen Astronomie-Kursen und der interessierten Öffentlichkeit. Bis in die Gegenwart bietet er jedweden Sterngucker wöchentlich Beobachtungsmöglichkeiten an, besonders tritt er auch hervor, wenn sich am nächtlichen Himmel (aber auch bei Sonnenfinsternissen!) Besonderes ereignet,- die Lokalpresse unterstützt ihn freundlich, aber eine Breitenwirkung ist bei der allgemeinen Ignoranz unseres Himmelszelts natürlich nicht zu erwarten,- ich staune immer wieder über die astronomische tabula rasa, selbst bei ansonsten Gebildeten.

Bei der Gründung eines „*Freundeskreises*“ für unser Gymnasium durfte auch ich natürlich nicht fehlen. Er dümpelt seit etlichen Jahren so vor sich hin, seine Position zwischen Eltern, Schülern, Ehemaligen und Kollegium ist unscharf, niemand hat etwas gegen ihn, aber den meisten scheint er nicht viel zu bedeuten. Dieser Befund reiht sich ein in meine Erfahrungen als noch aktiver Schulleiter, dass es sehr schwer ist, die Ehemaligen - und selbst wenn sie noch so gerne diese Schule besucht hatten - auf Dauer an ihre alma mater zu binden,- ein neues Interesse scheint sich, wie seit etlichen Jahren nun schon, erst wieder einzustellen, wenn die eigenen Kinder dasselbe Gymnasium besuchen. Aber ich rate immer wieder, diesen Verein nicht aufzulösen: Man weiß nie, ob man ihn in schweren Zeiten nicht als ein wichtiges Instrument zur Verteidigung des pädagogischen Besitzstandes gegen verwaltungsbesessene Behörden oder schräge wirtschaftspolitische Einflussnahmen benötigt.

Die Beziehung zu meiner *Schule* riss auch im Ruhestand nicht ab, meine Teilnahme am dortigen Geschehen ist allerdings abhängig von meiner Fähigkeit, die ganz natürlich sich ergebenden Veränderungen nachzuvollziehen, die die Zeit so mit sich bringt. Ich meine vor allem die personellen Veränderungen, die sich zwangsläufig („demografisch“) einstellen, aber auch die strukturellen Verschiebungen, die durch ständige neue Anordnungen des mitunter recht kopflos anmutenden Ministeriums die im Hause Wirkenden immer wieder vor den Kopf stoßen und arg verunsichern. Auch kann es mir bei einem meiner dortigen Besuche

jetzt passieren, dass mir Lehrer begegnen, die mich fragen, wen ich hier suche, und natürlich kennt mich kein Schüler mehr (die letztjährigen Abiturienten traten wenige Wochen nach meiner Eremitierung gerade mal in die erste Volksschulklasse ein!) Aber wahr ist, dass die Kolleginnen und Kollegen sich mit Schwierigkeiten (z.B. beamtenrechtlicher Art, aber auch mit unbegreiflichen, geradezu disziplinierenden Einengungen anderer Art) herumschlagen müssen, die mich empören. Derartigen Verwaltungsunsinn empfand ich seit jeher als kontraproduktiv, auch weil ich befürchtete, dass die Beschäftigung mit derlei Krimskrams die Lehrer in ein falsches Denken führten, zumindest sie von ihrer zentralen Aufgabe, der Beschäftigung mit dem Schüler, abhalten könnten. - Der alte Kern des Kollegiums agiert unverdrossen im Sinne der hier eingeführten pädagogische Prinzipien weiter und begrüßt mich unverändert mit einer Mischung aus persönlicher Zuneigung und Respekt.

Dabei gab es aber durchaus turbulente Zeiten, weil mein zweiter Nachfolger - der erste hielt sich recht wacker, behielt viele meiner Absichten und Regelungen bei, fand gute Kontakte zum Kollegium und hinterließ bei seiner gesundheitlich bedingten vorzeitigen Pensionierung ein intaktes Haus, wo „die Chemie“ nach wie vor stimmte,- auch wenn seine pädagogischen Impulse nicht immer geradezu leidenschaftlich wirkten. - Aber der Kollege, der ihm folgte, machte sich von allem Anfang an durch zu forsches Auftreten, seinen engen Formalismus, eine bürokratische Denkweise und natürlich auch seine erzkonservative Grundeinstellungen so viele Gegner, dass nach kürzester Zeit Eltern, Kollegium und Schülerschaft ihn strikt ablehnten und alle Mittel einsetzten, um das Ministerium zu veranlassen, diese Fehlbesetzung rückgängig zu machen. Natürlich mischte ich mich in diese Querelen nicht ein, konnte aber nicht verhindern, dass der Missmut, ja sogar viel Verzweiflung bei mir abgeladen wurden. Innerhalb weniger Monate war das Klima derartig vergiftet, dass es mir dann doch angebracht schien, meinen ehemaligen Vorgesetzten im Ministerium (ganz privat) zu besuchen. Denn es berührte mich schon sehr, wie ein Einzelner, der seiner Aufgabe nicht gewachsen war, ein so gelungenes Werk mutwillig zu zerstören drohte,- auch weil er schlicht und einfach von Menschenführung zu wenig Ahnung hatte. Einmalig (oder fast einmalig), dass dieser erbittert geführte Kleinkrieg (es erschienen auch viele dutzend Leserbriefe in der örtlichen Presse) schließlich durch die Versetzung des gescheiterten Kollegen beendet wurde,- eine Entscheidung, die dem Ministerium und auch der noch darüber stehenden politischen Spitze offensichtlich sehr schwer gefallen ist. - Mit meinem dritten, gegenwärtig amtierenden Nachfolger machte man dann einen guten Griff,- wir verkehren freundlich-kollegial, im Haus kann wieder offen gesprochen werden,- und dass die Meinungen (auch zwischen ihm und mir) nicht immer deckungsgleich sein müssen, gehört wohl zum guten Geist einer Schule in unserer auch das Anders-Sein dulden-

den Gesellschaft,- die sich ja obendrein auch ständig wandelt. Wenn ich dann trotzdem oft zu hören bekomme, man vermisse meine klar schülerorientierte Pädagogik, fällt es mir nicht schwer, die offenbar etwas übertriebene eingefleischte Lust am Widerspruch (auch gegenüber einer Schulleitung) aufs richtige Maß zu dämpfen,- denn der freie Geist beherrscht das Haus wieder, die Lehrer können wieder durchatmen, die alte Effizienz scheint mir wiederhergestellt zu sein.

Der Andrang in unsere Schule ist wieder sehr groß, man ist wohl auch auf Elternseite zufrieden. - Das alles darf allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, in welcher tiefen Krise unser öffentliches Schulwesen steckt. Nicht die fehlenden Mittel äußerlicher Art sind das Problem,- vielmehr das fehlende Verständnis für Sinn, Zweck und Ziel schulischer Erziehung. Eine einigermaßen fundierte Diskussion über dieses gegenwärtig wahrscheinlich allerwichtigste Problem unserer Gesellschaft findet immer noch nicht statt, man dreht an Schraubchen, bietet hier ein Additum, beschneidet jenen Bereich,- lähmende Ratlosigkeit, wenig pädagogische Motivation, die eben nur von *gläubig* vertretenen übergeordneten Gesichtspunkten (die in unserer Gesellschaft nicht mehr lebendig sind), von einer Philosophie quasi und der *hohen Würde* des Lehrberufs herzuleiten wäre. - Und neuerdings kommt noch eine strangulierende Sparwut eines sich finanziell insgesamt eklatant übernommenen Staates hinzu, die man nur kopfschüttelnd als blanken Unsinn zur Kenntnis nehmen muss. Mir wird von Jahr zu Jahr immer klarer, dass der Staat nicht mehr in der Lage ist, sein Monopol der schulischen Ausbildung sinnvoll wahrzunehmen, zumindest nicht im Sekundarbereich. Ringsum wird alles mögliche privatisiert, ja der Übergang von der staatlichen Bewirtschaftung in privates Unternehmertum geradezu wie ein Glaubensbekenntnis verkündet, nicht aber im Schulbereich. Am Bildungswesen ist es eben kaum möglich, sich eine Goldene Nase zu verdienen, es sei denn, wir bekämen amerikanische Verhältnisse, nämlich die klassenabhängige Schulbildung. Natürlich weiß ich, dass eine Privatisierung des Schulwesens aus vielen nachvollziehbaren Gründen nicht so einfach wäre und dass hier viele Nebenwirkungen zu bedenken sind,- was aber die den Staatsapparat beherrschenden Kräfte nicht hindern dürfte, in staatsunabhängigen, aber durch Steuermittel reichlich subventionierten Privat-Versuchsschulen neue Lernmodelle und Erziehungsmethoden auszuprobieren, mit dem Ziel, die hier gewonnenen Erfahrungen dann in geeigneter Form und zur richtigen Zeit ins allgemeine öffentliche Schulwesen zu übertragen. Also bitte keine staatlich gelenkten Schulversuche (was das ist, habe ich ja am eigenen Leibe erfahren!), sondern sich ganz aus sich selbst heraus entwickelnde Bildungsstätten mit unabhängig erarbeiteter Vorbildfunktion... - (Immer wieder oder immer noch kreisen meine Gedanken bei jeder sich bietenden Gelegenheit, auch der einer solchen Niederschrift,

um die riesige, noch vollkommen ungelöste Frage der richtigen Heranbildung unseres Nachwuchses,- der Leser möge mir solche wiederholt eingestreuten „Weltverbesserungsüberlegungen“ nachsehen, aber es drängt mich eben, sie zu äußern! Wenn man sich in unserer Kultusverwaltung wenigstens traute, die dort abgelegten und nun verstaubenden Versuchsergebnisse wieder hervorzuholen, etwa die Methoden und Erfolge bei der zu eruiierenden Schullaufbahn, wäre unserer Schulpraxis viel geholfen,- aber das tut man eben nicht, weil politisch suspekt.) - Nebenbei sei hier bemerkt, dass ich gerade in diesen Jahren des allmählich gewonnenen Abstands zur selbst praktizierten schulischen Erziehung immer häufiger und eindringlicher von Schule träume: entweder als ein in der Klasse Lehrender (Widerstände überwindend, sogar zumeist mit zufrieden stellendem Erfolg) oder als Leiter einer Gruppe, die durch unbekanntes Land zu führen und vor Gefahren zu schützen ist (was oft, aber nicht immer gelingt!)- niemals von meiner Rolle als Schulleiter.

In den Jahren seit meiner Eremitierung gab es auch kummervolle Abschnitte, die ich hier nicht in ihren Einzelheiten darzulegen oder gar zu analysieren beabsichtige, sie sollten aber, wie auch anderes Unerfreuliche, in einer solchen Schrift nicht unerwähnt bleiben. Auslöser dieser Verstimmungen mit zeitweiligem Vertrauensverlust war ausschließlich ich, meine permanente Unruhe, meine Neugier auf Unbekanntes, auch auf erweiterte Kontakte,- und das alles sicher auch eine Folge meiner neugewonnenen Unabhängigkeit im Ruhestand, der mich nun nicht mehr zwingend nötigte, die stets über Jahrzehnte hinweg gebotene Zurückhaltung anderen gegenüber so gewollt streng aufrechtzuerhalten. Das war neu und ungewohnt an mir, schmeichelte wohl auch meiner immer noch nicht erloschenen Eitelkeit, auch wenn ich mir vorerst darüber keine weiteren Gedanken machte, zumal ich ähnliches um mich herum an anderen, die meistens um etliches jünger waren als ich, schon lange beobachtet und hingenommen hatte. Waren solche „Öffnungen“ nur negativ zu bewerten, nicht auch als ein Zeichen für neue, zeitgemäßere Formen menschlicher Nähe? Meiner Umgebung musste so etwas rätselhaft, ja unverständlich erscheinen In zeitlichem Abstand von etlichen Jahren ließe sich zwar in aller Ruhe dieses oder jenes bemerken, um die Sachverhalte durch Verschweigen nicht unnötig zu mystifizieren, aber ich sehe keine Notwendigkeit, Überwundenes aufzurühren oder gar verheilte Narben bei anderen wie bei mir unnötiger Weise aufzureißen. Fehler begeht jeder, und dass letzthin natürlich auch ich davon nicht ausgenommen blieb, ist nachgerade und mir am meisten verständlich,- auch wenn - betrachte ich so den Lauf der Welt und Einzelgeschicke - es mir mitunter vorkam, dass man die Fehler, die *ich* machte, etwas gnadenloser beurteilte als bei anderen, da sie zu mir nicht zu

passen schienen (und vermutlich wirklich nicht gepasst haben). Natürlich waren sie nicht böartig ausgeheckt oder Handlungen, die ersonnen wären, andere zu reizen oder ihnen gar zu schaden. Im Gegenteil: in manches zu mir offensichtlich nicht passende Verhalten tappte ich buchstäblich ahnungslos, vielfach echt überrascht darüber, dass man darin ein Problem sehen könnte, allerdings dann mitunter mit Trotz oder auch großem Zorn auf Vorhaltungen reagierend, die ich als Einschränkung meiner Freiheiten einstufte. Irgendwie (aber nicht klar genug durchdacht) wollte ich nicht so werden wie viele andere Pensionisten: brav festgelegt auf den sich endlos wiederholenden Lebensrhythmus in engstem Kreise, gar eine abgehobene Harmonie der endlich eingetretenen Altersweisheit ausstrahlend,- kaum etwas reizte meinen Spott ärger, als etwa Händchen haltende, stets gut gelaunte, möglichst sich sogar mit Küsschen begrüßende Seniorenpaare, vielleicht gar gemeinsam Vorlesungen besuchend! - Leider litt dadurch aber etwas ganz erheblich, was ich immer hoch gehalten und auch zu praktizieren versucht hatte: die Rücksichtnahme auf die Gefühle anderer. Aber es gibt eben so etwas wie geradezu verdonnerte Blindheit,- ich ahnte sie mehr, als dass ich mir ihrer bewusst gewesen wäre, und litt außerdem selber tagelang ganz entsetzlich über dieses oder jenes Wort, dass mir im Zorn entschlüpft war. Merkwürdigerweise bejahte ich einen gewissen Widerstand, der mir entgegengesetzt wurde, weil er mir Bindungen signalisierte, auf die ich sowieso unter keinen Umständen zu verzichten je gewillt sein konnte, und ich fügte mich ja dann auch gewissen Forderungen. Geblieben ist manches ungute Gefühl, auch Reue und Scham darüber, dass ich anderen weh tat,- erlebte dann aber anhaltende Freude darüber, dass beschädigte Verbindungsbrücken sich durchaus reparieren lassen, wenn die Jahrzehnte lang in wechselvollem Lebenslauf erprobten tragenden Pfeiler gehalten haben und die Versöhnung nicht nur Geste oder nachgeplapperte Phrase bleibt.- Intakte Beziehungen zu anderen, die man liebt, sind etwas so Kostbares im kurzen Menschenleben, dass man sie nicht hoch genug einstufen kann und folglich manche Abenteuerlust oder gewisse anstachelnde Egoismen hintanstellen und aus Überzeugung überwinden muss.

Schwierig auch die Phasen, in denen Nahestehende mit Krankheiten zu kämpfen hatten,- darüber habe ich ja schon berichtet. Jemanden leiden zu sehen, ohne ihm so ohne weiteres helfen zu können, gehört nach meiner Erfahrung zu den schlimmsten Torturen, die mir angetan werden können. Nie erlahmte ich in der Gewissheit, dass fraglos sofort zu helfen ist, wo geholfen werden kann,- auch dass es darüber hinaus Formen der unterstützenden Zuwendung gegenüber Leidenden gibt, die auf geheimnisvollere Weise wirken. Ist es doch ohnehin für den Betroffenen nicht unwichtig, wie wir überhaupt und allgemein über ihn denken (ihn in Gedanken mit-

formen) und mit ihm fühlen,- um wie viel mehr bewirkt dann das tief aus dem eigenen Kern aktivierte Mitsorgen etwas Gutes, wenn jemand unter seiner Krankheit leidet und unhörbar um Hilfe fleht. - Und es hat - das ist keine Phrase, sondern Erfahrung - auch immer wieder geholfen.

Sehr erfreulich (eine wirklich tägliche Freude,- etwa die gemeinsame Betrachtung eines entstehenden Bildes) entwickelte sich, überblicke ich das verflossene Jahrzehnt, *Gretls Malerei*. Vorübergehend widmete sie sich fast ausschließlich der Batikunst. Und was sie hier zu Wege brachte, gehört zweifellos mit zum Wertvollsten, was sie als Künstlerin vollbrachte,- es zierte seitdem manche Wand, auch bei uns einige, die ich unvermindert sehr gerne betrachte, weil sie mir in farbenprächtiger Dichte das künstlerische Anliegen „unverkünstelt“ und aufs Wesentliche reduziert nahe bringen. Diese Technik trat dann allerdings zurück, da es Hinweise gab, dass das Einatmen der erhitzten Wachsdämpfe schädlich sein könnte; auch war das Herstellungsverfahren sehr mühselig, erforderte viel Geduld und stand in keinem Verhältnis zu einem möglichen Gewinn, etwa beim Verkauf in Münchens Kunstgewerbeverein, dessen Mitglied Gretl war und folglich im repräsentativen Laden gegenüber der Maxburg ihre Produkte - (sie erhielt, wie in der Branche üblich, nur die Hälfte des dort erzielten Verkaufserlöses!) - einer gehobenen Kundschaft anbieten konnte. - Aber dann kamen die vielen Sommer in Griechenland, die intensiven Malstudien mit den Erscheinungsbildern sich herausfordernd lebendig bewegender Ölbäume (und vieles andere Be-Eindruckende),- die Bilder häuften sich, inzwischen auch die in Öl gemalten, und drängten zur Ausstellung.

Diesen schon des längeren in uns ruhenden Gedanken verwirklichten wir dann gemeinsam im Jahr der großen Flutkatastrophe im östlichen Deutschland. Gretls Entscheidung: Bei jedem verkauften Bild werde sie die Hälfte des Erlöses für die Flutopfer spenden. Mit diesem Motto war unser Pfarrer Dr. Barnikol-Oettker leicht zu gewinnen. Er stellte uns die Räume des Waldramer Pfarrheims zur Verfügung, wo ich mich bereits 1997 zur Feier meines 70. Geburtstags im großen Schielischen und Bollingerschen Familienkreis eingemietet hatte. Obwohl die Vorbereitungen (etwa Bilderauswahl, richtige Rahmung, vorteilhafter Hängeplatz, gute Lichtverhältnisse, Gästebewirtung etc.) uns ganz hübsch beanspruchten, war dies alles doch ein köstlich genossener Vorgang: das gemeinsame Erarbeiten, die Gespräche mit den uns meist bekannten Besuchern, das gut funktionierende Verkaufsverfahren und schließlich das stolze Ergebnis: Gretl konnte über zweitausend Euro ans Diakonische Werk der Evangelischen Kirche überweisen. In der örtlichen Presse erschienen überzeugende Lobesworte über Anspruch und künstlerische Wirklichkeit der dargebotenen Bildnisse. Alles in allem: ein feines Erlebnis, das sowohl das erhoffte

Echo auslöste als auch dem guten Zweck der Unterstützung Bedürftiger gerecht wurde und sich obendrein zu einem schönen Gemeinschaftserlebnis ausweitete. - (Während ich dies hier festhalte, hat sich vor wenigen Tagen der genannte Pfarrer Barnikol von der hiesigen Gemeinde verabschiedet, weil er sich neuen Herausforderungen an anderem Orte stellen will. Die Nähe zu ihm ergab sich ziemlich genau an einem meiner Geburtstage, den wir im Kollegenkreis in ausgelassener Fröhlichkeit bei uns daheim feierten und in dessen Runde er als Gratulant hereinplatzte. Ich hatte den Eindruck, dass er geradezu fasziniert war, in welcher Form und in welchem Ton Lehrer ihrem ehemaligen Chef begegneten; er sah uns seither mit anderen Augen, und auch wir gewannen fortschreitend immer größeres Vertrauen zu ihm mit seinen Worten (gelungene Predigten!) und freundlichen Gesten,- ich darüber hinaus über die Zusammenarbeit im Kirchenvorstand. Gretl ergänzte jetzt ihren schon mehrmals geäußerten Wunsch, zur gegebenen Zeit in einer Feuerbestattung verabschiedet zu werden, mit dem Gedanken, dass sie, falls sie vor mir abtreten müsse, von Pfarrer Barnikol zur letzten Ruhe geleitet werden möchte; diesem Wunsche, auf mich bezogen, schließe ich mich an.)

Dass in diesem Lebensabschnitt die Verbindung zu *Kindern und Enkeln* enger wurde, lag wohl nicht nur an der freieren Verfügbarkeit über unsere Zeit oder an dem im Zweierhaushalt stiller gewordenen Umfeld, sondern sicher ein wenig auch daran, dass auch die Nachrückenden im Älterwerden sowie im Zuge ihrer beruflichen Ausbreitung den besonderen Wert einer auf Liebe, Vertrauen und Hilfsbereitschaft aufbauenden engen Gemeinschaft nicht verzichten wollten. Mein Prinzip, den jungen Leuten nicht ständig von der Plattform der eigenen Erfahrungen aus in alles hinein-zureden, schränkte natürlich meine Bereitschaft zu jeder erdenklichen Hilfe, die erwünscht und mir möglich wäre, in keiner Weise ein: Familie also nicht nur als Gefühls- und Verantwortungsgemeinschaft, sondern als selbstverständliche und keiner großen Worte bedürftigen Hilfgemeinschaft, in guten wie in bösen Zeiten,- eine Zelle unverbrüchlicher Solidarität. Ein weites Feld... insbesondere für Gretl, die in unermüdlichem Überdenken der Situation mit tausend Ideen schwanger ging und jede Gelegenheit nützte, anderen Gutes zu tun und ihnen Freude zu bereiten. Ihre großen Zeiten: Feste vorzubereiten und mit ausgeklügelten Geschenken zu überraschen. Die mütterliche Fürsorge, eine besonders geheimnisvolle Eigenschaft menschlicher Natürlichkeit, ist in der Versorgung der eigenen Jungbrut eine kaum hinterfragte Selbstverständlichkeit,- kann sich aber nachher - immer noch nicht versiegt! - zu einer wahren Kunst entwickeln; sie beherrscht diese und trägt damit viel Schönes in unsere Familien“bande“ hinein.

Mikala und Anton, unser Arztpaar, bewohnt nun schon seit anderthalb Jahrzehnten ihr großes Haus im schönen Stadtteil Spickel, einer der besten Wohngegenden Augsburgs unweit des Lech mit seinen schönen Auenwäldern und herrlichen Spazierwegen. Ihre Gemeinschaftspraxis in Lechhausen, einem sog. Arbeiterviertel, erfuhr vor etwa zehn Jahren insofern eine gewisse Veränderung, als Mikala, nach jahrelanger und ziemlich strapaziöser Berufsfortbildung (neben Berufsausübung und Familie!), auf ihre Allgemeinmedizin-Praxis verzichtete und ihre neue Kompetenz einer Fachärztin für Psychotherapie in die gemeinsame Praxis einbrachte,- wahrscheinlich nicht nur eine Folge ihres geradezu unbegrenzten Weiterbildungsdranges (auf ähnliche Weise hatte sie sich schon vorher die Befugnis im homöopathischen Heilverfahren erworben, das dann auch ihr Mann, in geschickter Zusammenarbeit und mit erweiterten Kompetenzen, in seine Allgemeinmedizinische Praxis einbezog und immer noch erfolgreich ausübt), sondern geboren aus der Einsicht, dass sehr viele der täglichen Patienten dringend auch einer psychotherapeutischen Behandlung bedurften (vielleicht liegt in diesem Sachverhalt eines der großen ungelösten Probleme unserer medizinischen Versorgung überhaupt); unsere Arbeits- und Lebenswelt belastet gesundheitlich unsere Mitmenschen wahrscheinlich viel mehr, als Ansteckung oder Veranlagung das Kranksein verursachen. - Ist es nicht geradezu widersinnig, dass, so meine Erfahrung, katastrophale Zeiten wie etwa Kriege mit allen ihren schrecklichen Begleiterscheinungen der Gesundheit weniger abträglich zu sein scheinen als die schleichende Aushöhlung durch Entfremdung infolge falscher Lebensart und der daraus resultierenden offensichtlichen Unfähigkeit, seinem Leben einen tragenden Sinn selbst zu geben?). - Unzählig vielen hat sie seither mit ihrem kompetenten Einsatz geholfen, dabei die eigenen Kräfte nicht schonend, immer wieder auch tief betroffen von den verheerenden Verhältnissen, die ihre Patienten in die Krankheit getrieben hatten,- ein hartes Brot, an dem sie täglich kauen muss,- aber es gibt für mich keinen Zweifel, dass und wie sehr segensreich sie wirkt. Wer so eine Aufgabe bewältigt, vollzieht ein stilles Heldentum, dem eine noch größere öffentliche Anerkennung gebührte.

Ihre beiden Kinder, Simon und Isabel, besuchten zunächst die Waldorfschule, traten dann aber ins Gymnasium über, wo Isabel sich auch jetzt noch aufhält,- beide in den Musischen Zweig, der zunächst die Bürde des obligatorischen Lateinunterrichts mit sich bringt (der aber beide in altbewährter Weise intellektuell formte,- vermutlich gerade *wegen* der unumgänglichen Anstrengungen),- belastet auch durch das tägliche musikalische Üben. Beide beherrschen bestens ihre Violine (Simon daneben das Schlagzeug, Isabel wählte zusätzlich eine Gesangsausbildung). Simon brachte es

unter dem weit über St. Stephan hinaus bekannten Pater Anselm bis zum Konzertmeister des riesigen Schülerorchesters, wir erlebten ihn mehrmals bei den allherbstlich anberaumten Cäcilienkonzerten seines Gymnasiums, ihn auch als souveränen Solisten,- einmal in Ottobeurens Kaisersaal, zuletzt bei seinem Abiturienten-Konzert vor riesigem Publikum in Augsburgs Kongresshalle. Von den durchzuhaltenden Anstrengungen, um sowohl den üblichen schulischen Anforderungen zu genügen - (Simon erzielte im Abitur die bestmögliche Note und erwarb anschließend die Berechtigung für das begehrte, weil das Studium materiell absichernde Staatsstipendium) - als auch in der Musik zu reüssieren, können sich die Gymnasiasten anderer Schulart kaum eine Vorstellung machen. Beide Enkel diesbezüglich (und natürlich auch in ihrer sonstigen Wesensart!) also wahrlich keine Enttäuschung,- beide übrigens in ihren Waldorf-Jahren musisch vielseitig sehr schön gefördert,- Isabel brachte es darüber hinaus zu einer außergewöhnlichen, von mir bewunderten Geschicklichkeit im akrobatischen Kunstturnen.

Simon wählte nach einigem Zögern das Jurastudium, fühlt sich an der einen guten Ruf genießenden Fakultät der Universität Passau offensichtlich wohl;- wohin ihn seine Berufswege führen werden, steht noch in den Sternen. Für beide Enkel wünsche ich mir, dass sie neben dem ja so schön belohnten schulischen und studentischen Ehrgeiz die übrigen blumigen Wiesen dieses Lebens nicht vernachlässigen: Es gibt neben Fortbildung und Beruf viel Lebenswertes, das man auch schon in der Jugend pflegen sollte, um sich in solchen Nebenbeschäftigungen jetzt und später erholen oder ausleben zu können,- vielleicht dadurch auch jene Erfüllung zu finden und mit anderen zu teilen, die einem die Wechselfälle des Berufslebens nicht alltäglich schenken können. Über Kompetenzen auch im „Unnötigen“ zu verfügen und diese anzuwenden, kann durchaus beglücken. Ich wünschte, ich hätte so manches diesbezügliche in meiner Nachkriegs-Jugend mehr angepackt,- aber die damaligen kargen Zeiten ließen nur wenige Spielräume. - Auch haben sich die Zeiten gründlich geändert: Niemand kann vorher wissen, ob er das Glück haben wird, uneingeschränkt immer sich im selbst gewählten Beruf zu bewähren oder ihn überhaupt ausüben zu dürfen. Folglich wäre eine gewisse Vorsicht nicht abwegig, Berufserfüllung nicht allzu sehr mit Lebenserfüllung gleichzusetzen. Man muss heute und zukünftig wohl etwas flexibler sein und immer auch in Alternativen denken können,- also das Seine ordentlich tun, was gerade ansteht, aber durchaus nicht geschockt sein, wenn die beruflichen Blümenträume nicht so reifen, wie man es sich wünschte. Der Beruf hat dem Leben zu dienen und nicht das Leben dem Beruf. - Also, und das wäre ein möglicher Schluss: darauf achten, dass man vielseitige Kompetenzen entwickelt und so, für alle Fälle, mehrere Interessen als seine Eisen ins Feuer legen kann.

Sohn Florian, seine Studien an der Technischen Universität Münchens mit dem Diplom-Ingenieur beendend und anschließend nach dreijähriger Assistentenzeit dort zum Dr.-Ing. promoviert, heiratete Sybille Trixler, seine Schülerliebe aus gemeinsamer Zeit an meinem Gymnasium, die wir auf mehreren Reisen (Griechenland, Tunesien) schon längst näher kennen gelernt und lieb gewonnen hatten. Auch die Schwiegereltern kannte ich bereits über die Schule, da Sohn Frank ebenfalls bei uns die Schulbank drückte (ehe er dann,- ein interessanter, aber erfolgreicher Umweg -, über die Fachoberschule und ein erstes Studium an der Fachhochschule an der Uni München sich innerhalb der Mineralogie auf die aktuelle Kristallographie mit einem sich anbahnenden Erfolg spezialisierte).

Hans Trixler, als Ungarndeutscher ebenfalls Auslandsverhältnissen entstammend wie wir Schiels den siebenbürgischen, amtierte noch etliche Jahre in verantwortungsvoller Stellung in einem großen Bauunternehmen. Wir besuchten ihn und seine Frau Waltraud in ihrem schönen Zweithaus in seinem Heimatdorf im südlichen Ungarn, wo sich noch etliche Deutsche aufhalten. Die brünftigen Hirsche umrührten dröhnend frühmorgens unser Wohnmobil, in dem wir nächtigten - Gretl und ich fühlen uns mit Trixlers familiär verbunden; wir verkehren viel miteinander, wozu sowohl die Nähe ihres Wohnsitzes, Geretsried, als auch die sehr enge Beziehung zum jungen Paar jeweils das seine beiträgt. Florian, seit Kindheitstagen ein einfallreicher Bastler, findet in Hans einen kongenialen Partner,- wo die beiden zusammentreffen, wird immer hörbar gewerkelt. Waltraud ist rührend um die Lebensumstände der beiden jungen Berufstätigen bemüht, wobei ihre ausgezeichneten Kenntnisse der uns umgebenden Konsummöglichkeiten ebenso helfen wie auch ihr praktisches Hausfrauengeschick.

Sybille wählte nach ihrem Studium an der Uni München die Berufstätigkeit einer Volljuristin in der Wirtschaft und bewährte sich seither fortlaufend (und auch einträglich) in mehreren Unternehmen im Raume Münchens. Florian und Bille haben zwei Wohnsitze: einen in der Moltkestraße Schwabings, wo sie die erworbene Eigentumswohnung aufwändig renovierten und geschmackvoll ausstatteten (auch ich durfte helfen), und eine in Lenggries, wo sie in einem hübschen Haus in apartem Landhausstil sich zwei Stockwerke aneigneten und schön einrichteten,- ein Paar also, das sich bereits in jungen Jahren feste Immobilien in jeweils sehr guter Wohnlage zulegen konnte,- Frucht eben auch ihres fleißigen Einsatzes im jeweiligen Beruf.

Florian hatte sich bereits auf seinem Wege zum Elektroingenieur auf das noch weitgehend unerschlossene Forschungsgebiet der Spracherkennung konzentriert, wechselte dann an die Ludwigs-Maximilian-Universität in das Institut für Phonetik (eine bemerkenswerte Verpflanzung: die Sprachwissenschaftler bedürfen nun eben auch

der elektrotechnischen Unterstützung durch Computer-Fachkräfte!), wo er nicht nur als Rechte Hand des Professors praktisch den Betrieb des ganzen Instituts reguliert, sondern mittlerweile sich auch habilitierte und nun dort lehrt und forscht. (Ich durfte als Gast in der entscheidenden Vorlesung vor versammeltem Fakultätsgremium in einem Hörsaal im zweiten Stock der Uni Ecke Ludwigstraße - Geschwister-Scholl-Platz dabei sein (in dem selben Raum, wo während meines Studiums der unbedeutende Rest der zerbombten Universitätsbibliothek notdürftig untergebracht war) - mich nicht ganz vergeblich abmühend, den Inhalt seines Vortrags zu verstehen, den er ausgezeichnet lebhaft und eloquent, unter Hinzuziehung der interessantesten optischen Mittel, glänzend strukturiert und auch sehr geschickt seinen studentischen, ihn offensichtlich verehrenden Anhang einbeziehend, sehr gelassen und erfolgreich über die Runde brachte. Wie hätte ich mich darüber gefreut, wenn ich an meiner Schule einen solchen Mathematik- und Physiklehrer hätte einstellen können!) - Was aber leider nichts daran ändert, dass er sich nach weiteren Jahren der Bewährung augenblicklich mit seinem zeitlich befristeten C2-Vertrag in völliger Ungewissheit befindet, ob nicht auch er den insgesamt überaus törichten Sparbeschlüssen, kürzlich von der Regierungspartei beschlossen, zum Opfer fallen wird. Seinen dermaßen gut geschulten und befähigten akademischen Nachwuchs in die Unsicherheit oder gar Untätigkeit zu stoßen, gehört zu den übelsten Schwabenstreichen unserer derzeitigen Politik. So etwas sollte nicht ungestraft geschehen dürfen,- und wir alle werden wegen dieser und anderer Torheiten eines Tages noch bitter zahlen müssen.- Was Florian und seine Frau aber, Gott sei es gedankt, nicht hindert, im Wechsel zwischen Montag bis Freitag in München und dem Wochenende im wunderschönen oberen Isartal ein abwechslungsreiches, sportlich durchsetztes und offensichtlich glücklich-zufriedenes Leben zu führen,- die beiden Katzen, ihre umhegten Lieblinge, jeweils im Handgepäck!

In seiner Freizeit schreibt Florian seit Jahren Bücher satirischen Inhalts (u.a. mehrere Bände „B.A.f.H.“: Bastard Assistent from Hell), die im Schwarten- und Goldmann-Verlag, auch im Selbstverlag (Bastard-Verlag) erschienen sind: Ein Institutsassistent treibt mit seiner Umgebung einfallsreichen Schabernack mit tieferer Bedeutung, setzt dabei geschickt seine überragenden Computerkenntnisse ein (die natürlich nur ein Leserpublikum würdigen kann, das selber über eine entsprechende Vorbildung verfügt), schon selbst den Professor, die Sekretärin (mit ihrem Raben,- Florians literarisches Markenzeichen!) und die ihn umgebende universitäre Welt nicht, entlarvt liebevoll-sarkastisch menschliche Schwächen sowie blöde Verwaltungsstrukturen und stiftet dank seiner intelligenten Einfälle unablässig ganz gehörige Verwirrung, ist auch oft recht boshaft, aber eigentlich nie böseartig. Die in den einzelnen Bändchen weitgehend gleiche Besetzung mit diesen ausgefallenen Typen schafft

beim Leser, der das aus vorangegangenen Büchern schon etwas kennt, ein Gefühl der Vertrautheit mit einer Welt, in die er immer wieder in gemütlicher Distanz zurückkehren kann. Die ständig neuen Einfälle (auch computertechnischer Art), die perfekte Kenntnis dieser Uni-Atmosphäre, der alles durchziehende Spott, dabei dann auch hie und da eine deftige Studentensprache (mit unerlässlichen Anzüglichkeiten) gebrauchend, haben sicher dazu beigetragen, dass es Florian, auch geschickt das Internet nutzend, gelungen ist, sich eine große Fangemeinde aufzubauen, mit der er eifrig kommuniziert und elektronisch auch den Absatz abwickelt. Keine literarische Produktion im üblichen schöngeistigen Sinne, und gerade darin scheint für ein ganz bestimmtes jugendliches Publikum der besondere Leseanreiz zu liegen. Bei einer abendlichen „Vorlesung“ (mittlerweile schon mehrmals auch in anderen Universitätsstädten abgehalten) staunten wir über die Anhänglichkeit seiner Leserschaft (die mir ausgesprochen gut gefiel), auch über die Hingabe, mit der hier zugehört wurde, schließlich über Florians und Sybilles Geschick, auch diesen Abend zu einem ansehnlichen geschäftlichen Erfolg zu führen. - Unser Sohn hat Talent, kann schreiben, findet die richtigen Wege, Leser zu gewinnen,- und hat offensichtlich selber viel Spaß an solcher meist frühmorgens ausgeübter Tätigkeit.- Ich kann nur sagen: weiter so!

Mit meinen *Geschwistern* stand ich auch in diesem Lebensabschnitt in ungetrübter familiärer Verbindung, man sah sich nicht häufig, da jeder im eigenen Kreis seine Bindungen und Verpflichtungen hatte. Am häufigsten traf ich mit meiner Schwester Marietta zusammen, die ja nicht allzu weit in Bernau am Chiemsee in ihrem großen Haus in schönster Lage wohnte,- zusammen mit Tochter Ursula, die in nicht nachlassendem Fleiß ihrer Tätigkeit als Buchübersetzerin geschickt und erfolgreich nachging. Nur kurz nach Mariettas Umzug ins Siebenbürger Altenheim im nahe gelegenen Rimsting (Ursula mietete sich einige Kilometer weiter nördlich in einem abgelegenen Weiler ein), erkrankte sie, wurde von Sohn Volker, der inzwischen sehr erfolgreich als Urologe in Passau wirkt, in seinem Hause ärztlich betreut und von seiner Frau Ulrike liebevoll versorgt, aber es ging unaufhaltsam dem Ende entgegen. Als ich sie an ihrem Krankenlager aufsuchte, ahnten wir beide, dass wir uns wahrscheinlich zum letzten Male sahen,- ein schwerer, mit Fassung auf beiden Seiten getragener Abschied für immer. Volker bemühte sich zwar weiter um sie in seiner Klinik, aber wenige Wochen später standen wir dann alle vereint und sehr traurig an ihrem Grab auf dem Friedhof jenseits des Inns. Ich hatte keine „große Schwester“ mehr,- viele Kindheitserinnerungen überschwemmten mich förmlich; sie strahlte seit Urzeiten in ihrer fröhlichen Wärme immer viel Liebes aus,- eine vorbildlich fürsorgliche Mutter, die u.a. die Trennung von ihren Kindern während deren

Schulzeiten auf sich genommen hatte, was einem Mutterherzen wie dem ihren besonders schwer gefallen sein muss, nur um Sohn und Tochter eine angemessene Schulbildung in gehobenem Milieu zu ermöglichen,- was im fernegelegenen Frankenwald und angesichts der in nächster Nähe verlaufenden Staatsgrenze (Eiserner Vorhang!) nicht möglich gewesen wäre. - Ihr gutes Herz hat zu früh aufgehört zu schlagen.

Auch die gleichalterige Schwägerin Hildegard, Bruder Heinrichs Frau, Mutter von vier Kindern und mit zahlreichen Enkeln gesegnet, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Ihr unerwarteter Tod weckte in mir viele Erinnerungen an die Zeit, als sie nach dem Tode meiner Mutter in Thingers bei Kempten den verwaisten Haushalt meines Vaters, dem ich als Student ja auch noch angehörte, in schwieriger Zeit übernommen hatte. Es war ein Vergnügen, sich mit ihr zu keppeln, denn sie konnte recht schlagkräftig sein,- oft zum Spaß übriger Zuhörer. Unvergessliches Bild, wie sie, in einen Bademantel gehüllt, abends im Wind vor ihrem Zelt auf der Insel Giglio stand und das wellenbewegte Meer misstrauisch beobachtete,- ob es sich wohl brav verhalten werde, wenn sie und die Ihren so nahe am Wasser nächtigten?

Auch meinen beiden Schwägern Sepp (der Mann Annemaries wie der Elisabeths) war ein länger anhaltender und erfüllter Lebensabend nicht vergönnt. Beide hatten jeweils noch einen letzten schweren Leidensweg auszuhalten, ehe ihr Leben erlosch. Mit beiden verbinden mich unendlich viele schöne Erinnerungen, die teilweise schon in früheren Kapiteln anklangen. Bewundernswert, wie beide Schwestern mit diesem viel zu frühen Abschied fertig zu werden versuchten, und beiden ist es gottlob gelungen, eine das Leben wieder bejahende Haltung zu finden und sich vielseitig und recht aktiv zu betätigen,- wozu - wiederum bei beiden! - auch die vorbildlich ihnen zugewandten Kinder und Enkel das ihre beigetragen haben: fortlaufend ihre Nähe suchen, sie im Urlaub nicht alleine lassen, ihnen jede erdenkliche Hilfestellung geben und sie in ihre eigenen Familien einbeziehen. Ein großer Trost,- man könnte es auch als den wahrhaftig verdienten Lohn für unendlich viel fürsorgliche Mutterliebe bezeichnen. - Die Lücken häufen sich, die Luft wird dünner.

Vor etwa zwei Jahren erfuhren wir aus einem Zeitungsartikel der „Siebenbürgischen Zeitung“, dass der rumänische Staat ein Gesetz erlassen habe, demzufolge die von den Kommunisten enteigneten Staatsbürger einen *Antrag auf Restitution* ihres Besitzes stellen könnten. Beratungen unter uns Brüdern und das Einholen weiterer Informationen führten schließlich dazu (bei mir erst nach längerem Zögern, gepaart mit anhaltender Skepsis, ob so eine Rückgabe wirklich stattfinden würde und auch wirklich so wünschenswert sei), dass wir einen Rechtsanwalt deutscher Herkunft in Kronstadt beauftragten, unsere Interessen zu vertreten. Der zum Zeitpunkt unserer Flucht 1944 gültige Vermögensstand unseres Vaters war relativ leicht zu eruieren, da

er in den Nachkriegsjahren anlässlich der Beantragung des sogenannten Lastenausgleichs von Vater sehr genau zusammengestellt und belegt worden war. Es handelt sich um ein ganz beträchtliches Aktienpaket vornehmlich unserer Fabrik in Busteni, aber auch um Besitzbeteiligungen an Bierbrauerei und Weinkellerei Rhein in Azuga, der Städtischen Sparkasse Kronstadt, des Hotels Krone in Kronstadt,- und schließlich um einige Immobilien, an erster Stelle unser 1935 erbautes Elternhaus in der Caraimanstraße Bustenis (mit 4000 Quadratmetern Garten),- weniger bedeutsam der Anteil am Haus in Bolboci und das Anwesen in Mangea Punar (Costinesti),- wir verzichteten bei beiden auf eine Beantragung -; merkwürdiger Weise war der Rohbau von Vaters vielleicht beabsichtigtem Alterssitz in der Hintergasse Kronstadts (hinter der ehemaligen Voithfabrik) im Grundbuch nicht aufzufinden. Und zu diesen unmittelbaren Besitztümern Vaters kamen dann noch das Großvaterhaus an der Postwiese und Großvaters Anteil am Ursul-Saal (einschließlich Nebengebäuden) neben unserer Fabrik (aber eben nicht Teil des Fabrikbesitzes). - Es dauerte Monate, bis der Anwalt alle Unterlagen beieinander hatte und das Verfahren anleiern konnte. Übrigens blieben wir die einzige Schielfamilie, die so einen Antrag stellte,- die anderen mögen aus einer Mischung von Misstrauen gegenüber den ehrlichen Absichten des rumänischen Staates und, wahrscheinlich sogar ausschlaggebender, ihrem Bewusstsein, dass der siebenbürgische Abschnitt ihres Lebens für sie endgültig abgeschlossen sei, sich enthalten haben. Mittlerweile hatte sich auch Mikala für unser Anliegen sehr interessiert gezeigt und auf drei Rumänienreisen bei Verwandten (Einschenks) und dem Rechtsanwalt (Prediger) vorgesprochen, sogar den Direktor der Fabrik (handstreichartig!) aufgesucht. Ein wenig auch ihres Drängens wegen entschlossen sich meine beiden Brüder im Sommer 2003 zu einer Reise nach Kronstadt und Busteni, von der dann aber Heinrich wegen einer schweren Erkrankung zurücktreten musste. Der Anwalt meinte Jürgen gegenüber, die Immobilienanträge seien vermutlich schon bearbeitet, unser Haus in Busteni betreffend fehle angeblich nur noch eine Unterschrift (aber offensichtlich eine geheimnisvoll wichtige!),- aber diese ist auch bis jetzt, ein halbes Jahr später, offenbar noch nicht geleistet worden! - man müsse nun abwarten und könne vorläufig nichts weiteres tun. - Was den Aktienbesitz betrifft, soll es, so wird vermutet, noch nicht einmal auf dem Papier einen Lösungsvorschlag geben. Allerdings hat Exkönig Michael aus ganz anderen Gründen seinen ehemaligen Privatbesitz mittlerweile zurückerhalten,- er war der Hauptaktionär unserer Papierfabrik, deren Aktienbestände sich ansonsten, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, im Streubesitz der Verwandtschaft befanden,- und Vater war einer der Hauptaktionäre. Dass der Staat mit diesem merkwürdigen Angebot einer Besitzrestitution aufgewartet hat, ist vermutlich Ausdruck seiner Hoffnung auf Aufnahme in die Europäische Gemeinschaft, gewissermaßen eine Art Eintritts-Anbie-

derung durch die offenbar sehr wichtige (sogar auch rückwirkende) Anerkennung des Privateigentums. - Konkret: Wir haben vielleicht Aussicht auf Rückgabe unseres Elternhauses in Busteni, das sich in einem miserablen Zustand befindet und dringend einer Dachreparatur bedürfte, soll es nicht vollends zur Ruine verkommen. - Mein Engagement in dieser Angelegenheit hält sich insofern etwas in Grenzen, als ich zwar am Erstattungsverfahren mich uneingeschränkt beteilige, aber an eine Rückgabe nicht so recht glauben kann, weil ich vermute, dass es Kräfte gibt, die eine Rückkehr der Schiells nach Busteni unter allen Umständen zu verhindern versuchen. Mir missfällt ein wenig auch das Aufrühren von Gefühlsschichten, die verarbeitet und abgelegt worden sind. Auch lehne ich eine über die dringendsten Notwendigkeiten hinausgehende finanzielle Beteiligung ab,- wir dürfen, meiner Meinung nach, die vielleicht noch anderweitig dringend benötigten und ohnehin nicht bedeutenden Finanzreserven in unserem Alter nicht abenteuerlich aufs Spiel setzen. Da eine Rückkehr nach Busteni für mich aus tausend Gründen nicht in Frage kommt, ist zu überlegen, was wir bei einer vielleicht doch zustande kommenden Rückgabe mit dem Haus anfangen. In den jüngeren beiden Generationen unseres engeren Klans wird mit dem Gedanken gespielt, in oder neben unserm Haus (wo übrigens noch ein irgendwann in der Nachkriegszeit errichtetes, ganz abscheuliches Werkstattgebäude ebenfalls verrottet) eine Art Wohnung einzurichten, die von der Familie (vielleicht auch anderen?) als Urlaubsquartier genützt werden könnte.- (Übrigens auffallend, wie sich das Interesse der Jüngeren an Busteni und Siebenbürgen überhaupt zu regen beginnt. Folge der Lektüre meines ersten Bandes ("Vom Karpatenbogen an den Alpenrand") dieser Lebenserinnerungen? Das wär' ja schon etwas!) - Für wahrscheinlicher, sofern überhaupt, halte ich den Verkauf des Hauses mitsamt dem Grundstück (was offenbar statthaft wäre,- aber nur an rumänische Staatsbürger). Unser Rechtsanwalt meinte, die neuentstandene Oberschicht Bukarests habe die Schönheit der Karpaten und die herrliche Lage Bustenis entdeckt und werde trotz steigender Preise sich hier vermehrt einkaufen,- (wie ja schon längst geschehen durch die reichen Rumänen vergangener Epochen, z.B. unser oberer und auch der untere Nachbar in der Caraimanstraße). Man solle noch etwas abwarten mit einem eventuellen Verkauf (den er vermutlich gerne übernehmen würde).

Soweit die gegenwärtige Lage (Anfang 2004) in dieser Sache. Doch unabhängig davon freut es mich, wie meine Tochter mittlerweile Land und Leute angenommen hat (sie sind ja auch ein Stück von mir!). Meine von Skepsis erfüllten Bedenken kann ich nicht auf sie und andere übertragen, aber ich beginne zu verstehen, was es jemandem bedeutet, der unter manchen Bedingungen in den sich nicht mehr so positiv entwickelnden Verhältnissen in Deutschland leidet, in ein Land mit einfacheren Le-

bensumständen einzutauchen, wo zwar ein deutlich primitiverer Lebensstandard vorherrscht, aber der Mensch und die schöne Natur noch mehr im Mittelpunkt stehen,- so ähnlich ging es uns ja in den vergangenen Jahrzehnten auch, wenn wir die Räder unseres Autos während der Ferien in den fernen Süden oder noch unberührten Norden lenkten.

Dass ich in den Jahrzehnten seit Kriegsende nicht die Nähe der Siebenbürgischen Landsmannschaft gesucht habe, verstehen sicher viele nicht, etwa auch meine Kronstädter Schulfreunde nicht. Abgesehen davon, dass diese Frage sich mir zunächst überhaupt nicht stellte und ich für solche Kontakte auch kaum Zeit gehabt hätte, hielt ich es während meines Direktorats in Geretsried, wo sich als Folge der Aussiedlung eine ansehnliche Siebenbürger-Gemeinde zusammengefunden hatte, nicht für opportun, mich diesbezüglich zu exponieren,- meine Schülerbetreuung sollte allen gleichmäßig dienen, ohne Bevorzugung irgendeiner der vielen Flüchtlingsgruppen. Das blieb dann auch so, obwohl die „Neue Kronstädter Zeitung“ wiederholt versuchte, mich als Mitarbeiter zu gewinnen, etwa als Buchkritiker, was ich dann auch nicht verweigerte, sowie als Verfasser zweier längerer Artikel über die Geschichte der Papierfabrik Busteni (die ich im Anhang dieses Buches abzdrukken beabsichtige). - Im Laufe der Jahre hätte es aber durchaus sein können, dass irgend jemand den Einfall hätte haben können, mich als Direktor des größten von Siebenbürger Sachsen besuchten Gymnasiums, das es überhaupt gibt, aufzufordern, bei einem der Honterusfeste in Pfaffenhofen nach gutem alten Brauch die sogenannte Quellenrede zu halten,- das Privileg und die Pflicht des amtierenden Direktors des Honterusgymnasiums in Kronstadt alljährlich. - Schließlich sei hier noch erwähnt, dass vor kurzem meine Schule in Geretsried einen Schüleraustausch mit dem Honterusgymnasium eingeleitet hat, ein wunderlicher Zufall, der auf eine ehemalige Honteruskollegin zurückzuführen ist, die seit ihrer Aussiedlung nunmehr dem Geretsrieder Kollegium angehört,- es hat also nichts mit einer Initiative meinerseits zu tun, auch nicht mit meinen Bemühungen während des Direktorats von Frau Schuler, die ich nach Bonn begleitete, als es darum ging, die für eine äußerst dringende Renovierung des alten Gebäudes am Kirchplatz nötigen Gelder im Bonner Innenministerium loszueisen,- was dann ja auch gelungen ist. Leider habe ich das inzwischen restaurierte Schulgebäude bislang nicht zu sehen bekommen.

Alle diese Begebenheiten und Zustände während meiner Pensionistenzeit ereigneten sich in einer *geschichtlichen Phase* vor und nach der Jahrhundertwende, die uns in diesem Lande Frieden und Wohlstand erhielt. Der Freistaat Bayern, wie immer in überschaubarer Vergangenheit politisch fest in der Hand der konservativen Christlich

Sozialen Union (infolge überwältigender Wahlerfolge über mehrere Perioden hinweg,- nur schüchtern flankiert von unbedeutenden Oppositionsgrüppchen). Man will keine Experimente und erhofft sich noch weiter wachsenden Wohlstand. Für das Millionenheer von Arbeitslosen wird die Regierung in Berlin verantwortlich gemacht,- derzeit in zweiter Wahlperiode eine sogenannte Rot-Grüne Koalition, gegenwärtig unter Bundeskanzler Schröder, der den 16 Jahre regierenden Chef der CDU, Kohl, mit seinem höchst ambivalenten Erbe ablösen konnte. Was sich im Zuge dieses Wechsels, mehr aber noch als Folge einer wirtschaftlich keineswegs geglückten Wiedervereinigung Deutschlands seither abspielt, verfolgen wir - ebenso wie das übrige Weltgeschehen - täglich über die Presse und das Fernsehen,- nämlich:

Das nahezu ohnmächtige Ankämpfen unserer Politik gegen die Folgen einer weltweiten Rezession, die in unserem Staate das Steueraufkommen auf allen Ebenen sehr schrumpfen ließ, führte dazu, dass unser Sozialsystem, das berühmte „Sozial Netz“, ein auch meiner Meinung nach unverzichtbarer Faktor zur Eindämmung des sozial rücksichtslosen Turbokapitalismus,- zu zerreißen droht. - Vor diesem bedrohlichen Hintergrund toben tagtäglich die üblichen Hahnenkämpfe zwischen den Parteioberen, die wir beide, Gretl und ich, sehr eingehend verfolgen;- wir aus einer ziemlich gesicherten, dadurch aber auch ein wenig unparteiischen Beobachtungsposition heraus: Weder sind wir von Arbeitslosigkeit bedroht noch habe ich als Beamter und Gretl als bescheidene Rentnerin um unsere materielle Existenz zu bangen, auch unsere Interessen-Ungebundenheit („ungebunden“ durch nicht vorhandene größere Besitztümer, die bekanntlich einen sehr großen, kaum zu umgehenden Einfluss auf den politischen „Überbau“ haben) sei hier erwähnt.

Was mich an diesem Treiben seit einigen Jahren aber immens stört, ist die zunehmende Verrohung der politischen Sitten: das unaufhörliche Beschimpfen des Gegners (der verbal-emotional wie ein Feind verunglimpft wird), die auf allen Seiten geradezu perfektionierte Kunst der Täuschung, auch der Lüge (bis in alle semantischen Feinheiten hinein und unter beträchtlicher Ausnützung der Dummheit und Uninformiertheit der Bevölkerung), der mitunter aufflammende und alle Toleranzgrundsätze über Bord spülende Hass gegen eine entgegengesetzte ideelle Grundposition. - Und das heißt dann in der politischen Praxis:

Hier die angeblich christlich orientierten konservativen Elemente, deren höchstes Ziel eine Mehrung des Reichtums ist (auch derer, die schon im Übermaß mit weltlichen Gütern gesegnet sind) und der die kompromisslose Verteidigung des Privateigentums (als der Güter allerhöchstes) besonders am Herzen liegt,- *hier* auch die üble Gleichsetzung von sozialer Fürsorge mit schmarotzerhafter Ausnutzung derselben durch zweifelhafte Elemente,- *hier* ebenso das Nichteingestehen, dass die gegenwärtige wirtschaftliche Lage (die ja, abgesehen von der Arbeitslosigkeit, gar nicht so

furchtbar schlecht ist) viel weniger von der Regierung zu verantworten ist als von der wildgewordenen freien Weltwirtschaft und im Inland durch eine rigoros agierende Geschäftswelt (Massenentlassungen am laufenden Band bei jeder sich abzeichnenden Minderung des erwirtschafteten Mehrwerts, rücksichtslose Verlagerung (oder Drohung damit!) der Industrieproduktion in Billiglohn-Länder, unerhörte, den sozialen Frieden ernsthaft gefährdende Selbstbereicherung der Wirtschaftsbosse) - und zusätzlich durch pausenloses Miesmachen des angeblich kaputt gemachten Wirtschaftsstandorts Deutschland (geschickte Anwendung der psychologischen Dreckschleuder namens Pessimismus (kommt in der derzeitigen enttäuschten deutschen Wählerschaft besonders gut an), bis auch der letzte Dummling das Gift der angeblichen Aussichtslosigkeit in sich eingesogen hat),- zusätzlich ausgestattet mit den raffiniertesten Tricks, um das von den privaten Fernseh-Programmen allmählich tatsächlich in eine verblödete Privatheit gebrachte Fußvolk als Stimmvieh durch gezielte Ablenkung von der Wirklichkeit (also ein erwünschter Realitätsverlust, der die Entmündigten leichter verführbar macht) anzulocken,-... man könnte diese Liste von Anklagepunkten gegen diese Konservativen und weitgehend neoliberal Eingestellten noch munter fortsetzen, ohne hier ernsthaft der Übertreibung oder Verdrehung verdächtigt werden zu können.

Auch die *Gegenseite* bedient sich, wenn auch abgeschwächt, derselben Mittel, um sich ins rechte Licht zu setzen,- die Lügen kennen keine Parteigrenzen. Auch sie verteufeln, wo es etwas zu verteufeln gibt, lügen sich in die eigene Tasche, verharmlosen, was ihrem Ruf schaden könnte, und trumpfen schrill auf, wenn ihnen endlich etwas gelungen ist,- sie können allerdings nicht verhindern, dass ihnen mangels dieser oder jener Kompetenz wahrhaftig nicht alles gelingt, was sie sich vorgenommen haben. Auch auf dieser Seite keine klaren Perspektiven, keine Visionen, sondern ein Handeln von der Hand in den Mund, wie es die Mehrheitsverhältnisse eben gestatten. - Unsere total vernetzte Gesellschaft, wo alles mit jedem eng verknüpft ist, erweist sich als so ungeheuer komplex und kompliziert, dass nachgerade jeder scheitern muss, der reformierend unsere wirtschaftlichen und sozialen Strukturen (etwa aus finanziellen Gründen) umbauen will.- Aber geblieben sind diesen Grünen und Roten (die Gelben, die FDP-Nachfolger-Marionetten, zählen nicht mehr ernsthaft) einige aufrechte Frauen und Männer, denen ich mehr vertraue als den Sprachrohren der Gegenseite.

Was ich, innenpolitisch, am meisten fürchte, ist jene sich allmählich ausbreitende Politikverdrossenheit, die sich in der Geschichte stets als ein sehr fruchtbarer Boden für Radikalismus und Diktatur erwiesen hat. Es könnte durchaus sein, dass eines

Tages die frustrierte Wählerschaft bereit ist, den starken Mann auf den Schild zu heben, der verspricht, den sich als unlösbar erweisenden Knoten kurzerhand zu zer-schlagen.

Mein Herz schlägt zwar immer noch links, aber nicht etwa einer entsprechenden Ideologie, sondern einfach der großen Sorge wegen, dass der zugenommene Raub-tierkapitalismus nur durch sozialverpflichtete Einstellungen (natürlich gestützt auf vorhandene Machtpotenziale!) einigermaßen in Schach gehalten werden kann.- Unübersehbar auch, wie sich die Klassenunterschiede während der letzten Jahrzehnte weiter vertieft haben (und trotzdem die Gutgestellten immer wieder noch besser ge-stellt werden, etwa steuerrechtlich),- unüberhörbar, wie rücksichtslose Neoliberale den Nachkriegsrest unserer sozialen Gesinnung lächerlich zu machen versuchen, um ihn dann womöglich eines Tages endgültig auf dem Müllhaufen der Geschichte zu deponieren.

Gefragt, ob ich eingedenk solcher unerfreulicher Erfahrungen die Zukunft positiv oder negativ einschätzte, würde ich heute sagen: durchaus positiv,- allerdings nur, sofern die den Kapitalismus vertretenden Kräfte *von sich aus* zur Einsicht gelangten, dass die von ihnen erkämpfte globalisierte Narrenfreiheit so zerstörerisch nicht wei-tergehen kann, die ja in nicht allzu ferner Zeit in ein weltumspannendes Malheur umzukippen droht und folglich schnellstens domestiziert werden muss. Von An-dersdenkenden werden sie nicht zu bekehren sein, das muss aus ihnen selbst heraus kommen,- hoffentlich vor und nicht erst nach dem riesigen Kladderadatsch.

Sollte diese Selbstbeschränkung nach vollzogener Selbsteinsicht aber nicht eintreten, wird es dem Kapital weiterhin gelingen, häppchenweise den immer noch sozial ein-gestellten und in solchen Absichten immer noch(!) amtierenden Regierungen Europas ihren Sozialstaat auf erpresserische Weise „abzukaufen“, bis der wirtschaftliche Darwinismus den Sieg endlich davonträgt,- dann Gnade allen, die sich nicht durchsetzen können oder gewisse Raubtierpraxen unter ihrer Menschenwürde halten,- Gnade allen, die „im Dunkeln“ stehen.

Dieser kleine Exkurs schien mir nötig, denn er belegt biographisch, welche Überle-gungen mich auch im Ruhestand umtreiben, die ich am liebsten auf ausgedehnten Spaziergängen zu überdenken versuche. - Die Beschäftigung mit Politik ekelt mich oft an, zumal wenn mir in absichtlich verfälschenden Artikeln oder Fernsehshows immer wieder dieselben Lügengeschichten oder banalen Selbstwiederholungen auf-getischt werden,- gleichzeitig finde ich es aber immer noch wichtig, mitunter sogar faszinierend, das politische Geschehen in allen seinen Sparten möglichst genau zu verfolgen,- nicht nur, weil ich neugierig bin und weitere Erfahrungen sammeln

möchte, sondern weil ich es für eine ganz ernst zu nehmende Bürgerpflicht in einer Demokratie halte, umfassend informiert zu sein,- bevor ich mit dem Stimmzettel meine demokratische Mitwirkung zeitlich begrenzt delegiere.

Dass diese eher innen- und gesellschaftspolitischen Darlegungen von der ebenso akuten Sorge über den immer noch *gefährdeten Weltfrieden* überlagert werden, habe ich mit meinen skeptischen Äußerungen über die veränderte Rolle Amerikas schon zum Ausdruck gebracht. Neben, über oder hinter allen Bestrebungen dieser unberechenbar gewordenen und folglich gegenwärtig nicht mehr vertrauenswürdigen Weltmacht mit ihrem ungeheuren Militärpotenzial steht die riesengroße, immer noch unbeantwortete, vielleicht sogar unbeantwortbare Frage, ob die Menschheit entwicklungsfähig zum dauerhaften Frieden ist oder ob sie dazu verurteilt ist, jetzt und immerdar ihre Aggressionsbedürfnisse kriegerisch ausleben zu müssen. Dass die vom kapitalistischen Denken geprägte und gesteuerte Mentalität das Aggressive als wichtigen Antriebsmotor benötigt, um andere übertrumpfen und das heißt beherrschen zu können, darin liegt wohl der traurigste Sündenfall der westlichen Welt, den man sich nur nicht einzugestehen wagt, ihn sogar rabulistisch als etwas Freiheitliches umzudeuten versucht,- und der sich epidemisch über den ganzen Globus auszubreiten droht. - Und warum sollte es, wie von intelligenten und weitschauenden Menschen in den Sechzigern und Siebzigern des vergangenen Jahrhunderts geäußert, nicht doch gelingen, die „Zuwachsraten“ in eine weniger ansteigende Entwicklungskurve umzubiegen? Will man eine solche beruhigende (Ressourcen schonende) Tendenz nicht oder ist sie de facto einfach unmöglich? Letzteres käme dann allerdings einem Verdammungsurteil nahe. - Der Leser verzeihe mir: Es geht mir hier nicht um Welträtsel-Lösung (oder gar Erlösung), sondern schlicht um das Bedürfnis, gerade in einer Lebensbeschreibung diese weltbewegenden Probleme nicht einfach auszublenden,- also nicht so zu tun, als ob unser aller Leben so völlig frei und unbeeinflusst in seiner Privatheit sich entwickle und dahin dümpele.

Wer mein Alter erreicht hat, kann auf etliche politische Zeiträume zurückblicken: Von der königstreuen Monarchie unter zwei Hohenzollern über Antonescus autoritäres Regime von Hitlers Gnaden (zeitgleich die heute kaum noch verständliche politische Blindheit der meisten Siebenbürger Sachsen) bis zum Untergang des Dritten Reiches; von der sehr prägenden Besatzungszeit der Nachkriegsjahre bis zum allmählichen Entstehen der Bundesrepublik im geteilten Deutschland und bis zur Wiedervereinigung in einem vom Kalten Krieg erlösten und sich in Freundschaft zusammenschließenden Europa. Nicht dass ich alle diese Abschnitte deutlich und bewusst miterlebt hätte, aber jede dieser Phasen beeinflusste unmittelbar auch mein kleines Leben, weckte Sorgen und Ängste oder beruhigte, bescherte Beobachtungen

„aus erster Hand“, beeinflusste wichtige Entscheidungen, prägte den Lebensstandard, ergänzte allmählich den Erfahrungshorizont und formte politische Standpunkte (veränderte sie auch). Und allen diesen Phasen eigneten auch Zukunftsvisionen, die sich ebenfalls abwandeln konnten. Und so ergibt sich allmählich die spannende Möglichkeit, nicht nur die politische Kurzphase wahrzunehmen, sondern eine längere geschichtliche Epoche selbst erlebt zu haben,- und damit besteht auch die Chance, geschichtliche Abschnitte kraft eigener Anschauung zu vergleichen und abwägend zu beurteilen.

Von meinem jetzigen Standpunkt aus sei (abschließend) das Bekenntnis erlaubt: Je mehr ich Geschichtliches wahrnehme und zu verstehen versuche (ich lese immer noch viel Geschichtliches, neuerdings leidenschaftlich gern Biografisches), wird mir umso klarer, dass ich in keiner anderen Geschichtsepoeche lieber gelebt hätte als in der selbsterlebten,- mit allen ihren Höhen und Tiefen, unvorstellbar Grässlichem und überragend Gutem. Aber eben auch in der noch nicht erloschenen und vielleicht doch nicht ganz unberechtigten Hoffnung, dass die nachfolgenden Zeiten es vielleicht nicht versäumen werden, die nötigen Konsequenzen aus den Erfahrungen dieser Epoche (die beiden Weltkriege dürfen als abschreckende Menschheitserfahrung doch nicht umsonst gewesen sein!) zu ziehen und sich letztendlich dann doch in der praktischen Umsetzung des *gewollten Humanen* in geschichtliches Geschehen zu bewähren,- also die alten Formen gegenseitiger Bekämpfung oder Vertilgung endgültig zu überwinden und so die Menschheit vom Sturz in den Abgrund abzuhalten.

Vom „11.September“ fühlten wir uns ebenso betroffen wie die übrige zivilisierte Welt. An den Selbstmordattentaten (nach vorangegangener niederträchtiger Gehirnwäsche, bei der die dazu Auserwählten mit den auf sie wartenden Versprechungen paradiesischer Freuden und bleibender Verehrung als Märtyrer zu ihrem Selbstopfer verführt worden waren),- erschreckt mich natürlich in erster Linie die unbegreifliche Perversion einer solchen Lebensverneinung, die selbst den seit Urzeiten weisen und tief in jede menschliche Existenz eingelagerten Selbsterhaltungstrieb so furchtbar zu verfremden vermag. - Wie der Kampf gegen den weltweiten Terrorismus weitergeht, wissen wir alle nicht; mit den jetzt eingesetzten Mitteln, so scheint es mir, bleibt es fraglich, ob er jemals überhaupt gewonnen werden kann. Erst wenn der Islam in einem Prozess der Selbstreinigung solchen abscheulichen Postulaten wie der Selbstaufopferung entsagt, wenn gleichzeitig die zivilisierten Staaten in einem langwierigen Prozess an die Stelle der unmäßigen militärischen Aufrüstung mit ebenso riesigen friedlichen Aufbauprogrammen den zu kurz gekommenen in dieser Welt auf die Beine hilft und so neue Lebenshoffnungen weckt, könnten weitere Katastrophen vielleicht unterbunden werden. Was ich

gegenwärtig am meisten fürchte: dass heimlich entwickelte Atomwaffen (oder ähnliche mörderische Mittel) in die Hände der Terroristen gelangen, die sie vermutlich gnadenlos einsetzen würden.

„Politik ist Schicksal“ (Napoleon zu Goethe),- war es eben auch stets in meinem Leben,- ich möchte aber ergänzen : „...heute leider zunehmend auch die Ökonomie“, die ja die Politik mittlerweile weitgehend beherrscht und deren bedrohliche Auswüchse zu beheben vermutlich die schwierigste Aufgabe in der vor uns liegenden Zeit bleiben wird. Weil eben,- genauso wie im Hirn der Terroristen,- auch im kapitalistischen Denken so horrent viel nicht hinreichend Hinterfragtes (Durchleuchtetes) als selbstverständlich einzig richtige Einstellung naiv weitergeschleppt wird und sich dann immer wieder machtpolitisch gefährlich zusammenballt und unter Umständen aggressiv gegen anders Orientierte sich entlädt. Eine Auflösung dieser bislang sich immer weiter verschärfenden Gegensätze etwa auf dem Wege eines vernünftigen Diskurses von Kultur zu Kultur erscheint mir in absehbarer Zeit eher unwahrscheinlich zu sein. Und weil eben beide Welten, sowohl die des Terrorismus als auch die der wohlhabenden fortschrittlichen Demokratien, unglaublich selbstzentriert sind und sich in einer gefährlichen Selbstüberschätzung als die Einzigen auf dem unfehlbar richtigen Weg Befindlichen wähnen, könnten sich große Gefahren ins zeitlich Unbegrenzte fortpflanzen.

Gute *Freunde* zu haben ist ein Glück. Ich habe nicht mehr viele, aber einige gute. Immer wieder werde ich von meiner Frau ermuntert, solche Verbindungen mehr zu pflegen,- ich tue es auch, aber nicht mehr so offen weitherzig wie dereinst. Warum das so ist, weiß ich selber nicht. Am ehesten könnte es sein, dass ich (leider!) höhere Ansprüche an das Beisammensein und Miteinanderreden stelle als früher,- auch an mich! Seit einigen Jahren ertappe ich mich dabei, wie ich in vergnügter Gesellschaft mich mitunter langweile, mich nach einer anderen Tätigkeit sehne, ungeduldig werde. Schon bei den zahlreichen gesellschaftlichen Zusammenkünften in der Schule (ebenso bei den Meetings des Rotary-Clubs) war ich gewöhnlich einer der ersten, der das Weite suchte. Menschen haben mich zwar immer geradezu brennend interessiert (und ich beobachte sie und ihr in der Öffentlichkeit wie im Privaten gezeigtes Verhalten mit großer Aufmerksamkeit,- allerdings ist seit jeher auch die Tierbeobachtung geradezu eine meiner Leidenschaften,- natürlich nicht auf Kosten der Menschenbeobachtung, aber ihr doch wesensähnlich!),- aber Menschen haben mich auch immer angestrengt, und ausgerechnet ich war beruflich außerordentlich eingebunden in solche ständigen Kommunikationsrituale.

Auch heute noch möchte ich nach wie vor erfahren, wie es in anderen Ehen und

Familien aussieht, auch dem Gesellschaftsklatsch und den örtlichen Neuigkeiten bin ich nicht abgeneigt,- aber bitte das alles nicht in endlosen Besuchssitzungen, das ließe sich alles viel kürzer erledigen. - Vorbehaltlos genieße ich dagegen die wirkliche Freundschaft mit den Wenigen, wo das starke persönliche Interesse am Anderen gegenseitig spürbar wird, wo Vertrauliches zur Sprache kommen darf, wo eine freundschaftliche Hilfsbereitschaft stets abrufbereit geblieben ist. Der Bekanntenkreis ist nach wie vor sehr groß, der Freundeskreis eben nicht. War und ist diese Zurückhaltung Ausdruck einer übertriebenen Ichbezogenheit, was mir, so definiert, natürlich gar nicht in mein Selbstbildnis passen würde,- oder vielleicht Folge der gebotenen Distanziertheit während der Berufsausübung? Am ehesten dürfte es sich wohl darum handeln, dass der frühe und immerwährende Gedankenaustausch mit Gretl meine Bedürfnisse nach Aussprachen im Freundeskreis entbehrlicher macht, als es eigentlich sein sollte und üblich ist. Vielleicht ist es auch ein Zeichen zunehmenden Alters, dass die Lust, den eigenen Gedanken allein und ungestört nachgehen zu können, stark zugenommen hat. - Aber uneingeschränkt sehr gerne beteilige ich mich an Gesprächen im kleinen Kreis, wenn die Argumente nur so den Raum durchkreuzen, wenn ich mich auch zu persönlichen Stellungnahmen herausgefordert fühle und sie zu verteidigen habe, wenn die Formulierungen blitzen, wenn vor allem Selbsterlebtes dem Gesprächsstoff eine erwünschte Authentizität verleiht, und wenn man wirklich Neues erfährt (und sich nicht nur mit „verbal“ wiederholten sogenannten Neuigkeiten abgibt); diese Formen freundschaftlichen Umgangs schaffen mir echte Befriedigung.

Unverändert geblieben ist meine Abneigung gegen das Telefonieren,- ich finde es einfach schrecklich, dass unsere Gesellschaft in diesem neuen Jahrhundert meint, ständig die Möglichkeit haben zu müssen, einen anderen an der Strippe oder am Handy zu haben. Darf man nicht mehr unerreichbar sein, sich unstörbar alleine fühlen wollen? - Was alles mich aber keineswegs hindert, vergnügt zu beobachten, wie meine Frau, die ja ohnehin in einem viel größeren Maße als ich ihre Freundschaften pflegt, sich ausführlich mit anderen telefonisch austauscht,- ein Bedürfnis, das offenbar zu den besonderen Eigenschaften weiblicher Lebensart zählt - (ist das ein Macho-Urteil?).

Vielleicht sollte ich, um dem unablässigen Zeitablauf und dem Lebensernst der Großen wie der Kleinen Welt ein wenig auszuweichen, hier abschließend in loser Aneinanderreihung noch einige skurrile Eigenheiten anführen, die mir zu täglichen Gewohnheiten (zu meiner Wesensart) geworden sind:

- Die Freude beim Aufwachen, dass wieder ein neuer Lebenstag beginnt,- der soge-

nannte erste von meinen letzten,-

- und dass mir heute sogar nicht einmal etwas wehtut,-
- ich lebe immer noch gerne, fürchte den Tod nicht, wünsche mir aber ein so gnädiges Sterben, dass ich nicht in die Lage komme, vom Ende her das Leben zu verdammen,-
- das immer noch als lästig empfundene Rasieren, das dem Zahnputz folgt, dem Brausen vorangeht und ich den Badezimmer-Aufenthalt mit Salbungen beende,-
- die Genugtuung, im Parterre die abends aufgeräumte Wohnung in ihrer guten Ordnung vorzufinden und bei der Vorbereitung des Frühstückstisches auch wirklich nichts zu vergessen,-
- meine Sorge, dass die Zeitungsfrau vielleicht so früh die SZ noch nicht eingeworfen hat,-
- die Lust, nach dem Abspülen des Frühstücksgeschirrs Ofen und Spüle so blank zu putzen, dass der/die für die Zubereitung des Mittagessens Verantwortliche sich in der Küche wohl fühlt,- Gretl hier immer noch die Chefin, ich ihr einziger, aber bester Mitarbeiter,-
- meine zugenommenen Versuche, *unaufgefordert* mich am Hausputz paritätisch zu beteiligen und auch die übrigen Haushaltsarbeiten möglichst gerecht auf beide zu verteilen,-
- mein Interesse, die Einkäufe (sofern von mir zu besorgen) so rechtzeitig zu machen, dass die ihre Einkaufswägelchen zentnerschwer füllenden Hausfrauen die Kassen noch nicht endlos blockieren,-
- die Hoffnung, dass der Postbote nicht nur Zahlungsaufforderungen einwirft, sondern auch ganz herkömmliche Briefe,- aber bitte nicht zu viele,-
- mein nicht erlahmendes Bedürfnis, mich tagsüber immer wieder zu bewegen, auch wenn meine Stadtmärsche (wenn es geht mit Umweg über Gelting) sich spielend auf morgen verschieben ließen,-
- darauf zu achten, dass ich den Donnerstag nicht auf den Mittwoch vorverlege und dann am Kiosk noch keine „Zeit“ erhalten kann,-
- die Konto-Auszüge der Bank möglichst oft zu holen, tunlichst das Geld nur über den Automaten zu besorgen, damit ich diese und möglichst alle Bankgebühren spare,-
- möglichst alle Belege für die Steuerklärung (sofort!) so geordnet abzulegen, dass ich für das Ausfüllen der Fragebögen dann nur noch einen einzigen Vormittag benötige,-
- mitzuhelfen, dass ein möglichst frühzeitiges Mittagessen zustande kommt, denn der Magen wartet schon etliche Stunden darauf, und außerdem koche ich gern,- und die dringend benötigte Mittagsruhe ist nur gesichert, wenn ich mich rechtzeitig

in mein Zimmer verziehen kann,-

- dabei ja nicht vergessen, das schrille Telefon und den plärrenden Gesprächsaufzeichner ganz abzustellen,-
- nachher möglichst eine Leckerei in der Küche auftreiben,-
- die Spritpreise an den Tankstellen immer beachten, um jedes Schnäppchen nützen zu können,-
- und möglichst in unserem Städtchen wie auch in München so zu parken, dass keine Gebühr (oder Strafzettel!) anfällt,-
- möglichst alles, was zu „erledigen“ ist, so rechtzeitig zu beenden, dass wir nachmittags an die frische Luft können (Münsing, Ambach, Pupplinger Au, Peretshofener Höh) und noch genügend Zeit für ein (bis drei) Lesestündchen übrig bleibt,-
- großer Genuss beim Schneeschaukeln oder sommers beim Ausschöpfen des Wassers aus den beiden Regentonnen und Begießen unserer Blumenbeete, vorrangig die der geliebten Rosen,-
- rechtzeitig die Fernsehprogramme genau durchschauen, damit wir abends nicht in die unmöglichsten Zufälle hineintappen oder das Videogerät nicht mehr fachgerecht(!) bedienen können,-
- abends nicht zu viel zu essen oder zu trinken (natürlich nur wasserverdünnten Wein! Bier ist seit Jahren nicht mehr im Hause) und nicht zu spät ins Bett zu gehen, da mir sonst die Augen bei der noch dringend erwünschten Lektüre zu früh zufallen,-
- vorher das geradezu genussreiche Abschließen des Hauses und der Kellertüren, das Überprüfen, ob all die elektrischen Geräte, die heutzutage in einem modernen Haushalt als unentbehrlich angesehen werden (aber eine Spülmaschine haben wir nicht und hatten auch nie eine!), ausgeschaltet sind.-
- das Hinaufschauen zum Himmel und die Identifizierung der sich im Jahreskreis ablösenden Sternbilder und natürlich auch das Erspähen gewisser Lieblinge, zu denen die gerade sichtbaren Planeten gehören,-
- die Bettwärme genießend, wenn nachts der Sturm unser Haus umbraust oder das anhaltende Wassergurgeln aus den Dachrinnen durch das geöffnete Fenster zu hören.

Banaler Alltag (den ich liebe), der mich mit meinen Gewohnheiten trägt und doch immer voller Überraschungen sein kann,- ein Rhythmus, der das notwendig Ablau- fende sehr persönlich regelt,- und übrigens nicht zu viele, aber ausgewählte Besuche von Konzerten oder Theatern in München oder in unserer Provinz,- und schließlich die spürbare Nähe meiner Frau,-

was wollte ich mehr,- es könnte ruhig noch etliche Zeit so weitergehen.

Anhang 1

Kurzgefasste Geschichte der Schiel'schen Papierfabrik Busteni

(Nachdruck zweier Zeitungsartikel, die ich für die „Neue Kronstädter Zeitung“ vor einigen Jahren (1995) verfasste, angeregt von Schriftleiter Hermann Schlandt und durch meine Cousine Annemarie Schiel mit Material unterstützt.)

„Ein tüchtiger, unternehmungslustiger Gewerbestand thut uns not und kann uns allein vor dem Untergang retten“, sagte Friedrich Schiel, Pfarrer in Wolkendorf und Rosenau, zu seinen beiden Söhnen Carl und Samuel Schiel, den späteren Begründern der Papierfabrik Busteni (gesprochen Buschtèn), des schließlich größten Unternehmens dieser Art in Südosteuropa. War das nur geäußerte Sorge allgemeiner Art oder eine Aufforderung?

Während in der Familie des Kronstädter Stadtpfarrers Samuel Traugott Schiel, eines Bruder Friedrichs, sich der Pfarrberuf in den beiden Söhnen Gustav (Gemeinde Martinsberg) und Friedrich Schiel (Gemeinde Blumenau) fortsetzte, wandten sich die Rosenauer Vettern Carl und Samuel praktisch-technischen Tätigkeiten zu.

Carl begann zwar, - bereits mit zwölf Jahren! -, eine kaufmännische Lehre, nach deren Abschluss er noch den Buchhandel erlernte, wurde dann aber zufällig (anlässlich einer Heilkur) mit dem Ehepaar Copony bekannt und übernahm bald darauf die Leitung von deren bescheidener Papierfabrik in Tartlau („Koeniges und Copony“), in der täglich 400 Kilogramm Strohpapier erzeugt wurden. Die damaligen Maschinen hatten noch Holzgestelle, die Walzen liefen in Holzlagern; ständige Reparaturen hemmten die Produktion. Als eines Nachts eine Walze explodierte, blieb Carl nur deshalb unverletzt, weil er eben heimgegangen war, also nicht, wie so oft, die Nacht in der Fabrik verbrachte. - Seine Kenntnisse in „Papiermacherei“ konnte er während der Sanierung der Zernester Papierfabrik, seit kurzem ebenfalls in Coponyschen Besitz, zwar ergänzen; aber er wollte wohl schon damals selbstständig werden, wozu ihm aber, diesem rastlosen und auch ohne höhere Schulbildung sehr belesenen Autodidakten, noch grundlegende technische Kenntnisse fehlten. Gemeinsam mit seinem Bruder Samuel besuchte er ein Semester lang die Fachhochschule Frankenberg in Sachsen, aber die Brüder durchschauten rasch, dass man hier auch nicht mehr wusste als in der Praxis draußen. Und wie es in einer modernen Papierfabrik zuging, erfuhr Carl erst anschließend in St. Wolfgang in Österreich, wo er, da keine Praktikantenstelle frei war, allerdings nur den Posten eines Nachtpförtners bekleiden

konnte, aber er schaute sich trotzdem gründlich um.

Samuel, der sechs Jahre jüngere, hatte das Schlosserhandwerk erlernt (vorher auch ein wenig den Buchhandel), und auch ihn drängte es in die Selbstständigkeit. Er gründete in Kronstadt die bald florierende „Maschinenschlosserei Samuel Schiel“, aus der - über einige Zwischenstufen - die „Maschinenfabrik Brüder Schiel“ hervorging.

Eine neue Zeit brach an. Das Zunftwesen, dem eine durch lange Traditionen geprägte Stadt, wie das in Kronstadt der Fall war, Ordnung, Wohlstand und Sicherheit verdankte, hatte seine Möglichkeiten ausgeschöpft und stieß neuerdings an offenbar unüberwindliche Grenzen. Maschinell hergestellte Massenwaren begannen die Preise zu diktieren, eroberten die Märkte. Der für die Stadtbürger so wichtige Export über den Karpaten-Kamm hinweg in die Walachei und den weiterreichenden Südosten kam zusätzlich ins Stocken, als König Karl I. aus dem Hause Hohenzollern - (1866 zum Fürsten Rumäniens berufen, seit 1881 erstes gekröntes Oberhaupt dieser jungen Monarchie) - die wirtschaftliche Entwicklung seines Landes durch Schutzzölle zu fördern versuchte (daraus ging dann ab 1886 der sogenannte „Zollkrieg“ zwischen Rumänien und der K.u.k.-Monarchie hervor). Es war naheliegend, neue Produktionsstätten im rumänischen Altreich zu errichten, aber durch wen und wie? Eine Sternstunde für risikobereite Pioniere brach an, und warum sollten es nicht wissende und zielstrebige Deutsche von jenseits der Grenze sein?

Dies war die Geburtsstunde der industriellen Entwicklung im oberen Prahóvatal, entlang der Lebensader Eisenbahn und der ebenso wichtigen Straßenverbindung von Kronstadt nach Bukarest.

Carl und Samuel setzten darauf, dass dieser emporstrebende Staat eben auch Papier benötigen würde (was aber erst allmählich eintrat!).

Auch trauten sie es sich zu, eine Fabriksgründung auch ohne viel eigenes Kapital hinzukriegen. Carl hatte zwar ein wenig Geld, vor allem aber die zündenden, ja mitreißenden Ideen und die kaufmännische Erfahrung, Samuel den Blick für das technisch Machbare, Funktionierende, sich solide und organisch Entwickelnde, den Sinn fürs Wesentliche und Dauerhafte.

Am 20. Januar 1881 standen sie am Jepibach (gespr. Dscheppibach), der vom steil aufragenden Felsengebirge des Bucegi (gespr. Butschetsch) heruntertoste, im nachmaligen Ort Busteni (was angeblich bedeutet: bei den Baumstämmen). Hier tränkte der Fiaker Binder, mit dem sie von Kronstadt aus herangerollt waren, stets seine

Pferde, denn dies sei das beste Wasser der Gegend,- eisfrei selbst im strengen Winter, wie die Brüder bemerkten. Wasser, die wichtigste Voraussetzung für jede Papierproduktion, war also hinreichend vorhanden, eine Bahnstation nur etwa einen Kilometer weit entfernt. Vom Waldarbeiter Wlad, mit dem sie ins Gespräch gekommen waren, erfuhren sie, dass der Boden rechts des Baches dem König gehörte. Binnen zweier Stunden war der Entschluss gefasst: Hier, genau an dieser Stelle, bauen wir unsere Pappen-Papierfabrik!

Man fuhr gleich weiter in die Hofkanzlei der benachbarten sommerlichen Königsresidenz in Sinaia zu Administrator Schmid, der den König informierte. Karl war vom Vorhaben der Schielbrüder begeistert (ein klein wenig wohl auch wegen der Aussicht auf diese unverhoffte deutsche Nachbarschaft, aus der dann eine Kartenrunde hervorging), sicherte eine geringe Pacht für den Fabriksgrund zu (Vertrag vom 1.März 1882 in Ploesti: 250 Lei im Jahr!), war auch bereit, selbst Geld vorzustrecken (die Krone blieb bis 1948 mit dem Besitz von 25% des Stammkapitals am Unternehmen beteiligt). In ähnlicher Weise entstanden binnen zweier Jahrzehnte die ebenfalls aus deutscher Initiative hervorgegangenen Fabriken im Nachbarort Azuga, in denen Stoffe, Zement, Glas, Möbel und Bier hergestellt wurden, nicht zu vergessen die nachmalig berühmte Rheinische Wein- und Sektkellerei.

In geradezu unvorstellbar einfachen Verhältnissen wohnten der 30-jährige Carl und der 24-jährige Samuel vorerst in einer primitiven Schwartenbaracke. Im Herbst 1882 übersiedelte Carls Familie ebenfalls in diese Behausung. Seine Frau Rosa verschmierte im Winter die Wandritzen, um den kalten Nordwind abzuhalten, begrüßte es, wie sie in ihren Aufzeichnungen festhält, dass vor Winterbeginn wenigstens ein Kamin für den Rauchabzug gemauert wurde, und dass Samuel mitsamt seinem über alles geliebten lederbezogenen Sofa aus dem Gemeinschaftsraum hinüber in die erste Fabrikhalle zog.

Außerdem hatte Rosa die ganze Mannschaft zu verköstigen, mitunter bis zu 100 Personen gleichzeitig, was in der Halbwildnis ohne geregelte Lebensmittelversorgung ständig Probleme bereitete.

Die ersten Aufbauarbeiten galten der Energieversorgung. Der Jepibach wurde einen Kilometer oberhalb in einem Kanal am Hang entlang bis an die Bergnase über der Fabrik geleitet, von wo das Wasser in Röhren auf die Turbinenschaufeln herabschoss. Man kam mit dieser Arbeit kaum voran, da der Kanal im schieferigen Boden immer wieder leckte. Dem folgten die Aufstellung der ersten Maschinen - die Produktion konnte beginnen. Die fertigen Pappen trocknete man vorerst im Freien. Am Weihnachtstag 1882 wurde der erste Kunde freudig begrüßt.

Ganz allmählich ging es aufwärts, aber es war für alle harte Knochenarbeit. Die Arbeitstage waren zu kurz, um so kürzer auch die Nächte; eiserne Gesundheit war vonnöten.

Der König nahm regen Anteil, kam oft aus seinem Schloss Pelesch, der stilechten Kopie des Hohenzollernschlosses in Sigmaringen, zu den Schiels in seiner Staatskalesche herüber. Als er einmal, sich in der Fabrikshalle umschauend, fragte, wo denn das Büro sei, bekam er zur Antwort: "Hier ist alles, Majestät."

Auch Königin Carmen Sylva, die rumänische „Märchenkönigin“, zeigte Interesse, wenn auch auf ihre Art: Das Baumhäuschen der Schielbuben, oberhalb der Fabrik am Waldrand zurechtgezimmert und von der Landstraße aus gut einzusehen, regte sie an, sich selbst ein Baumhaus neben dem Schloss bauen zu lassen, natürlich ein viel vornehmeres.

Auch hatte sie nichts dagegen, dass unterhalb des von ihr geliebten Wasserfalls Ur-lätoare, zu dem diese Romantikerin gerne spazierte, die Schiels den Bach in einem weiteren Kanal, neben dem ein herrlicher Promenadenweg durch den Hochwald angelegt wurde, ebenfalls der Fabrik zuleiteten

1883 erstellten 36 Arbeiter 185.809 Kilogramm Braunpackpapier, was den Erlös von 48.047 Lei ergab, von dem allerdings noch die Löhne in Höhe von 20.215 Lei abzuzweigen waren. Zehn Jahre später produzierten 222 Arbeiter 1,42 Millionen Kilogramm Papier, die für 626.000 Lei abgesetzt werden konnten.

Mittlerweile waren die Waldungen (nur der Baumbestand) östlich Azugas und Pre-deals dem Prinzen Manuch Bey aus Bessarabien abgekauft worden; die Hofverwaltung (die sog. Domäne), die dieses Areal alsbald erwarb, gestattete die „Exploitation“, bestand allerdings darauf, dass in diesen noch nie von Menschenhand angestasteten Urwäldern nur Bäume von mehr als 20 cm Dicke geschlagen werden durften; aber wiederholter Wind- und Schneebruch erzwangen eine Revision: künftig war Kahlschlag erlaubt, die sofortige Wiederaufforstung allerdings verpflichtend. Deshalb kaufte man Fichtensamen in Innsbruck, ging dann aber doch zur Pflanzkultur über, legte also große Pflanzgärten (sog. Baumschulen) an, von wo die Pflanznerinnen mit ihren Hacken und Setzlingskörben in die Schläge hinaufstiegen und den Nachwuchs der Erde anvertrauten.

Carl hatte, um die Versorgung mit dem wichtigen Rohstoff Holz zu sichern (inzwischen war ja der Holzschliff erfunden: die Verwertung von Stroh und Hadern ging zurück), aber auch um seinen siebenbürgischen Landsleuten neue Wirtschaftsquellen zu erschließen, die Absicht, die „Siebenrichter-Waldungen“ bei Hermannstadt (damals im Besitz der Siebenbürgischen Landeskirche) in seine moderne Waldbewirtschaftung einzubeziehen, aber dazu kam es nicht mehr.

Denn die Familie und das Unternehmen traf ein schwerer Schlag aus heiterem Himmel: Carl, an Influenza erkrankt, aber sicher auch durch die übermenschlichen Anstrengungen des letzten Jahrzehnts geschwächt, starb am 20. Januar 1894, auf den Tag dreizehn Jahre nach dem Entschluss am Jepibach, erst 43-jährig. Dem Sarg folgten Tausende aus Busteni und Azuga bis zum Grenzzort Predeal, wo die Mönche des Klosters den Sarg feierlich einholten und die angetretene Kompanie der Grenzsoldaten das Gewehr präsentierte; man schaute vom Grenzstein aus, der auf dem Scheitelpunkt des Passes stand, dem allmählich im tiefen Tömöschthal entschwindenden Trauerzug noch lange schweigend nach. Auch heute noch anrührende Reden, die im Wortlaut erhalten geblieben sind, wurden in Busteni, Azuga und Predeal und auf dem Martinsberg in Kronstadt gehalten, wo Carl seine letzte Ruhestätte fand. Man pries ihn als außergewöhnlich schöpferische Persönlichkeit, die in so kurzer Zeit Tausenden Beruf und Brot (sog. „ehrliche Arbeit“, wie man im damaligen Rumänien sagte) beschafft hatte, desgleichen seine Assoziationsfähigkeit und Entschlussfreude; er habe jeden geduldig angehört und sehr vielen in ihren ganz persönlichen Nöten geholfen. Nun lag die ganze Verantwortung auf Samuels Schultern, dem jüngeren Bruder, der bis dahin im Schatten Carls gestanden hatte. Doch auch bei ihm begannen die Strapazen ihre Spuren zu hinterlassen; seine angeschlagene Gesundheit zwang ihn in späteren (wohlhabenderen) Jahren zu längeren Winteraufenthalten an der Riviera. Neben seinen eigenen fünf Kindern waren ihm nun auch noch die zehn Kinder des verstorbenen Bruders anvertraut, für die er fortan stets wie für seine eigenen sorgte.

Im Jahr darauf brannte das von Samuels Schwager Carl Ganzert erbaute Sägewerk in Ritivoiu oberhalb Azugas ab; man verlegte den Standort kurzentschlossen nach Azuga (die Arbeiten begannen bereits zwei Tage nach dem Brand!), von wo aus die Holzausbeutung noch effizienter weiterbetrieben werden konnte. Für den Abtransport legte man Schmalspurgleise in die weit verzweigten Täler hinein. Für Schnittholz zahlten die neuentstandenen Erdölfirmen Cămpinas gute Preise, die damaligen Bohrtürme bestanden noch aus Holz. Auch eine Zündholz- und Fassdaubenproduktion wurde angeschlossen. Über ein sogenanntes „Garagengleis“ hatten die Firmen Azugas inzwischen Verbindung zur Staatsbahn hergestellt.

In den beiden Jahrzehnten vor dem 1. Weltkrieg ging es wie selbstverständlich aufwärts. Die Inhaber verdienten gut, konnten die erwirtschafteten Gewinne reinvestieren und moderne Produktionsverfahren einrichten,- das Privatleben und der persönliche Unterhalt hatten demgegenüber zurückzustehen, man hatte vorerst einfacher zu leben, als man aus Elternhaus und Stadt gewöhnt war,- obwohl es im elterlichen Pfarrhaus der Schiels ohnehin bescheiden zugegangen war. Immerhin zog die

Familie aus der Schwartenbaracke in ein ehemaliges Mühlenhaus, das man an anderer Stelle abgetragen und hier wieder aufgestellt hatte,- etliche Jahre danach wurde ein solides Wohnhaus im weitläufigen Fabrikshof erstellt.

1904 erfolgte die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft. Der Betrieb hieß fortan „Papierfabrik C.u.S. Schiel Nachfolger AG Busteni“. Es gab Inhaberaktien, die ohne Genehmigung des Aufsichtsrats nicht veräußert werden durften,- was nachgerade garantierte, dass sich die Besitzverhältnisse nicht wesentlich verschieben konnten, die Mehrheit des Stammkapitals also in der Familie blieb.

Vier Jahre später begann der Bau der Seilbahn auf den Bucegi,- gemessen an den damaligen Möglichkeiten geradezu ein technisches Wunderwerk, ein übrigens viel bestauntes.

Vorausgegangen war der Erwerb riesiger Waldbestände in den Tälern der oberen Ialomitza; in späteren Zeiten kaufte die Fabrik im Bräteital dann nicht nur den Waldbestand, sondern eigenen Waldgrund in der Größe von 1200 Hektar.

Die Seilbahn hatte eine Länge von 15 Kilometern. Vom Ausgangspunkt Busteni (die Station lag in der Nähe der Zellulosefabrik, neben der nun noch ein weiteres Sägewerk errichtet wurde) waren zunächst 1200 Höhenmeter schwer zugänglicher Gebirgsabstürze zu überwinden, ehe die Trasse ab dem Japi-Plateau weite, typisch karpatenhafte Grashochflächen überquerte, bevor sie dann jäh ins Ialomitzatal zur Mittelstation Bolboci (gespr. Bolbótsch), 1300 Meter hoch gelegen, hinabführte, von wo sie, in einem stumpfen Rechtswinkel, einen weiteren Höhenrücken von zusätzlichen 400 Höhenmetern zu überqueren hatte bis zur Endstation Brätei. Erbaut wurde diese „Schwebebahn“ von der Firma Pohlig in Köln. Auf dem eigens dafür in den Fels geschlagenen sog. „Testamentsweg“ transportierten 70 Maulesel Eisenstangen, Laufräder, Zement und Sand in luftige Höhe, mehrere Tiere stürzten dabei ab. Tiefe Schluchten mit Spannweiten bis zu 800 Metern mussten überwunden werden. Von Bolboci aus, wo rasch eine kleine Siedlung aus Arbeiterhäusern, Kantinen, einer Försterei und natürlich der Station entstand - nach dem 2. Weltkrieg wurde das alles eingeebnet, einzig und allein ein kleines Privathaus, das sich zwei Schieldirektoren dort für ihre Sommer- und Winteraufenthalte gebaut hatten, blieb auf weiter Flur bestehen - (Nachtrag 2004: Inzwischen bedeckt ein großer Stausee (Damm vor der sogenannten Kleinen Klamm) das ganze Talbecken,- also ist auch die letzte Schielische Spur getilgt) - von Bolboci aus setzte ein Lokomobil, dessen Heizkessel unter unsäglichen Mühen in diese weglose Welt gebracht worden war, die Zugseile in beide Richtungen (also sowohl nach Busteni als auch nach Brätei) in Bewegung; auch eine Wasserturbine stand dafür zur Verfügung. (C. Ganzert beschreibt, wie besagter Kessel im Herbst nur bis zu einer Passhöhe hinaufgerollt werden konnte; noch im Mai des darauffolgenden Jahres lag hier so viel Schnee, dass die

Transportarbeiter zunächst große Mühe hatten, ihn unter den Schneemassen zu finden.) - Auf 400 „Hängern“ schwebten täglich 300 bis 400 Ster Holz zur Bustener Fabrik,- gefällt, zugeschnitten und auf kilometerlangen Schmalspurgleisen von Hunderten von Waldarbeitern bearbeitet und zu den Verladestationen gebracht. - Nur neun Monate im Jahr konnte dieser Betrieb laufen; im Winter bedeckte meterhoher Schnee Höhen und Täler dieser Karpateneinsamkeit. Das Personal, Waldarbeiter und Pflanznerinnen, verbrachten ihn bei ihren Familien in den Dörfern des südlichen Hügellands,- auch hier „ehrliche Arbeit“ für viele!

Technische Neuheiten auszukundschaften und einzusetzen reizte Samuel Schiel offenbar ganz besonders: Etwa auch die Anlagen am sogenannten „Bremsberg“ in Rîtoiu, ebenfalls viel bestaunt,- wo die Schmalspur-Waggonette von einem Tal ins benachbarte über einen Berg mittels eines Schrägaufzugs hinüber gehievt wurden. Eine auf dem Bergsattel ratternde Dampfmaschine (natürlich holzbeheizt) bewegte die Zugseile. - Oder das etwa ab 1907 von Samuel Schiel benutzte Elektroauto, Reichweite 8 Kilometer, mit Aufladegeräten sowohl in Busteni als auch Azuga, das ihm für die beinahe täglichen Fahrten zwischen diesen Hauptwirkungsstätten diente. Man saß in der „Kutsche“ auf dem bequemen Rücksitz, unter dem die schweren Akkumulatoren lagerten: - in den Orten wurde auf den Gehsteigen gefahren, weil die Straßen voller Schlaglöcher waren, die Fußgänger mussten eben ausweichen. - Auch Samuels privater Personenlift in Kronstadt war so ein technisches Kuriosum, der erste Lift weit und breit; und da elektrischer Strom noch nicht zur Verfügung stand, betrieb man ihn mit hydraulischem Druck aus der Wasserleitung. - Fantasie und Innovationskraft! Die technischen Möglichkeiten nicht nur mit offenem Mund bestaunen, sondern ihnen mit Optimismus und starker Hand zum Durchbruch zu verhelfen, das war der neue schöpferische Geist der Gegenwart für eine besser Zukunft,- eben auch eine wirtschaftliche Schubkraft, die das Völkchen der Siebenbürger Sachsen dringend benötigte und die seinen Wohlstand mehrte.

Der „Alte Herr“, bereits vor einigen Jahren „Ritter des Ordens der rumänischen Krone“, erhielt 1907 vom König den Titel „Kommerzienrat“. Er hatte längst begonnen, sich an etlichen Fabriken der engeren und weiteren Umgebung zu beteiligen, die sich in diesen dynamischen Vorweltkriegsjahren günstig entwickelten,- ebenfalls Grundsteine seines späteren geradezu sagenhaften Reichtums (einer seiner Söhne schrieb einmal, Vater sei schließlich der reichste Siebenbürger Sachse gewesen). Fast immer waren die anderen Unternehmer mit der Familie Schiel irgendwie verwandt,- wie ja überhaupt in diesen Gründerjahren die Geschichte einer Fabrik aufs engste mit der Familiengeschichte verknüpft blieb.

7000 Tonnen Papier wurden 1915 hergestellt, und allein in Busteni gehörten der Fabrik 515 Arbeiter und Angestellte an.

Wie in einem wirtschaftlich unterentwickelten Land gar nicht anders möglich, musste man in dieser städtefernen Gebirgslandschaft möglichst autark sein,- nicht nur in der Rohstoffversorgung, sondern auch in allen übrigen Bereichen des weiteren Ausbaus und laufenden Unterhalts. Es entstanden fabrikseigene Werkstätten, in denen viele Schlosser, Schreiner, Schmiede, Gießer, Klempner, Elektriker, Sattler und Anstreicher, auch Maurer, Fuhrwerker und sogar Müller ihr Brot verdienten; der Fuhrpark erweiterte sich auf acht bis zehn Zugpferde, sechzehn Ochsen, ab den zwanziger Jahren um etliche Last- und Personenautos. Auch das Bustener Werk bekam seine „Garangleise“ und einige Rangierlokomotiven.

Zumeist waren die Handwerks- und Maschinenmeister siebenbürgisch-sächsischer Herkunft, wie auch die sog. „Beamten“ (das Personal der Verwaltung und des technischen Managements) fast ausschließlich Deutsche waren und es bis 1944 blieben.

Geradezu unglaublich muten die sozialen Einrichtungen an, die Samuel Schiel, wohl auch den Bismarckschen Sozialreformen nacheifernd, in Busteni einführte, womit er auch Pilotprojekte für die spätere staatliche Gesetzgebung Rumäniens schuf.

So entstand bereits 1900 die Fabrikskrankenkasse mit kostenloser Arztbehandlung der Betriebsangehörigen (samt deren Familien) und unentgeltliche Medikamentenabgabe,- wofür 2% des Lohnes einbehalten wurden. Im Krankheitsfall zahlte der Betrieb 50% des Lohnes weiter aus; bei erlittener Invalidität wurden, je nach Behinderungsgrad, bis zu 300 Wochenlöhne ausbezahlt. Im Todesfall übernahm die Fabrik die Beerdigungskosten und entrichtete den 50-fachen Tageslohn.

Im 1912 errichteten Spital (eine Gemeinschaftseinrichtung der Papierfabrik und einiger Betriebe aus Azuga) gab es eine Unfallambulanz; man war dort auch gegen die immer noch möglichen Epidemien eingerichtet.

Alle Arbeiter und Angestellten kamen (unabhängig von einer später eingeführten staatlichen Rente) ab dem 60.Lebensjahr in den Genuss einer Altersrente, sofern sie mindestens 10 Jahre ununterbrochen dem Betrieb angehört hatten: Nach 10 Jahren Betriebszugehörigkeit hatte man den Grundanspruch auf 30% des Lohnes, und jedes weitere Arbeitsjahr erhöhte sich die Rente um weitere 2% bis zur Höchstgrenze von 75% des letzten ausgezahlten Lohnes (- der Leser möge bitte nicht argwöhnen, dass diese Angaben aus dem deutschen Beamtenrecht abgeschrieben seien! -). Witwen erhielten die Hälfte der Rente. - Die Rentenhöhe setzte jeweils ein Ausschuss fest, dem außer den Direktoren, Oberbuchhaltern und Abteilungsleitern auch die Meister angehörten.

Über eine eigene Arbeitersparkasse, die 10 bis 12% Zinsen zahlte, wurde der in diesen Regionen noch weitgehend unbekannte Sparwille angeregt.

65% der Arbeiter bewohnten Eigenheime, für deren Erstellung zinslose Kredite beim Betrieb aufgenommen werden konnten. Daneben existierten 111 fabrikseigene Wohnhäuser im Ort, für die eine nur geringe Miete zu entrichten war. Wer sein eigenes Haus bewohnte, hatte Anspruch auf Wohngeld und ein jährliches „Brennholzgeld“.

In der „Kolonie“ gab es 123 Einzelzimmer- und 585 Mehrzimmerwohnungen, in denen 1663 Betriebsangehörige billig wohnen konnten (Zahlen von 1932). - Ein Fabriksbad (Wannen und Duschen) konnte jedermann für geringes Eintrittsgeld benutzen.

Da die Lebensmittelversorgung in dieser gebirgigen Gegend nicht immer reibungslos funktionierte, konnte jeder Arbeiter in der fabrikseigenen Mühle täglich 1 Kilogramm Maismehl (wahlweise auch Weizenmehl,- aber Mais war die landesübliche Grundnahrung) zum Selbstkostenpreis einkaufen, jedes weitere Familienmitglied hatte Anspruch auf ein halbes Kilogramm; täglich wurden 5000 bis 8000 Kilogramm abgegeben.

Ein „Konsumverein“, dem jeder beitreten konnte, verkaufte Lebensnotwendiges ebenfalls zum Selbstkostenpreis, desgleichen die angeschlossene Fleischhauerei,- wodurch der sich trotzdem gut entwickelnde örtliche Handel gezwungen wurde, mit seinen Preisen Maß zu halten.

Aus dem Reingewinn der Fabrik flossen jedem Fabriksangehörigen jährliche Tantiemen zu (1940 durchschnittlich (umgerechnet) 1000 Mark, also etwa ein dreizehntes Monatsgehalt).

Die „Beamten“ bewohnten größtenteils fabrikseigene Wohnungen gehobenen Zuschnitts,- Heizung, Strom und Wasser waren frei.

In einer privaten, schulrechtlich zunächst von der Evangelischen Kirche beaufsichtigten und ausschließlich von der Fabrik finanzierten Volksschule wurden die Kinder der Schielfamilien und aller übriger deutscher Mitbürger in ihrer Muttersprache unterrichtet.

Samuel Schiel stiftete auch den Ursul-Saal (=Bären-Saal; der Bär als Familienwappen) für gern und oft gefeierte Feste und Aufführungen aller Art (später auch Kino), ebenso das benachbarte Kasino mit Gaststätte und Lesesaal, den der deutsche „Leseverein“ betrieb,- Stätten vielfältiger Geselligkeit und munteren Vereinslebens.

„Leben und leben lassen“ war des Betriebspatriarchen Devise,- (und nicht etwa „Absahnen um jeden Preis“, eine Einstellung, die jemand, der noch überzeugt war, dass Eigentum verpflichtet, nicht gutheißen konnte. Und wer heute meint, alle diese sozialen Einrichtungen hätten ja nur dem weiteren Gewinnstreben zu dienen gehabt, verkennt das damals vorhandene Verantwortungsbewusstsein im Sinne einer Sorgspflicht für die sozial Schwachen).

Die Arbeiter, wohl wissend, dass hier die besten Löhne weit und breit gezahlt wurden und sie als Menschen ernst genommen wurden, dankten es, etwa 1904 und 1907, als Unruhen im Altreich sich bis ins Prahóvatal ausbreiteten (es ging gegen die Bojaren, die im Umgang mit ihren Untergebenen einen ganz anderen Stil pflegten,- sodann gegen die Überfremdung durch Ausländer im Erdölgebiet), indem sie sich bereit erklärten, Fabrik und Ortschaft mit Waffen zu verteidigen. (Oder viel später, nämlich 1944: Eine Arbeiterdelegation eilte den soeben nach Kronstadt geflohenen Schiels nach, um ihnen, den allerdings bereits Weitergereisten, zu versichern, man werde sie nach der Besetzung durch die Rote Armee schützen.)

Vorerst stand noch ein furchtbarer Rückschlag bevor, der die ganzen bisherigen Bemühungen und Erfolge zunichte zu machen drohte: der 1. Weltkrieg. - Busteni war wochenlang unmittelbares Kampfgebiet zwischen der von Siebenbürgen aus eindringenden Armee Falkenhayn und den sich verteidigenden Rumänen. Auf dem Hallendach der Maschine V waren Geschütze und Maschinengewehre postiert; allein an diesem Gebäude zählte man später an die hundert Einschläge. Der Ort wurde weitgehend durch Granaten zerstört, natürlich auch die Fabrik und die dazugehörenden Wohnhäuser; vieles ging in Flammen auf; Plünderungen vervollständigten die Misere.

Samuel Schiel, mittlerweile rumänischer Staatsbürger, war mit seiner Familie nach Ploesti evakuiert worden (eine Art Privat-Internierung, immerhin war er ja Siebenbürger Sachse). Zwei seiner Söhne dienten in der rumänischen Armee, ein Sohn in Wien war als feindlicher Ausländer interniert, die Schiel-Vettern und viele Freunde kämpften auf der k.u.k.-Gegenseite,- eine typische Konstellation bei grenzüberschreitenden Minderheiten. Die siegreiche deutsche Armee beanspruchte Papier und bot Hilfe,- für Samuel eine Chance zum Wiederaufbau, die er furchtlos ergriff (mit nachträglichen Repressalien der letztlich doch siegreichen Rumänen scheint er nicht gerechnet zu haben, und sie unterblieben dann auch), man konnte bald wieder produzieren und erreichte bereits 1922 das Vorkriegsniveau.

Aber der weitere Ausbau musste fortan von der zweiten Generation gemeistert wer-

den: Samuel, obwohl erst 62-jährig, zog sich nach diesen ungeheuren Kriegs- und Wiederaufbaustrapazen aus der unmittelbaren Fabriksleitung zurück und übersiedelte mit seiner Frau Marie in das schöne Haus an der Postwiese in Kronstadt. Neffen und Söhne, zum Teil schon eingearbeitet, standen für das neue „Direktorium“ bereit, das fortan alle wichtigen Entscheidungen in kollegialem Einverständnis traf,- auch wenn vorher noch so konträr debattiert worden war. Jeder von ihnen hatte klein und bescheiden anfangen müssen, denn in den Augen Samuels, dieses zwar unglaublich großzügigen „alten Herrn“ (was viele Stipendiaten und hilfsbedürftige Verwandte, aber auch die Evangelische Kirche Kronstadts bestätigen können), zählte nur die erbrachte Leistung. Wer sich bewährte, kam weiter, auch was die Entlohnung betraf. Samuel blieb fortan Präsident des Aufsichtsrats (wie in mehreren anderen Unternehmen auch; seine Bleistiftstriche unter gewissen Textstellen der Bilanzberichte waren gefürchtet!), die Aktiengesellschaft der Bustener Fabrik blieb unverändert bestehen.

1926 beteiligte sich das Unternehmen an der Zellulose-Fabrik in Piatra-Neamtz (400 Kilometer von Busteni entfernt; das Holz wurde auf der Bistritza aus den nördlichen Karpatenwäldern herangeflößt,- für alle, die das miterlebt haben, ein großartiges Abenteuer). 1936 fusionierte dieser Zweigbetrieb vollends mit dem Hauptwerk. Vor Beginn des 2. Weltkriegs stellte Piatra-Neamtz täglich 50 Tonnen Sulfat- und 24 Tonnen Sulfit-Zellulose her;- die Bustener Zellulose-Fabrik wurde aufgelöst.

Der weitere Fortschritt des Unternehmens sei hier mit einigen (wenigen) Daten belegt:

Die Papierproduktion betrug

1925 10,5 Millionen Kilogramm

1930 15,5 Millionen Kilogramm

1938 23,0 Millionen Kilogramm.

(Das sind etwa 100 Tonnen täglich, also 10 Eisenbahnwaggons voll.)

Durch die riesige Maschine VII (Papierbreite 360 cm, Laufzeit 400 Meter in der Minute) verdoppelte sich die Produktion an Zeitungspapier, Bustenis Hauptprodukt,- nunmehr auf 137 Tonnen täglich insgesamt.

Gleichzeitig wurden Wellpappe, Kartone, Papierwatte, Klosettpapier, Servietten und mehrere Sorten Schreibpapier hergestellt, wozu, neben den eigentlichen Papiermaschinen, ein ganzes Arsenal zusätzlicher Maschinen (etwa auch Linier- und Schneidemaschinen) vonnöten war,- die Maschinen lieferten hauptsächlich die Firmen Voith/Heidenheim, Babcock/Oberhausen, Borsig/Berlin und Siemens-Schuckert, ebenfalls Berlin.- In den Verpackungsabteilungen und in den Magazinen war vor allem weibliches Personal in großer Zahl beschäftigt.

In der angeschlossenen Sackfabrik wurden bis zu 13 Millionen Papiersäcke aus Natronpapier jährlich hergestellt, die an die Zementindustrie und den Weizenhandel verkauft wurden.

Der Holzbedarf belief sich auf 40.000 Festmeter im Jahr, das sind 80 bis 100 Tonnen pro Tag, die auf dem riesigen Holzplatz lagerten, von wo sie der Entrindungsmaschine und den Holzschleifern zugeleitet wurden.

Standen der Bustener Fabrik 1926 annähernd 7.000PS zur Verfügung, erhöhte sich die Antriebsenergie mit dem Bau von drei weiteren Turbinen bis 1944 aufs Vierfache,- allein der Borsigkessel von 1938 lieferte stündlich 32 Tonnen Dampf (120 AtÜ, 600 qm Heizfläche; beheizt mit schwerem Erdöl, der rumänischen Păcura), und die 1944 noch nicht abgeschlossene Montage der neuen Siemens-Schuckert-Dampfturbine versprach weitere 13.500PS. (Das Nachkriegsregime Rumäniens feierte die Inbetriebnahme dieser hochmodernen Anlage und einer weiteren Holzschleiferei der Fa. Voith, die ebenfalls vor Kriegsende noch nicht in Betrieb gestellt werden konnte, als einen Sieg der neuen Gesellschaftsordnung.)

Gegen Ende der Schielischen Ära in Busteni waren bereits sechs weitere Familienmitglieder der dritten Generation ins Werk eingetreten. - Die Gesamtbelegschaft überschritt auf diesem Kulminationspunkt die Zahl 1.600.

Auch der Rückschlag von 1935, als König Karl II. plötzlich ultimativ darauf bestand, dass die Fabrik, deren Miteigentümer er doch selber war, den bislang von der Krone gepachteten Grund käuflich erwerben müsse, was immerhin die damals fantastische Summe von 36 Millionen bar gezahlter Lei verschlang, konnte in einigen Jahren überwunden werden.

Die Bilanzsumme von 1941 belief sich (laut „Compaß-Verlag“, Wien) auf 1.142 Millionen Lei, davon etwa 31 Millionen Lei Reingewinn. Der Immobilien- und Maschinenwert wurde 1942 auf 824 Millionen Lei festgesetzt.

55% des Stammkapitals (1932 insgesamt 300 Millionen Lei; durch Ausgabe von Gratisaktien 1943 auf 600 Millionen Lei aufgestockt) befanden sich in den Händen der Familie Schiel, 20% im Besitz anderer Verwandter; die Krone blieb bei ihren 25%).- Die jährliche Dividende bewegte sich jeweils um 10%.

Über das Verkaufsbüro in Bukarest (ein inländisches Kartell-Verkaufsbüro aller Papierfabriken Rumäniens) wurde 1938 Papier im Wert von 1,1 Milliarden abgesetzt, davon entfielen allein auf Busteni 375 Millionen.

Im 2.Weltkrieg übernahm ein General als staatlicher „Papierkommissar“ die Papier-

verteilung; ihm und einem treuen und kompetenten Prokuristen übergaben die Schiels am 25. August 1944, am Tage ihrer (unvorbereiteten) Flucht die kommissarische Fabriksleitung.

Laut „Compaß“ (1943) betrug das Rohvermögen 1.121 Millionen Lei, das Reinvermögen 841 Millionen,- was übrigens im deutschen Nachkriegslastenausgleich zu einer Vermögenssumme von 40 Millionen Reichs(!)mark umgerechnet wurde. (Wie wenig der Lastenausgleich insgesamt die erlittenen Vermögensverluste ersetzte, möge das Beispiel eines Teilhabers zeigen, dem 7,07% des Stammkapitals eigneten und dem dafür ein Besitzanteil von 1,2 Millionen anerkannt wurde, von denen allerdings nur 10% zur Auszahlung gelangten. Von einer wirklichen Entschädigung für diese Sachwert-Verluste, die wie die 10 : 1 abgewerteten Sparkonten bei der Währungsreform (1948) behandelt wurden, kann demnach keine Rede sein).

Am 13. August 1944, 10 Tage vor der Kapitulation Rumäniens und der anschließenden Flucht der Schiels aus Busteni, starb Samuel Schiel im 87. Lebensjahr in seinem Haus an der Postwiese einen sanften Tod. Der Trauerzug (das letzte große, geradezu symbolträchtige gesellschaftliche Ereignis in Kronstadt) erstreckte sich über die ganze Wegstrecke von der Schwarzen Kirche bis zum Innerstädtischen Friedhof. - Es blieb Samuel Schiel erspart, den Untergang der von ihm mitgestalteten Wirtschaftswelt im Prahóvatal durchleiden und die Zerstreuung der Familie in alle Winde miterleben zu müssen.

Altbischof Wilhelm Staedel bemerkte 1958 anlässlich eines Rückblicks:

„Hier ist offensichtlich der echte ursprüngliche Kolonistengeist, der auch ins Unge-
wisse hinein einen neuen Anfang wagt, am Werk gewesen. So gehört die Familie Schiel ohne Zweifel zu den ersten Industriepionieren Rumäniens.“

Über den gegenwärtigen (1995) Zustand der 1948 verstaatlichten Fabrik weiß hierzulande niemand genauer Bescheid, nicht einmal die ehemaligen Maschinenlieferanten. 1991 führte eine rumänische Zeitung Klage darüber, dass die Angestellten nicht ausbezahlt worden seien und dass statt der täglich benötigten 100 Tonnen Zellulose im ganzen Monat(!) Februar nur 37 Tonnen angeliefert worden seien, was Zwangsurlaub zur Folge gehabt hätte. Nicht einmal in Busteni gebe es Schreibpapier. „Bald wird niemand mehr sagen können, dass es Worte sind, die das Papier nicht duldet. Wir werden kein Papier mehr haben. Es bleiben aber die Worte.“(E.S.)

Ob sich wohl neue „Industriepioniere“ in jenem Land finden, das uns mehr und mehr entrückt? Gut wäre dies gewiss, denn dann gäbe es in jenem fernen Karpatendorf auch weiterhin (oder wieder?) „ehrliche Arbeit“.

Anhang 2

Das Gymnasium Geretsried - gestern, heute und morgen

*(Festansprache anlässlich des 25.Jubiläums des Gymnasiums Geretsried
am 31.Juli 1997)*

*Von Schulleitung und Kollegium gebeten, aus diesem Anlasse zu sprechen, willigte ich ein, sofern es mir erlaubt sei, **vor** Ministerpräsident Dr. Stoiber, der sein Kommen angesagt hatte, reden zu dürfen. Nach einigen Telefongesprächen zwischen Schulleiter und Staatskanzlei wurde mir mitgeteilt, der Ministerpräsident sei mit einer solchen Regelung einverstanden.)*

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident, meine Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler!

Es ehrt mich sehr, dass ich als Gründungsdirektor dieser Schule und auf den Tag genau sieben Jahre nach meinem Übertritt in den Ruhestand hier zu Ihnen sprechen darf. Der Festausschuss, der dies einhellig wünschte, stellte mir frei, worüber ich sprechen wolle,- und natürlich möchte ich einiges über und zu dieser Schule sagen,- gewissermaßen *in der Schule aus der Schule* plaudern.

Nicht länger aufhalten möchte ich mich bei der Frage, ob bereits 25 Jahre „jubiläumswürdig“ seien. In dieser Schule hat man ja immer schon jede Gelegenheit genutzt, etwas zu feiern,- ich denke an die ausgelassenen Faschingsbälle, bunten Sommerfeste, Sport-, Theater-, Film- und Musikfeste und die unzähligen Geburtstagsfeiern (- und natürlich auch die großartigen Darbietungen dieser Woche). Man hat hier das Lernziel „Feste gestalten“ immer „fröhlich-ernst“ genommen.

Verglichen mit 50- oder 75-jährigen Geburtstagsfeiern haben die „nur“ 25 Jahre den Vorteil, dass sich noch etliche Zeitzeugen des hiesigen Beginns und Ausbaus erinnern können, was der Legendenbildung vorbeugt. Allerdings ist man immer wieder überrascht, wie selbst Fachhistoriker die persönliche Perspektive nicht immer genügend im Griff haben. Wie sollte es dann ausgerechnet mir, dessen Herz immer noch an diesem Hause und seinen Benützern hängt, gelingen, streng objektiv - (was wäre das überhaupt?) - zu berichten?

Deshalb meine Absicht, die Vergangenheit nur knapp zu skizzieren,- das bin ich vor

allen den jüngeren Zuhörern schuldig. Mehr noch als der Blick zurück bewegt mich die Gegenwart und besorgt mich die Zukunft. Dabei wird Kritisches nicht zu unterdrücken sein, auch wenn es vielleicht nicht jeder so gerne hört. - Nun denn: Einige Überlegungen zum Thema: Das Gymnasium Geretsried,- gestern, heute und morgen.

Beginnen muss man mit dem Bürgerwunsch dieser stürmisch expandierenden Gemeinde, den Gymnasiasten den weiten täglichen Busweg nach Tölz zu ersparen. Die Stadt Geretsried, eine selten schulfreundliche Kommune unter allen ihren bisherigen Stadträten und Bürgermeistern, stellt das Grundstück zu unvorstellbar günstigen Bedingungen zur Verfügung. Der Altlandkreis Wolfratshausen beantragt beim Ministerium die Errichtung einer Realschule und eines Gymnasiums. 1970 beginnt der Realschulunterricht in Ersatzräumen. Der erste Schülerjahrgang des Gymnasiums, die sogenannten "Kellerkinder", werden in der Isardamm-Schule vom Gymnasium Icking betreut.

Im Frühjahr 1971 werde ich zum künftigen Schulleiter des im Herbst zu eröffnenden Gymnasiums ernannt, finde einen riesigen Rohbau vor, den der ausführende Architekt mir viel zu langsam voranbringt. Das Ministerium billigt mittlerweile die Anträge des Kreistags und des Stadtrats, im Schulzentrum Geretsried einen Schulversuch mit der Gesamtschule einzurichten, und zwar mit dem Modell der Kooperativen Gesamtschule, in die auch die gegenüberliegende Hauptschule an der Stifterstraße einzubeziehen sei. Was eine Kooperative Gesamtschule ist, weiß damals noch niemand so ganz genau. Nur soviel stand fest: Entgegen dem leidenschaftlichen Begehren des örtlichen „Elternkreises zur Förderung einer Gesamtschule e.V.“ wird die hiesige Gesamtschule nicht eine „integrierte“ sein (durch Verschmelzen der drei Schulen zu einer einzigen), sondern im kooperativen Modell bleiben die drei Schularten erhalten, sollen aber in Teilbereichen kooperieren. Mir hätte die Bezeichnung „Kooperative Schule“ besser gefallen als die Bezeichnung Gesamtschule, denn dann wären wir von allem Anfang an vom maßlos aufgebauchten, zum Teil geradezu komisch-orthodoxen Ideologiestreit um diese neuartige Schulform weniger betroffen gewesen.

Die Neuanmeldungen für das Gymnasium übertreffen alle Erwartungen: Wir müssen fünf Eingangsklassen bilden. Zusammen mit den Kellerkindern und zwei aus Tölz überwechselnden 7.Klassen beginnt das Gymnasium sein erstes Schuljahr mit 500 Schülerinnen und Schülern,- zusammen mit den Real- und Hauptschülern besuchen bereits ab Herbst 1971 1000 Schüler die Gesamtschule.

Im Sommer desselben Jahres formiert sich das Gymnasialkollegium. Eine Besonderheit, die hoch zu veranschlagen ist: die hier tätig werdenden Lehrkräfte konnten

sich freiwillig ans hiesige Gymnasium versetzen lassen,- eben weil hier ein Schulversuch stattfindet. Das gibt enorme Anschubkraft. Und es mangelt ja auch nicht an Aufgaben! Neue Lehrpläne und Lernmittel müssen erstellt werden. Für die Orientierungsstufe werden Fachteams gebildet, in denen Gymnasial- und Hauptschullehrer den Unterrichtsstoff vorbereiten, Leistungstests entwerfen, Korrekturen und Benotungen gemeinsam vornehmen. Es wird fieberhaft gearbeitet, ohne Rücksicht auf Arbeitszeiten, die gemeinsame Aufgabe ist groß, aber es eignet ihr auch der Zauber des Neubeginns. - Im Kollegium entsteht in diesen Versuchsjahren eine Teamfähigkeit mir bisher unbekannten Ausmaßes, die auch zu menschlicher Nähe führt. Wie soll dem Schüler Teamarbeit beigebracht werden, wenn Lehrer sie nicht selber beherrschen und stets nur als Einzelkämpfer ihre Lernprogramme durchziehen? - Die große Aufgabe - Schulversuch wie Gymnasialaufbau - weckt neue Fähigkeiten,- es stellen sich Kompetenzen ein, die in einem geschlossenen System vielleicht niemals durchgebrochen wären. Schulversuch als Innovationsschub? So gesehen, möchte man jeder Schule ihren Schulversuch wünschen!

Das gilt auch für die zweite Säule des Schulversuchs (neben der Orientierungsstufe): die Neigungskurse. Vormittags „Pflicht“, nachmittags „Kür“. Auf dem Höhepunkt des Schulversuchs besuchen bis zu 1000 Schüler der drei kooperierenden Schulen einen der 60 Nachmittagskurse,- ohne Benotung, ohne Zeugnisvermerk, freiwillig und nur nach eigener Neigung gewählt. Endlich erleben wir eine Schule, deren Tore an den Nachmittagen nicht geschlossen sind.

Bereits 1976 ist das Gymnasium überfüllt. Das Baukonzept ist auf maximal 760 Schüler angelegt,- es besuchen sie aber auf dem Höhepunkt des damaligen „Schülerbergs“ 1500. Aber eine gelungene räumliche Verteilung und organisatorische Maßnahmen verhindern den Eindruck einer Mammutschule. Die Orientierungsklassen werden in die alte Stifterschule ausgelagert, mehrere Ersatz- und Anbauten für die Kollegstufe, die 11. und 10.Klassen bewirken, dass wir Schichtunterricht vermeiden und sogar die 5-Tage-Woche nun doch einführen können.

Das Kollegium wächst mit,- von 9 Damen und Herren der 1.Stunde auf annähernd 100 Gymnasial-Lehrkräfte. Man entwickelt in ausgezeichneter Kollegialität Hilfestellungen, um die Neuzugänge menschlich anzunehmen und in die Arbeit zu integrieren. Wir freuen uns, dass die Referendare hier aufatmen und sich meistens um eine Daueranstellung an dieser Schule bemühen.

Auch die Schüler verstehen es, die vielen Neueingetretenen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. Diese Öffnung nach außen, diese Vorurteilslosigkeit gegenüber den

etwas Anderen, scheint mir ohnehin eine besondere Fähigkeit der hiesigen Population zu sein. Das bezieht sich sowohl auf die vielen Nordlichter, die sich der überwiegend sudetendeutschen Stammbevölkerung hinzugesellen, ebenso auf die ausländischen Kinder und die sehr zahlreichen Spätaussiedler. Vermutlich gibt es auf der ganzen Welt keine andere Schule, die von so vielen Kindern siebenbürgisch-sächsischer Herkunft besucht wird, nicht einmal in Siebenbürgen selber. Heute ist das alles gut bayerisch durchgewachsen, aber geblieben ist eine hohe Toleranz.

Die Schülerschaft erweist sich von Anfang an als eine einmalige Mischung von großstädtischer Hellhörigkeit und ländlicher Geborgenheit, gesellschaftlich gut durchmischt, also weitgehend frei von elitärem Hochmut, wozu auch die Nähe der beiden anderen Schulen beiträgt. Es gehen eben *alle* in *eine* Schule. Von einer Reproduktion der unteren, mittleren und höheren Schichten, wie sie dem dreigliedrigen Schulwesen mitunter vorgehalten wird, spüren wir herzlich wenig.

Doch wir stoßen auch an Grenzen,- unsere eignen wie die der Vorgaben. Ein großes Gymnasium aufzubauen, das voll den gymnasialen Ansprüchen zu genügen hat, und gleichzeitig einen in Scheinwerferlicht getauchten Schulversuch durchzuführen, belastet ungewöhnlich.

Besonders sorgfältig verfahren wir mit und in der Orientierungsstufe. Die Lehrerbegleitung durch die beiden Jahre, die vielen Elterngespräche, das Einstufungsverfahren, dem Besprechungen und Konferenzen vorausgingen, stiftet Vertrauen in die Lehrerschaft und das hier angewandte Verfahren. Das überhaupt gute Zusammenspiel von Elternschaft, einschließlich der wechselnden Elternbeiräte, und Schule entspricht ganz und gar den damaligen hohen Erwartungen, die in eine bürgernahe Schulbildung gesetzt werden.

Die am Ende der Orientierungsstufe ausgesprochene Empfehlung über die weiterhin zu besuchende Schulart findet große Zustimmung,- und wir ernten in den folgenden Jahren die Genugtuung, dass die große Zahl der in der Mittelstufe scheiternden Gymnasiasten deutlich zurückgeht,- ein, wenn auch bescheidener, Schritt in die richtige Richtung.

Aber die lerninhaltliche Annäherung von Gymnasium und Hauptschule verliert allmählich an Schwung. Eine curriculare Annäherung der drei Schularten in der Mittelstufe ist höheren Orts unerwünscht.

Doch wir haben in anderen Bereichen hinzugelernt: Etwa durch die Gewohnheit, uns die Schüler in ihrer Eigenart und in ihren schulische Fähigkeiten sehr genau anzusehen. Die ausführlichen Schülerbesprechungen in den Konferenzen belegen dies, und sie entwickeln sich zur wichtigsten pädagogischen Fortbildung, bedeutungsvoller als viele auswärtige Kurse, die ja fast immer fachbezogen sind. Wir

bemühen uns, den sich entwickelnden Menschen und nicht Stoffe und Noten in den Mittelpunkt zu stellen.

Enttäuschend bleibt die wissenschaftliche Begleitung des Schulversuchs: Wir werden nicht beraten, sondern haben vorwiegend Notenergebnisse zu melden. Dass pädagogische Orientierung und Schulklima statistisch nicht erfassbar sind, stört weder unsere Arbeit noch unser Selbstverständnis. Eine fruchtbare Zusammenarbeit entwickelt sich mit der landesweiten Schülerberatung, auch wenn die Auswertung der zu erprobenden Testbatterie viel Zeit kostet.

Dass ein Schulversuch einmal beendet sein würde, war von Anfang an klar. Ernüchternd ist nur, dass das Orientierungs- und Einstufungsverfahren nicht erhalten geblieben ist. Von 23 Versuchsschulen hatten *alle* für die Beibehaltung dieses bewährten Verfahrens plädiert; ein eindrucksvolleres positives Versuchsergebnis kann ich mir nicht vorstellen. Die Beibehaltung unseres Verfahrens hätte niemandem geschadet, aber vielen genützt.

Es spricht für dieses Kollegium, dass sich Bitternis und Resignation nicht einstellten. Wie Menschen in einer Schule miteinander umgehen, hängt ja nicht von dieser oder jener äußeren Schulform ab, sondern ist eine Frage der Einstellungen und praktischen Perspektiven. In meinen Augen ist *das* der bleibende, aber auch zerbrechliche Gewinn dieses Schulversuchs.

Mit Einführung der Kollegstufe vollendet sich der Gymnasialaufbau. Die Abiturergebnisse sind von Anfang an gut, über viele Jahre hinweg übertreffen sie den Landesdurchschnitt.

Dass sich in der Kollegstufe manches *anders* entwickelte, als sich die Initiatoren erhofft hatten, hängt wohl auch damit zusammen, dass ihre Einführung zeitgleich (tragischer Weise) mit den verschärften Zulassungsbedingungen der sog. Numerus-Clausus-Fächer zusammenfiel. Kein Wunder, dass eine Punktejagd bei manchen Schülern aufkam, die die sachliche Auseinandersetzung mit den Lehrinhalten zu überlagern drohte und mitunter sogar die menschlichen Beziehungen stören konnte. Aber ich bleibe dabei, dass das ursprüngliche, auch von Versuchskollegiaten mitgeprägte Modell, für das sich ja insbesondere die Hochschulprofessoren stark gemacht hatten, im Kern richtig ist,- und es wäre bedauerlich, wenn eine rückwärts gewandte Reform die Kollegstufe verwässerte, bis sie tatsächlich nichts mehr taugt.

Damit bin ich der Gegenwart nahe gerückt.

Im Zusammenhang mit der Kollegstufe entwickelte sich nach und nach eine solche Regeldichte, wie sie in früheren Gymnasien undenkbar war. Und das in einer Schule,

die ihren Stolz darauf setzte, dass die Lehrer hier nicht andauernd mit der Schulordnung unterm Arm herumspazierten, sondern sich auf den viel anstrengenderen, aber einzig richtigen und trotzdem rechtmäßigen Weg einließen, nämlich im pädagogischen Gespräch und im Appell an die Einsichtsfähigkeit das jeweilige Problem vor Ort zu klären und Konflikte eigenständig, ohne übergeordnete Autoritäten, zu lösen. Übrigens belastete kaum eine andere Schule die Schulaufsicht mit so wenigen Beschwerdefällen wie wir,- was man dort nicht ungern sah und uns auch einen entsprechenden Kredit einräumte.

Aber die sich langsam ausbreitende Überverwaltung,- etwa die Nachkontrolle der bereits kontrollierten Klausuren und Prüfungsaufgaben,- hat noch einen weiteren Aspekt. Der Satz "Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser", mag in manchen Lebensbereichen ja stimmen.

Meine Erfahrung als Schulmann geht in eine andere Richtung: Je mehr ich vertraue, desto besser kontrolliert sich eine Sache oder Person von selbst. Gewiss, Vertrauen ist nicht von vorne herein vorhanden. Man muss es erwerben, aber man kann es auch stiften. Der überregulierte Lehrer denkt zu viel in Verwaltungskategorien und daran, welche anstößigen Fehler er meiden muss, anstatt sich darauf zu konzentrieren, das menschlich Richtige auszudenken und zu tun. Staatliche Schulaufsicht muss wohl selbst in Zeiten allgemeiner Deregulierungsbemühungen noch sein, aber sie sollte sich zurücknehmen und nicht perfektionistisch ausweiten.

Man vergäbe sich auch nichts, wenn man etwa die Vorstellung kritisch überprüfte, ob denn wirklich an allen Schulen des Landes immer alles gleich sein muss. Schulen sind nun einmal per se verschieden, vom Standort wie Lehrpersonal her, von den Vorprägungen der Schülerschaft, vom elterlichen Milieu - und sehr unterschiedlich vor allem vom gewachsenen Schulklima. Jede Klasse hat ihre unverwechselbare Eigenheit und jeder Schüler natürlich auch. Und es ist, heute wie einst, gewissermaßen Schicksal, welche Schule man durchläuft, auf welche Lehrerpersönlichkeit man trifft,- ob man angenommen, optimal gefördert und zum aufrechten Gang ermuntert wird oder sich geduckt den unumstößlichen Abläufen anzupassen hat. - In meinen Augen genügten die gleiche Lehrerausbildung, die gleichen Lehrpläne und einheitliche Prüfungsaufgaben vollauf, das gymnasiale Niveau allgemein zu sichern. Alles weitere sollte sich vor Ort regeln und verantworten lassen. Gerade im pädagogischen Raum fällt dem Subsidiaritätsprinzip eine besondere, auch volkspädagogische Rolle zu. Und wenn dann diese oder jene Schule von einer anderen etwas abweicht,- worin liegt da ein wirkliches Problem? Etwa gar in der Studierfähigkeit der Absolventen? - Wäre es nicht geradezu wünschenswert, wenn Eltern *bewusst diese Schule* und keine andere wünschten? Mehr Konkurrenz täte unserm Schulwe-

sen sehr wohl, zumal die Privatschulen in ihrer Rolle als Vorreiter des pädagogischen Fortschritts aus vielen Gründen nicht mehr so viel bewirken wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Aus den Elfenbeintürmen der wissenschaftlichen Pädagogik erhalten die Schulen keine nennenswerten Signal; und die ganze Lehrergenerationen prägenden großen pädagogischen Persönlichkeiten, etwa wie die der Nachkriegszeit, sind auch nicht sehr zahlreich.

Vereinheitlichung ist irgendwie auch Stillstand, und *der* ist auch im Schulwesen auf Dauer nicht ganz ungefährlich,- übrigens auch für den einzelnen Lehrer nicht.

Zur Gegenwart dieser Schule gehört auch das schön renovierte Schulgebäude,- auch das freiwillige Zusatzgeschenk des Landkreises, nämlich diese für Feste aller Art bestens geeignete Aula. Was der Sachaufwandsträger während der letzten Jahre in dieses Schulzentrum investiert hat, ist *mehr*, als wir uns in den Jahren der Hilfslösungen erhofft hatten,- Anlass, dafür zu danken. Für Schüler und Lehrer ging vor gar nicht so langer Zeit eine schier endlose, überaus aufreibende Lärm- und Schmutzbelästigung zu Ende,- es waren harte „Baujahre“, die man zwar ohne öffentliches Geschrei, aber zeitweilig doch mit knirschenden Zähnen und blankgescheuerten Nerven durchhielt.

Nicht weiter aufhalten will ich mich bei der sogenannten „Überalterung“ der Gymnasialkollegien (hier und anderwärts), denn niemand weiß, was sich daran in nächster Zeit ändern ließe. Dass man gerade in Krisenzeiten im Bildungsbereich eher zu investieren als zu sparen hat, ist eine Einsicht, die sich weltweit durchgesetzt hat. Es geht ja schlicht und einfach um erträgliche Arbeitsbedingungen und die Effizienz und nicht etwa um höheren Lohn. Wie froh wären wir vor 25 Jahren gewesen, wenn es damals so viele gutausgebildete und einstellungsbereite Jungkolleginnen und -kollegen gegeben hätte wie heute. Auch kann man nicht übersehen, dass eine Unterstufenklasse von heute mit 30 Schülern wesentlich höhere Ansprüche an den Lehrenden stellt und wesentlich anstrengender ist als eine Klasse mit etwa 40 bis 45 vor zwei oder drei Jahrzehnten. Ein weites Feld..., das ich hier nur andeuten kann, ohne mich näher etwa auf das komplexe Thema der Lehrer-Frühpensionierungen einlassen zu können.

Was nun die *Zukunft* dieser Schule anbelangt, mache ich mir bezüglich des guten Geistes eines zielstrebigen Arbeitens und verträglicher menschlicher Beziehungen keine Sorgen.

Es könnte allerdings sein, dass die Schüler schon bald merken,- etwa angesichts eines bereits laut angedachten Auswahlverfahrens für Studienbewerber an den Uni-

versitäten,- dass es künftig nicht nur auf die Abiturnote ankommt, sondern vielmehr darauf, was der Einzelne, seine geliebten Freizeitaktivitäten etwas einschränkend, sich in autodidaktischem Verfahren zusätzlich im Laufe seiner höheren Schuljahre angeeignet hat, in welchem Maße er also seine Kenntnisse und Fähigkeiten so beherrscht und zu aktivieren versteht, dass er als Person überzeugt.

Auch manches Schulfach wird damit rechnen müssen, auf den Prüfstand seiner Notwendigkeit und Effizienz gestellt zu werden. - Und natürlich werden neue technische Informationsquellen und Lernprogramme allmählich auch unterrichtlich so richtig zum Zuge kommen.

„Tempora mutantur et nos mutamus in illis“, - dass die Zeiten sich seit der lebensgefährlichen Konfrontation des Gott sei Dank beendeten Kalten Krieges gewaltig ändern, merkt inzwischen jeder. Haben auch wir uns geändert? Was müsste sich an uns ändern? - Napoleon, mit Goethe *heute* sprechend, würde wohl nicht mehr ausrufen: „Politik ist Schicksal“, eher wohl: „Wirtschaft ist Schicksal“. - Die ungehindert global dahinfließenden Waren- und Geldströme, die infolge Automatisierung und Rationalisierung freigewordenen Arbeitskräfte und die offensichtliche Unmöglichkeit, allen Arbeitswilligen eine erwünschte Tätigkeit zu erschließen,- die öffentliche Armut einerseits und die gleichzeitige Ansammlung privaten Reichtums,- das hier nur als zeitgeschichtlicher Hintergrund,- das mögen andere, Kompetentere, beschreiben und kommentieren.

Muss sich auch Schule ändern? Wenn ja, in welcher Weise,- wenn nein, warum ausgerechnet Schule nicht auch, ist sie doch ein legitimer Abkömmling der jeweiligen Gesellschaft. - Wichtige Fragen auf einem weiteren sehr „weiten Felde“, über das nachzudenken man nicht mehr umhinkann.

Früher habe ich mich dagegen gewehrt, Schule als Reparaturwerkstatt für gesellschaftliche Fehlentwicklungen anzusehen, und auch heute zögere ich noch, ihr eine solche Rolle anzudichten, der sie, eingefügt in tradierte Strukturen und Bildungsziele, kaum gewachsen sein dürfte. Aber ich sehe keine andere Institution, der ich eine solche Aufgabe eher zutraute, am wenigsten den immer einseitiger auf Amusement eingestellten Medien.

Trotzdem: Es will mir scheinen, dass der in den vergangenen Jahrzehnten auch durch die Schulen kräftig geförderte Individualismus dringend einer *Ergänzung* bedarf. Natürlich spreche ich mich nicht gegen den Individualismus aus. Er ist die logische und berechtigte Entwicklung weg vom Kollektiv zum ausgeprägten Individuum, zur souveränen Person (aus der sich die Persönlichkeit entwickeln kann!) mit ihren eigenartigen Ansprüchen, sogar bis zur Selbstverwirklichung pur. Das sehe ich positiv, trotz gewisser Verwerfungen und theatralischer Egozentrik, mitunter sogar rücksichtslosem Egoismus. Der Individualismus war die richtige Antwort auf die unkri-

tische Anpasstheit und den naiven Verzicht des Individuellen zugunsten vielfach missbrauchter Gutgläubigkeit oder Gleichschaltung. - *Aber*: Das ist nur die *eine* Seite der Münze. Die *andere* scheint mir nicht mehr oder noch nicht wieder hinreichend ausgeprägt: Nämlich die Verpflichtung, den Anderen als Angehörigen unserer Solidargemeinschaft anzunehmen,- ihn nicht nur zu tolerieren, sondern sich auch *für ihn* und nicht nur das geliebte Ego verantwortlich zu fühlen,- bereit zu sein, ihm tätig zu helfen,- zu verhindern, dass die Schwachen straucheln und im Elend landen,- dass sich soziale Kälte ausbreitet!

Das klingt angesichts scheinbar automatischer Abläufe utopisch,- ist aber umso dringender erforderlich.

Ich wünschte mir, dass es durch Erfindungsreichtum in den Schulen,- durch eine „soziale Kreativität“ gelingen möge, modellhaft solche Arbeits- und Umgangsformen einzuführen, die das Miteinander, die praktizierte und nicht nur diskutierte *Solidarität*, in jedem Schüler zu einem solch selbstverständlichen Teil seiner Einstellungen machte, dass er weit, weit über seine Schulzeit hinaus neben sein Ego immer auch den Anderen stellt, den Mitmenschen, den Nächsten. Nicht auf Kosten der eigenen Bemühungen, seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu erweitern, denn die Zukunft erfordert sehr gut ausgebildeten und tüchtigen Nachwuchs. Aber auch *nicht gegen den Anderen*, um ihn zu verdrängen,- nach dem Motto: Der Ellenbogen ist das Maß aller Dinge.

Eine solche Ergänzung wäre auch ein Stück neuer Sinnstiftung, nach der der junge Mensch doch verlangt, dem es zu wenig Sinn macht, Schule nur als Lehranstalt oder gar als Kaderschmiede für künftiges Management zu verstehen.

Ich meine dieses: Soziales Bewusstsein darf nicht nur Gedankenspiel bleiben, und sei es ein auch noch so intelligentes. Es dürfte auch nicht nur auf wenige Schulfächer beschränkt werden nach der Devise: In den übrigen Fächern geht es nur um Fachlich-Wissenschaftliches,- für alles andere habe man dort keine Zeit. Natürlich geht es auch in allen ethischen, politischen und sozialen Fragen um sehr viel Fachliches. - Während der letzten Jahre hätte ich mir gewünscht, dass Schule zum Beispiel viel breiter in die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge einführen möge, damit der heranwachsende Bürger, der eigentliche Souverän in einer Demokratie, viel besser zu urteilen imstande wäre, was in der „schicksalsbestimmenden“ Wirtschaft abläuft und wie man sich dazu stellen könnte und müsste. - Aber wie wir wissen, wecken Fachkenntnisse *allein* noch nicht unbedingt Interesse im Sinne eines persönlichen Engagements.

Soziales Bewusstsein (und Gewissen) muss man tätig üben, erleben, erfahren. Es ist schauerlich, in welchem Tonfall mitunter über wichtige Primärtugenden gesprochen wird, etwa über das Dienen als „Dienst am anderen“. Mir leuchtet nicht ein, warum

nicht jeder Jungbürger dieses Landes, Männlein wie Weiblein, mindestens *ein* Jahr seines Lebens der Gemeinschaft zu dienen hat,- warum nur die Wehrdienstleistenden und die Zivildienstler? Es gibt unzählige Betätigungsfelder, wo ganz dringend Dienstleistung vonnöten ist!

Und was dabei ganz wichtig ist: Das Dienen hilft nicht nur anderen, es verändert auch den Dienenden. Es zeigt ihm nicht nur, wo diese Gesellschaft so mancher Schuh schmerzhaft drückt,- es stärkt auch sein Solidargefühl,- es macht ihn vielleicht auch als Wahlbürger immun gegenüber Bestrebungen, diese Gesellschaft einerseits zu spalten und in unerhörte Spannungen zu stürzen oder sie nur spielerisch zu zerstreuen. Wer in diesem Sinne dienen gelernt hat, wird auch in seinen Ansprüchen bescheidener. Wahrscheinlich werden wir, die Erdenbürger, die auf uns zurasenden globalen Probleme,- etwa die schon während der Lebenszeit der hier anwesenden Schüler sich verdoppelnde Weltbevölkerung und die immer wahrscheinlicher werdenden Klimaveränderungen -, nur meistern können, wenn wir in sehr viel stärkerem Maße die Verantwortung für das Ganze mitzutragen bereit sind und nicht immer *nur* privates Glück anpeilen.

Diese Schule pflegt seit zwei Jahrzehnten ein bescheidenes und doch großartiges Sozialprojekt: San Juan in Mexico-City,- es hätte schon längst einen Orden verdient. Aber es gibt auch noch viele zusätzliche und näher liegende Aufgaben. Mit einem Aufschwung zu mehr sozialer Kreativität, auch seitens der Schülermitverantwortung, könnte viel Gutes gestiftet werden und jungen Menschen, die das tun, Entscheidendes auf ihren weiteren Lebensweg mitgegeben werden. Damit werden die großen Weltprobleme zwar nicht gelöst, aber die Bereitschaft zur Mitverantwortung wächst von unten.

Gerade diese Schule, in der die Uhren immer etwas anders gingen, aber die Bereitschaft zum recht verstandenen Tun nie erloschen ist, scheint mir für so eine Erweiterung in ein neues kommunitarisches Verständnis von Gesellschaft und Einzelschicksal besonders geeignet. Es lohnte den Versuch,- der niemandem schaden, aber vielen (und uns allen) nützen kann.

(Ministerpräsident Dr. Stoiber, den ich bereits über 20 Jahre kannte und der uns wiederholt politisch geholfen und sich übrigens nie aktiv in den hiesigen Gesamtschulversuch eingemischt hatte, sprach anschließend. Auffallend, dass er das mitgebrachte Manuskript (vermutlich in der Gymnasialabteilung des Kultusministeriums aufgesetzt) ostentativ beiseite schob und zu einer direkt an mich gerichteten Replik ansetzte,- durchaus moderat im Ton und auch nicht unfair in der Argumentation, aber offensichtlich doch ganz hübsch aufgeheizt durch die in meiner Ansprache durchschimmernde Kritik an der bayerischen Schulpolitik, vielleicht auch

ein wenig gereizt durch den großen Applaus, den ich erhalten hatte. Ich hörte ihn höflich an, überlegte einen Augenblick, ob ich ihm nicht entgegen solle (denn er sprach mich ja persönlich an), was mir nicht schwer gefallen wäre, verzichtete aber darauf, weil das dieser Feierstunde sicher nicht gut bekommen wäre. Auf dem Wege zum Parkplatz, von meinem Nachfolger hinausbegleitet, sagte Herr Stoiber zu ihm, er möge alles tun, um diesen hier herrschenden Geist zu erhalten,- ich war verblüfft, als ich das hörte,- wieder ein schwer zu lösendes Rätsel.

Was Herr Stoiber nicht mehr sehen konnte: die vielen Gratulanten, die mir die Hand schüttelten.)

Anhang 3

In eigener Sache

Mit dem ersten Teil meiner Erinnerungen („Vom Karpatenbogen an den Alpenrand - meine Kindheit und Jugend“) begann ich bald nach meinem Übertritt in den Ruhestand; er erschien im Jahre 2000 im Selbstverlag.

Dass ich verhältnismäßig früh anfang, zurückzublicken, hängt sicher auch mit dem Freisein von beruflicher Verantwortung zusammen; ich meinte aber auch beginnen zu müssen, bevor diese oder jene Erinnerung im Dunste des Vergessens verblasste oder gar verschwand; diese Rechnung ist aufgegangen: Ich habe nur über das berichtet, was mir ganz deutlich im Gedächtnis haftete. - Auch ist nichts dazuerfunden worden, auch nichts Wichtiges weggelassen. Trotzdem war es mitunter nicht einfach zu entscheiden, ob diese oder jene Erinnerung im Rahmen einer solchen Autobiografie erwähnenswert sei oder weggelassen werden sollte. Aber ich habe nie etwas Unangenehmes unterdrückt, weil es mein Selbstbildnis vielleicht hätte trüben können. Also keinerlei Absicht einer Beschönigung,- aber ebenso auch keine positiven Übertreibungen, die mich in ein besseres Licht tauchen sollten.

Dasselbe betrifft auch den vorliegenden zweiten Teil (Fünfziger Jahre bis Jahrhundertwende), mit dem ich schon vor dem Druck des ersten begonnen hatte. Natürlich entstanden beide Bände nicht in kontinuierlicher Arbeitsweise, vielmehr gab es immer wieder Pausen, auch längere, weil Vordringlicheres zu erledigen war und mir das aktive Handeln wichtiger schien.

Beide Teile schrieb ich auf einem Laptop, den mir Sohn Florian zur Verfügung gestellt hat,- dabei sehr die Möglichkeit genießend, auf diesem überaus praktischen Instrument die vielen angefallenen Fehler mühelos beseitigen zu können, nachträgliche Gedanken einzuschieben oder Nichtgelungenes zu verändern oder gar zu eliminieren. Florian übernahm auch bei beiden Bändchen alle Verhandlungen mit der Druckerei und lieferte mir die gebundenen Bücher ins Haus; ich danke ihm herzlich dafür.

Von allem Anfang an war es nicht meine Absicht, diese Memoiren auf dem üblichen Buchmarkt zu veröffentlichen. Als Germanist bin ich ohnehin der Ansicht, dass viel zu viele Bücher erscheinen,- seit einigen Jahrzehnten wohl zunehmend auch leider aus vorwiegend ökonomischen Gründen. Folglich schwebte mir bei meinen Nieder-

schriften kein Leserbild vor Augen, dem ich mich in irgend einer Weise anzupassen hätte.

Allenfalls dachte ich an Leser, die mich kennen und sich dafür interessieren könnten, woher ich komme und wie ich geworden bin, was ich getan habe und wie ich das Leben betrachte. Ein wenig denke ich auch an den Leser in näherer oder gar fernerer Zukunft, dem ich berichten will, wie der Kosmos Busteni und die Heimat Siebenbürgen ausgesehen und mich geprägt haben, wer die Schiels waren und wie man dort so gelebt hat,- ein wenig Familiengeschichte also, ein wenig Ausgestaltung einer versunkenen Welt, und verhältnismäßig viel über Schule, die zwar keineswegs ausschließlich mein Lebensinhalt gewesen ist, mich aber doch seit meinen Studienjahren unentwegt beschäftigte.

Mich trieb keinerlei literarischer Ehrgeiz im üblichen Sinne,- allenfalls ein solcher, in einer ordentlichen Sprache sachlich richtig zu berichten,- in keinem gehobenen Stil, aber durchaus hie und da ein gewisses Leseverständnis voraussetzend. Es ging mir immer um die Sache, der sich die Sprache anzupassen hatte, und nicht um einen literarischen Eindruck, der die Form über den Inhalt zu stellen versucht. Ob mir das wirklich gelungen ist, kann ich selber leider nicht beurteilen.

Das Hauptmotiv zu einer solchen Lebensbetrachtung ist und bleibt aber das Verlangen nach einer Vergewisserung seiner selbst,- Selbstbetrachtung als Selbsterkenntnis, als Versuch, aus dem gezogenen Lebensbogen sich selber besser kennenzulernen. Nicht in der Weise, dass hier nach dem Lebenssinn gefragt wird. Leben ist als solches so sinnvoll, dass es keiner weiteren Sinnbestimmung bedarf. Der Lebende selber ist angehalten, seinem Leben einen Sinn zu geben, indem er es nach seinem Wesen und im Rahmen seiner Kräfte gestaltet. Aber über sich selber und die prägende Mitwelt zu schreiben führt ganz zwangsläufig dazu, dass man sich in schärferen Umrissen erfasst.

Und schließlich: Lebenserinnerungen nicht als Rechtfertigung. Gelebtes Leben muss nicht gerechtfertigt werden, es ist gültig, weil eben so und nicht anders geschehen. Aber das setzt voraus, dass es wirklich so gelebt wurde, wie es nun hier berichtet worden ist. Um diese Übereinstimmung habe ich mich bemüht.